

# Der Freiheitskampf der Burgen

von J. Scheibert

C. H. Weller

Berlin

S. W. Voltastr. 54

Der  
Freiheitskampf  
der  
Burgen



von J. Scheibert

C. A. Weiller  
Berlin  
5. W. Zeltowerstr. 54

# Der Freiheitskampf der Buren



von  
**J. Scheibert,**  
Major z.D.

W. Waller, Berlin  
Gallenstr. 11

ΔΟΣ· ΜΟΙ· ΠΤΟΥ· ΣΤΩ·  
·· ΚΑΙ· ΚΙΝΩ· ΤΗΝ· ΓΗΝ· ··



EX·LIBRIS·I·MAY·

J. MAY.

Abt. III-8.8  
Nr. 27

J. May  
1904.  
34.

**Scheibert,**

**Der Freiheitskampf der Buren.**

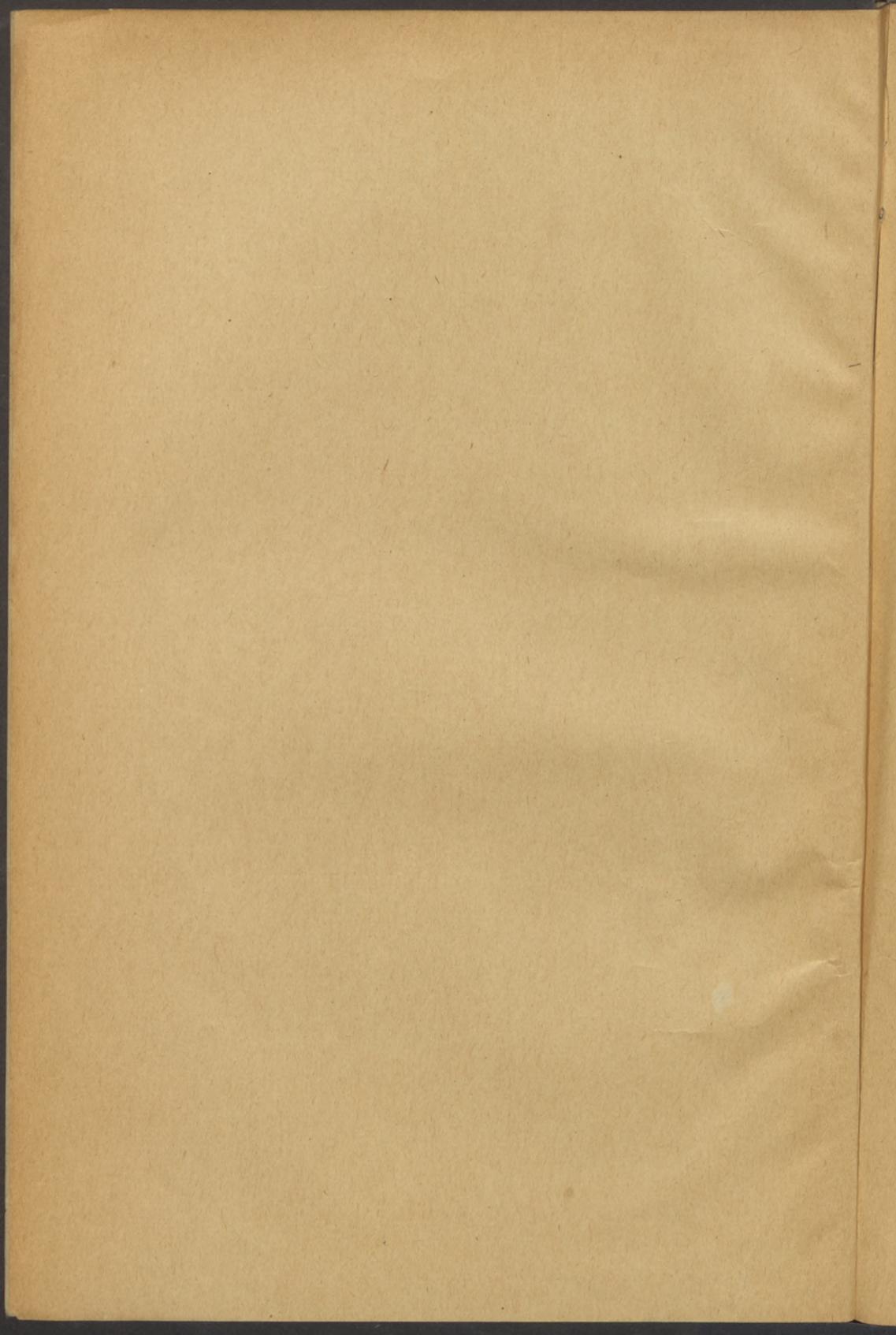


Abt. III. 8.6  
Nr. 27

J. May  
1904.  
34.

**Scheibert,**  
**Der Freiheitskampf der Buren.**







# Der Freiheitskampf der Buren.

und die

## Geschichte ihres Landes

von

J. Scheibert,

Major z. D.



In 2 Bänden.

Mit über 360 Abbildungen, Plänen und 1 farbigen Karte des  
Kriegsschauplatzes.

Band I.

Berlin W.

Verlag von A. Schröder.

1900.

Alle Rechte, auch das der Uebersezung, vorbehalten.



# Inhalts-Verzeichniß

## des ersten Bandes

	Seite
Der schwarze Welttheil . . . . .	1
<b>Die Buren.</b>	
Gestalt, Charakter, Sitten . . . . .	5
Familienleben . . . . .	10
Handel und Wandel . . . . .	11
Beihzucht . . . . .	15
Religiosität . . . . .	19
Buren und Eingeborene . . . . .	24
Gastfreundschaft . . . . .	29
Tapferkeit . . . . .	32
Buren und Afrikander . . . . .	36
Verfassung der südafrikanischen Republik . . . . .	39
Verwaltung und Diplomatie . . . . .	42
<b>Die Engländer.</b>	
England als Kulturträger . . . . .	46
Englischer Eigendünkel . . . . .	50
Die soziale Lage in England . . . . .	51
Englische Gemeinden . . . . .	55
Englische Spekulanten . . . . .	58
Englische Aristokratie im Kriege . . . . .	62
Englische Kriegsführung . . . . .	63
<b>Leben und Treiben in Südafrika.</b>	
Bodenbeschaffenheit und Klima . . . . .	68
Diamanten . . . . .	71
Gold . . . . .	79
Das südafrikanische Pferd . . . . .	90
Eisenbahnen . . . . .	93

	Seite
Die Staatsoberhäupter in Transvaal und im Oranjerestaat . . . . .	95
Kapstadt . . . . .	106
Natal . . . . .	110
Johannesburg . . . . .	114
Hafenstädte . . . . .	118
Buren-Städte . . . . .	121
Bloemfontein und Burgersdorp . . . . .	124
Die Deutschen in Südafrika . . . . .	127
Farbige . . . . .	130
Löhne und Bedienung . . . . .	138
Hotelwesen . . . . .	140

### Geschichtliche Entwicklung Südafrikas.

Urbewohner und Portugiesen . . . . .	145
Die Landung der Holländer . . . . .	148
Die Einwanderung der Hugenotten . . . . .	151
Die Entwicklung der holländischen Kolonie . . . . .	158
Die englische Okkupation . . . . .	163
Die Kapkolonie wird England zuerkannt . . . . .	167
Die ersten Zwistigkeiten . . . . .	170
Die Slavenfrage . . . . .	174
Sonstige Missstimmungen . . . . .	177
Der große Trek . . . . .	179
Buren-Expeditionen nach Natal . . . . .	183
Dingaans-Tag und Gründung der Republik Natal . . . . .	187
Natal wird englische Kolonie . . . . .	190
Britischer Länder-Hunger . . . . .	194
Sandriver-Vertrag und Gründung des Oranjerestaats . . . . .	198
Die Bildung der Transvaal-Republik . . . . .	202
Das heimtückische England . . . . .	206
Die Zeit der Wirren . . . . .	211
Finanznoth in Transvaal . . . . .	216
Gold und Diamanten . . . . .	219
Wer wird Präsident? . . . . .	224
Eine verbotene Reise nach Berlin . . . . .	227
Die Annexion Transvaals . . . . .	230
Durch Kampf zum Sieg . . . . .	239
Pretoria-Vertrag (1881) und Londoner Vertrag (1884) . . . . .	251
Die Niederwerfung der Farbigen . . . . .	255
Jameson's Einfall in Transvaal . . . . .	261

### Der Ausbruch des Krieges.

Die Kriegsstifter im englischen Parlament . . . . .	1
Geschäft und Politik . . . . .	3
Nachtisch . . . . .	7
Die beiden Staatsoberhäupter . . . . .	11

	Seite
Die Kriegsrüstungen der Buren . . . . .	14
Ein Hoffnungsstrahl . . . . .	19
Auf der Hut . . . . .	22
Die Panik in Johannesburg . . . . .	26
Zwei Kriegsreden . . . . .	31
Der Kriegsschauplatz . . . . .	35
Schwierigkeiten der Kriegsführung . . . . .	38

### Die britische Armee.

Rekrutirung . . . . .	42
Beföldung und Verpflegung . . . . .	43
Ausbildung und Beschaffenheit der Armee . . . . .	45
Offizierscorps und Oberbefehl . . . . .	46
Der Generalstab . . . . .	50
Mobilmachung . . . . .	51
Bewaffnung . . . . .	53
Die Kriegsformation . . . . .	59
Soldatenleben in Rhodesia . . . . .	61
Die Freiwilligen der Kolonien . . . . .	71
Gesammtbild . . . . .	76
Truppen-Einteilung am Kap . . . . .	78

### Das Heer der Buren.

Stärke und Wehrverfassung . . . . .	85
Die Artillerie von Transvaal . . . . .	86
Die Oranje-Freistaat-Artillerie . . . . .	88
Das Mausergewehr . . . . .	92
Die Mobilmachung . . . . .	99
Biwak-Ordnung . . . . .	103
Die Kampfweise der Buren . . . . .	107
Die Schwächen der Buren-Armee . . . . .	110
Das deutsche Freiwilligen-Corps in Transvaal . . . . .	116
Franzosen im Burenheere . . . . .	123
General-Kommandant Joubert . . . . .	124
General Cronje . . . . .	127
Armeeaufstellung der Buren . . . . .	128



3

Druck von Frankenstein & Wagner in Leipzig.

## Der schwarze Welttheil!

**I**n politischer und völkerhaftlicher Beziehung befindet sich das ganze Gebiet von Süd-Afrika zur Zeit im Stadium der Entwicklung und Gärung. Ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt, um dieses zu belegen!

Dort unten an dem Ozean liegen die modernen meistens von Engländern bewohnten und unter englischer Herrschaft und englischem Einfluß stehenden Hafenstädte; in und zwischen ihnen hat sich das Geschlecht der Afrikaner gebildet, ein Gemisch von weißen Völkern, das über das ganze Kapland zerstreut ist. Mitten unter den cultivirten Districten streuen sich die unterworfenen farbigen Stämme der Basuto-, Ost-Griqua-, Bwazi-, und Zulu-Länder ein, in denen die Eingeborenen sich, wenn auch sehr widerwillig, dem Sohn der Weißen beugen.

Jenseits der großen Alpenketten, die parallel der Südküste laufen liegen die beiden hauptsächlich von Buren bewohnten, zwei geordnete Staaten bildenden Republiken: die südafrikanische Republik Transvaal und der Oranje-Freistaat.

Alles um dieses herum ist Alles im Wachsen und Werden, Treiben und Drängen. Wer zählt die zahlreichen Stämme, deren Sammelname Kaffern ist? Unter ihnen nennen wir die Griquas und Betschuanas-Neger im Westen, die Hereros nördlich von ihnen, ferner nördlich von Transvaal die Stämme der Befukuni, Matabele, Maschona's, Marhoppis, Pondo's, Galekas, Schangans u. s. w. Diese Stämme, im Westen der Republiken fast gezähmt, im Norden jedoch bis in die neueste Zeit die Waffen zu überfallen, Fahrten und Kriegen ergreifend, bilden noch immer eine Gefahr für die Kolonien. Aus diesen sämmtlichen Stämmen versuchte der Pfarrersohn Cecil Rhodes ein staatliches Gebiet zu schaffen. Nur steht dieses auf thönernen Füßen, da es statt auf sittliche Fundamente auf Mammon und Goldgier gegründet ist und jetzt erst seine Probe bestehen soll.

Wir sahen im Süden die wilden doch tüchtigen Zulus und die zahmen aber weniger begabten Griquas und Zwazis bis mitten in die aufkeimende Kultur hineinragen. Noch hat die Geschichte der Völker in Südafrika kaum das erste Stadium erreicht. Sie ist in diesem Zeitabschnitte nicht unähnlich der Völkerwanderung, die vor über 1000 Jahren Europa und Asien erzittern ließ; das Leben und Treiben am Kap ist daher aktuell und in hohem Grade frisch belebt. Es bildet zugleich eines der interessantesten Kulturbilder der Neuzeit, in der Gärung der aneinander sich reihenden Massen, die unsrer Generation noch neue merkwürdige Bilder und Erscheinungen enthüllen wird!

Eines dieser Bilder rollt sich soeben vor uns auf, es ist das Ringen um die Herrschaft in Südafrika. So viel Platz für den

Einzelnen — und doch nicht genug für die sich befehdenden Nationalitäten! Ganz Transvaal hatte nach der Zählung von 1890 eine Bevölkerung von nur 119128 Weißen, d. h. es kommt, da der Flächeninhalt der Republik 294320 Quadratmeter beträgt, noch nicht einmal eine halbe Person auf den Quadratkilometer. Von diesen Weißen waren 104343 in Afrika geboren (59334 in Transvaal, 11527 im Oranje-Freistaat, 29384 in der Kapkolonie) 14334 stammten aus Europa (davon 8920 aus England, 1943 Deutsche, 1420 Niederländer) 451 aus anderen Welttheilen.

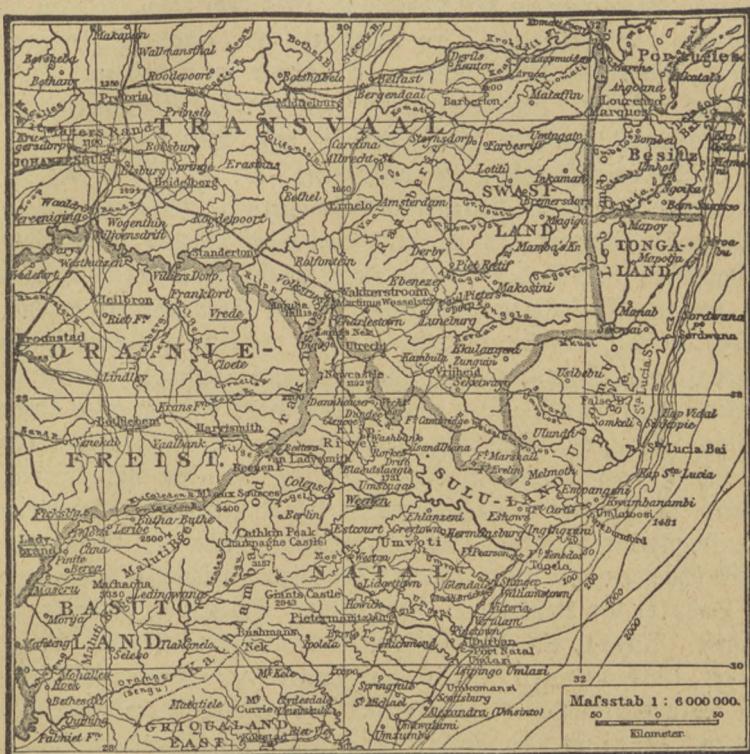
Aber der Boden ist werthvoll: er birgt Gold, Diamanten, riesige Kohlenlager, und um deren Besitz ist der Kampf entbrannt zwischen einem zwar kleinen, aber kräftigen, von Gemeinwesen, und dem gold- und slottentzündenden, in Reichtum und Luxus verwöhnten groß-



4 000 000 Eingeborene. 720 000 Weiße.

Verhältnis der Weißen zu den Farbigen.

der Hyperkulten noch nicht angefressenen Gemeinwesen, und dem gold- und slottentzündenden, in Reichtum und Luxus verwöhnten groß-



Karte von Südoft-Afrika.

mächtigen Britanien, dem Empire-Staate. Ehe wir diesen Kampf in unseren Blättern genau verfolgen, müssen wir ein klares Bild der beiden Völker geben, die in ernstem Kampfe einander gegenüberstehen.

Zu besserem Verständniß des Textes lassen wir aber zunächst einige der am häufigsten sich wiederholenden Ausdrücke und geographischen Begriffe mit ihren Erklärungen folgen, um später der Mühe der Erläuterung überhoben zu sein:

Afrikaner, ein in Südafrika geborener Weißer europäischen Stammes. Betschuanaland liegt an der Westgrenze von Transvaal und wurde 1895 von der Kapkolonie annexirt. Berg, ein kleiner Berg. Biltong, getrocknete Fleischstreifen, die die Buren als Feldproviant benutzen. Bloemfontein, Hauptstadt des Oranje-Freistaats. Boomplaats, die Oranje-Freistaatler erlitten hier 1848 eine Niederlage durch die Engländer. De Aar, Knotenpunkt ver-

schiedener Bahnslinien in der Kapkolonie, etwa 500 (engl.) Meilen von Kapstadt. Dasselboom, die Deichsel an einem Ochsenwagen. Donga, ein tiefer, steiler Graben; ein Spalt im Erdboden. Dorp, ein Dorf. Drift, eine Furt durch einen Fluß. Elandsfontein, Bahnhkreuzpunkt zwischen Johannesburg und Pretoria. Fontein, eine Quelle oder Fontäne. Graafreinet, ein Distrikt in der Kapkolonie mit vorwiegend holländischer Bevölkerung. Groote Schuur, „Die große Scheune“, der Wohnsitz von Cecil Rhodes in Newlands bei Kapstadt. Kalf Bay, Seebadeort dicht bei Kapstadt. Kham a, Häuptling des den Engländern freundlich gesinnten Stammes der Bamangwatos. Kloof, eine Bergschlucht. Kopjis, jede kleine Bodenerhebung, Hügel u. dergl. Kransk, ein Thal oder eine Schlucht zwischen zwei Bergen. Kurvehos, Leiter eines Transports; Führer eines Ochsenwagens. Laager, Kampirungsweise der Buren; die Wagen werden der Länge nach aneinandergestellt, so daß sie eine Art Barrikade bilden. Magaliesberg, Gebirgskette bei Rustenberg in Transvaal; Mittelpunkt der Tabakindustrie. Mochudi, Stadt der Eingeborenen in Betschuanaland. Naauwport Junction, wichtiger Knotenpunkt der Bahn in der Kapkolonie. Nek (Neck), Einsenkung zwischen zwei Bergen. Poort, ein Paß zwischen Gebirgsketten. Potchefstroom, älteste, 1881 belagerte Stadt von Transvaal. Rand, Abkürzung von Witwatersrand. Niemjje, an der Sonne getrocknete Lederstreifen. Rooinek, Rothals; Spottname für Engländer bei den Buren. Sluit, ein gewöhnlicher trockener Feldgraben. Spruit, ein kleiner Fluß. Taal, der Dialekt der Buren. Tugela River, Grenzfluß zwischen Zululand und Natal. Uitlander, jeder, der nicht transvaalischer Bürger ist. Veldschoen, grobe, von den Buren getragene Stiefel. Vierfleur, die vierfarbige transvaalische Fahne; horizontale rothe, blaue und weiße Streifen mit einem breiten grünen Längsstreifen an der Seite der Fahnenstange. Blei, ein kleiner Teich oder See. Volksraad, die Legislaturversammlungen von Transvaal und des Oranje-Freistaates. Vorlooper, der Mann oder Knabe, der das erste Paar eines Gespanns von 16 Ochsen führt. Voortreker, die ältere Burengeneration, die bis 1837 und darüber hinaus das Land urbar machte.

---

## Die Buren.

### Körpergestalt, Charakter und Sitten.

Ons dierbaar erf so duur gekop  
 Met blood en trane, Heer!  
 O, schenk ons dit mit Uwe hand  
 Op niuw in vrijheid weer.

F. W. Reitz.

Die Mitwelt würde kaum so regen Anteil an dem am Kap wüthenden Kriege nehmen, wenn das Volk, das um seine Existenz und um seine Unabhängigkeit, die hier eng mit einander verbunden sind, einen schweren Kampf aufgenommen hat, nicht Eigenschaften hätte, die ihm die Sympathien der gesammten Nationen, gewonnen haben.

Wo auf dem heutigen Erdenrund immer die Weihen (d. h. zumeist die Engländer) sich als Ansiedler niedergelassen und blühende Kolonien gegründet haben, trifft man fast dieselben Hotels, denselben Luxus in Haus und Stadt, dieselbe hastende Nervosität, denselben Wettkampf nach Geld und Gut; meist sogar dieselben Fundamente der Kultur auch Schulbildung und gesellschaftliche Beziehungen, ja Gesetze, Sitten und Gebräuche, die so ähnlich sind, daß, ob man in Chicago oder Melbourne die Augen aufmacht, man kaum glauben möchte, sich weit von Europas Residenzen entfernt zu befinden. Diese Ähnlichkeit der großen Städte ist es besonders, die dem Reisenden, der nur die großen Touren als globe-trotter durchmäßt, schließlich die Kulturstätten allenthalben monoton erscheinen läßt.

Ganz anders verhält es sich im Lande der Buren, die ein in jeder Beziehung eigenartiges in sich abgeschlossenes Völkergebilde vorstellen, als wäre ein Stück alt-holländischen Wesens aus der Zeit der Befreiungskämpfe erhalten worden.

In geistvoller Weise schildert Albrecht Wirth in seiner „Geschichte Süd-Afrikas“ den Charakter der Bewohner Transvaals mit folgenden Worten:

Am stärksten macht sich bei den Buren die ererbte Stammesart geltend, und zwar überwiegend diejenige, die auf niederdeutsche Abkunft weist. Die äußere Erscheinung gemahnt durchaus an die Holländer. Keilförmige Schädel, schlichte, aschblonde Haare, graue, wenig ausdrucksvolle Augen, ein mächtiger, oft eckiger und ungeschlachter Körperbau,



Burenfamilie in Nord-Transvaal.

reichlicher Bart, grade, sehr breite Nase. Die Frauen der Bewegung abhold, nicht selten von übergroßer Leibesfülle, wie solche in den Bildern von Rubens sich so breit macht.

Ebenso spricht sich in den geistigen Eigenschaften das Gesetz der Vererbung aus. Den Holländern ist ein ruhiger, besonnener Muth, Furchtlosigkeit gegenüber der Natur, Festigkeit und Ausdauer zu eigen; alles Tugenden, die der beständige Kampf mit der landgierigen See noch verstärkt und vertieft hat; des weiteren war in den Kriegen gegen die spanischen Selbstherrschäer eine unhändige Liebe zur Freiheit hervor-

getreten, der Sieg über Spanien aber hatte ihnen ein unverrückbares Selbstgefühl und das Bewußtsein, sich selbst alles zu verdanken gegeben. In den Geschäften des Friedens beweisen unsere niederdeutschen Vettern gesunden, nüchternen Verstand, Einfachheit und Sparsamkeit, zähe, zielbewußte Ausdauer und einen bei dem Alten beharrenden Sinn, der nie etwas von dem einmal erworbenen preisgeben mag. Diese Erbschaft kam den südafrikanischen Buren trefflich zu statten. Auch ihnen zeigte sich die beständige Notwendigkeit harter Arbeit, des Kampfes, des Fortschrittes und nicht minder der Opfer, die nothwendig sind, um die Eigenart, um die Existenz zu bewahren.

Ein ähnliches Bild giebt ein Herr Küster in Velhagen und Alsfing's Monatsheften:

Mynherr, noch mehr aber seine Frau, sind von riesigem Körperbau, und unwillkürlich fühlt man sich versucht, der Tradition Glauben zu schenken, die die Buren von den Friesen abstammen läßt. Im allgemeinen sind bei den Buren Männer wie Frauen von guter Mittelgröße. Die Frauen sind kräftig und vollentwickelt; haben sehr weiße Haut, blühende und hübsche Gesichtszüge, aber nur selten üppigen Haarwuchs; die Männer besitzen vierschrötige Gestalt, offenes, von großem Bart umrahmtes Gesicht und von der Sonne stark gebräunte Haut. Der Bur ist durchgängig von festem Charakter. Wenn auch Nüchternheit und Besonnenheit bei ihm im allgemeinen vorwiegen, so verbindet er doch Raschheit und Einfertigkeit in der Ausführung seiner Pläne und Arbeiten mit Ausdauer und großer Geduld gegenüber den Hindernissen und dem Ungemach; überdies besitzt er viel Selbstbeherrschung und kühle, Zurückhaltung bei Scharfsein und lebhaftem Temperament. —

Kleidung und Lebensweise sind überaus bescheiden. Kaffee, d. h. zum größeren Theil aus getrockneten Karotten bestehend, spielt im Haushalt der Buren eine große Rolle, er fehlt bei keinem Mahl und wird in großen Mengen getrunken; ob der Fremde einen schlichten Bauer oder den Präsidenten der Südafrikanischen Republik besucht, auf eine Tasse Kaffee kann er stets rechnen. — Die Kleidung ist für gewöhnlich äußerst einfach, und nur auf den Sonntagsstaat verwendet die jüngere Welt größere Sorgfalt. Die alte Mutter hält noch an ihrem einfachen schwarzen Faltenkleid ohne alle Verzierung und der gleichfalls schwarzen altholländischen Haube fest, aus der das volle Gesicht, wie aus einer gewölbten Fensterluke guckt, jedoch die moderne Burentochter hat außer Engelsch praten (sprechen) gelernt, mit der

neuesten Mode Schritt zu halten, sie weiß, was fatsoenlyr („cht“) ist, nur schwärmt sie für die entseßlichsten Farbenzusammenstellungen.



Ein Bur in behäbigen Verhältnissen.

So haben sich die alten, einfachen Sitten erhalten! Treu, ehrlich und fest ist der Bur, und zäh hält er am Ererbten fest, wie das in den Worten, die wir diesem Kapitel als Motto voransezten, so schön zum Ausdruck gelangt:

Unser theures Erbe so theuer erkaufst,  
Mit Blut und Thränen, Herr!  
O gib uns dieses aus Deiner Hand  
Auf's Neue in Freiheit wieder.



Junger Bur auf der Brautwerbung.  
Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von H. Bahr.

### Familienleben.

Der starke Familienfond der Holländer hat sich auf die Buren vererbt. Die Sippe ist der Hort des Mannes, den von allen Seiten Gefahren umdränen, die Sippe ist ihm die Bewahrerin von Religion, Sitte und Bildung. Gewöhnlich heirathet man ziemlich jung; die Vermählten bleiben etwa ein Jahr im Hause der Schwiegereltern, sich an ihrem Beispiele zu bilden; dann giebt der Schwiegervater dem Eidam einen Platz, auf dem sich dieser ein eigenes Haus errichten und eigenes Vieh ziehen mag, oder der junge Mann zieht ins Weite, um auf unbebautem Boden einen Fleck für sich und seine Lieben zu gründen.

Wie einfach — wir möchten sagen „altfränkisch“ — eine Liebeswerbung im Burenlande vor sich geht, erzählt in höchst amüsanter Weise der Schwede Kärrström, der von einem jungen Bur aufgefordert wurde, ihn auf der Brautfahrt zu begleiten:

Der junge Liebhaber hatte sich während eines „Abendmahles“ in die Schöne verliebt und beschlossen, förmlich um ihre Hand zu werben, zu welchem Zweck er eines Tages nach dem Handelsladen kam. Hier versah er sich mit einer Dose Confect und neuen Kleidern, darunter Glanzledergamaschen, Sporen an den Schuhen und einer Straußenfeder am Hute.

So ausgerüstet stieg er zu Pferd, indem er den besten Nenner im Stalle auswählte, worauf wir nach der Wohnung der Auserkorenen ritten, vor welcher er das Pferd tanzen und seine Künste zeigen ließ.

Darauf übergab er die Bügel nachlässig dem herbeieilenden Hottentotten, worauf er rasch aus dem Sattel sprang und ganz ungeniert vor den Fenstern auf und ab promenirte, um sich recht betrachten zu lassen, wohl wissend, daß hinter den Gardinen oder irgend einer Thürspalte die Augen der Geliebten nach ihm blickten. Dann trat er in das Haus, wo er zuerst der „Tante“, der Hausmutter, die Hand schüttelte und seinen „Guten Tag“ sagte, dann in gleicher Weise dem „Dom“ (Onkel) und nun erst der Braut und ihren Geschwistern bis hinab zum Kleinsten in der Wiege.

„Dom“ fragte, wie es „bei huis“ stehe? und als wir über den Gesundheitszustand eines Jeden Auskunft gegeben hatten, sowie über die Schafherde, das Vieh, die Fütterung, Zucht und den Ertrag, wobei wir unterdessen den Kaffee einnahmen, stand endlich der Freier auf und übergab der Auserwählten die Dose mit „Lachergoot“ (Leckerzeug, Confect) die sie lächelnd und erröthend annahm.

Der Augenblick war kritisch, denn hätte sie die Annahme des Geschenkes verweigert, so wäre dies gleichbedeutend gewesen mit einer Abweisung des Antrages oder mit einem sogenannten Körbe.

Eine frohere Stimmung und ein munteres Gespräch löste nun wie ein Zaubererschlag die frühere Stille ab und mehr oder weniger deutliche Beziehlichkeiten scherhafter Art wurden bis zum Abend gewechselt, worauf wir Unbeteiligten uns entfernten, während der Bräutigam eine gewisse Zeit der Nacht in der Vorkammer bei der Braut bleiben durfte.

Damit diese Zeit nicht bis zum Sonnenaufgang ausgedehnt würde, traf die „Tante“ eine Vorsichtsmaßregel, indem sie mit einer Nadel ein Zeichen in die Wachskerze stach mit dem Bemerken, daß sie „aufsitzen“ dürfen, bis die Kerze soweit zurückgebrannt sei, aber nicht weiter; ein Gebot, das auch von dem verliebtesten Bräutigam respektirt wird.

### Handel und Wandel.

Die Buren halten streng an ihren alten Gewohnheiten fest, betrachten Industrie und Bergwerksbetrieb mit Mißtrauen und erwerben ihren Unterhalt wie ihre Väter hauptsächlich durch Viehzucht. Alles andere liegt darum auch in den Händen des Ausländers (Uitlanders), und dies verursacht nicht geringe Unruhe unter den konservativen Buren, die zu ihrem Ärger eine Schaar Fremdlinge nach der anderen in ihr Gebiet eindringen sehn müssten.

Dagegen pfuscht der „Beebur“ (viehzüchtender Bur), der auf seiner Werv, fern von menschlicher Hülfe wohnt, in alle möglichen Handwerke hinein und bastelt sich mit den denkbar geringsten Hülfsmitteln alles mögliche zurecht. Er versteht zu lohen und zu gerben, zu zimmern und zu schmieden; er fertigt das Geschirr für die Zugochsen, einschließlich der starken, geslochtenen Zugtäue, arbeitet Lederflechte für Stühle, Bänke und Betrahmen, ja er besitzt sogar eine vollständige Schuhmacherei einrichtung und stellt ganz hübsch gearbeitete Schuhe für sich und die Seinigen her. Dem Ackerbau widmet er im Laufe des Jahres nur wenige Wochen Arbeit, da er nur für den eigenen Bedarf anpflanzt.

Aber auch die Mehousrou ist nicht unthätig. Sie leitet das ganze Hauswesen mit fester Hand, strickt und flickt, näht auch alle Kleider und Wäsche für Groß und Klein, bäckt Brot und kocht Seife, letzteres sogar über den Bedarf. Die nicht selbst verbrauchte Seife verkauft sie an die Händler (Winkeliere).

Die grözeren Kinder helfen bei der Arbeit gleich jedem Arbeiter, d. h. auf der Farm und bei den Heerden, sowie im Laden beim Verkauf von verschiedenen Sachen, hauptsächlich selbstgefertigter Erzeugnisse.

Wie schon in frühen Zeiten in den europäischen Ländern die Messen und Jahrmarkte im Anschluß an die kirchlichen Feste sich entwickelt haben, so ist in Südafrika der Samstag vor der Abendmahlfeier der wichtigste Geschäftstag im ganzen Vierteljahr. Die in der näheren Umgebung des Dorfes wohnenden Buren, welche den Morgenmarkt früh genug erreichen können, versäumen nicht, denselben mit ihren Produkten zu beschicken. Wenn daher um sieben Uhr Morgens die Marktglocke läutet, so entwickelt sich ein viel regeres Leben als an anderen Markttagen, und der Marktleiter, welcher den Verkauf sämtlicher Produkte auf dem Wege der öffentlichen Versteigerung bewerkstelligt, hat seine Stimmbänder einer harten Probe zu unterziehen. Praktisch, wenn auch Anfangs recht überraschend, ist aber dieses System des Markthandels, die Preise reguliren sich durch das mehr oder minder lebhafte Bieten der Marktbewohner aufs trefflichste, und es fällt das lästige Handeln und Feilschen ganz fort. Der Einkauf liegt lediglich den Männern ob, Frauen erscheinen niemals auf dem Markt, und es sieht mitunter recht possibilitàch aus, wenn Herr Pfarrer X. und Herr Dr. med. Y. mit dem Gemüsekorb am linken Arm und einer Schöpfenkeule in der Rechten dem häuslichen Herde zustreben. Die feilgebotenen Gemüse- und Fruchtsorten sind von vorzüglicher Beschaffenheit, ihr Dasein verdanken sie dem kleinen Brakrivier, der auch in der Trockenzeit spärliches Wasser führt. Oberhalb Middelburg ist im Flußbett ein Dam (Teich) angelegt, von wo aus der Ort durch ein sorgfältiges Verieselungssystem mit Wasser versorgt wird. Von den gemauerten Gräben in den Straßen wird es in die Gärten geleitet, ein besonderer Wächter reguliert die Wasserzufuhr und sorgt dafür, daß jeder Besitzer genau zur bestimmten Stunde seinen Bedarf erhält. Da der Fluß aber in der Trockenzeit, nämlich in den Frühlingsmonaten August bis Dezember, nur eine beschränkte Wassermenge liefern kann, so hat nur eine fest bestimmte Anzahl von Grundstücken das Recht, das ganze Jahr hindurch Wasser zu beanspruchen. Der Werth eines solchen Watererf (Wassererbe) ist daher ungleich höher als der eines Droogenerf (Trockenerbe), welches zum Bepflanzen fast unbrauchbar ist. In einem Jahre so erzählte man mir, war die Dürre so arg, daß der Fluß nahezu trocken war und die Wasserzufuhr kaum ausreichte, um die Anpflanzungen in den Gärten am Leben zu erhalten. Da fiel es den Fremden, die nach



Großer Markt in Johannesburg.

Bailett.

THE MORNING MARKET.

Middelburg kamen, auf, daß die Thurmehr eine halbe Stunde später zeigte als die Eisenbahnühr. Fragte man nun, warum denn die Uhr nicht richtig gestellt würde, so bekam man zur Antwort, daß könne vor dem nächsten Regen nicht geschehen, denn andernfalls müßten an demselben Tage, an welchem die Uhr gestellt würde, so und so viele Gartenbesitzer von ihrer „Wasserzeit“ eine halbe Stunde verlieren, und dieser Ausfall sei genügend, um ihnen gewaltigen Schaden zuzufügen.

Eine Straßenerscheinung, die am heutigen Tage besonders auffällt und große Anziehungskraft ausübt, sind die zahlreichen öffentlichen Versteigerungen. Wer irgendwie Möbel, Hausgeräth, Vieh,



Ochsenwagen zum Markt fahrend.

Konkurswaaren, Grundstücke u. s. w. loszuschlagen hat, wartet damit bis zum nächsten Nachtmahl, dann sind Kauflustige in mehr als genügender Zahl im Ort, und die gebotenen Preise übersteigen oft die ursprünglichen Ladenpreise nicht unerheblich. Daß in den Kaufläden sich ebenfalls eine enorme Geschäftstätigkeit entwickelt, ist selbstverständlich; hunderterlei Bedürfnisse sind für die nächsten Monate zu befriedigen, und andererseits haben die Buren ihre Vorräthe an Wolle, Straußenfedern, Getreide, Häuten u. s. w. beim Händler unterzubringen. Es sind oft ganz gewaltige Summen, mit denen hier gerechnet wird, und die Stores eines so kleinen Dorfes von kaum 2000 Einwohnern haben eine Größe und beherbergen einen Waarenreichthum, den man hier schwerlich erwartet.

Die Bureaus der Advokaten sind an solchem Tage auch nicht leer, denn wenn der südafrikanische Bur auch lange kein so eifriger „Prozeßhansl“ ist wie sein deutscher Kollege — die Gerichts- und Anwaltskosten sind in Südafrika hasträubend hoch — so kann er doch den Rechtsbeistand nicht ganz entbehren. Dagegen gänzlich unentbehrlich ist ihm der Arzt, der bei jeder Kleinigkeit sofort angegangen wird und zu dem er kein Vertrauen haben würde, falls er ihm nicht Arznei in großer Menge und zu hohem Preise verordnete. Die Nachtmahlstage sind für den Arzt eine wirkliche Kraftprobe, tagüber von früh bis spät ist er von seinen Landpatienten umlagert, so daß er kaum Zeit gewinnt, einen Bissen zu sich zu nehmen. Ja, wenn es noch alles Patienten wären! Aber da ist eines der zu Hause gebliebenen Kinder oder einer von den schwarzen Jongens krank oder ein Nachbar fühlt sich nicht ganz „extra“ und hat seinem Freund die Krankheit beschrieben, mit dem Auftrag, dies wiederum dem Doktor mitzutheilen, damit dieser Rath und Hülfe schaffe. Dabei wird dem schweißtriefenden und nervös abgespannten Jünger Nesuklaps der Fußboden des Sprechzimmers derartig voll gespuckt, daß dieses schließlich einem Sumpfe gleicht; ist aber endlich das schwere Tagewerk vollbracht, so werden in der Stille der Nacht einige Schock Arzneien angefertigt. So geht es drei Tage und zwei Nächte hindurch, ehe der Geplagte endlich zur Ruhe kommt, d. h. zu seinem täglich gewohnten Dienst zurückkehrt.

### Viehzucht.

Eine echt niederländische Eigenschaft ist die Lust am Wandern und an der schon erwähnten Viehzucht, die noch heute dem Buren am meisten Freude macht und ihm am besten glückt.

Die Karroo bietet dem Buren den besten Grasboden zur Viehweide. Die Hochebenen sind überhaupt von den Viehzüchtern am meisten gesucht. Die Schafzucht wird fast ausschließlich dort betrieben, die kühtere Jahreszeit ist jedoch den Herden zu rauh und wasserarm, weshalb der Bur dann seine Farm der Obhut einer seiner Leute überläßt und mit seiner Herde in das Buschfeld wandert, wo selbst auch im Winter (Juni, Juli, August) genügend Gras und Wasser vorhanden ist. Hier hat er entweder einen Unterschlupf oder wohnt in den Wagen und Zelten und liegt der Jagd ob.

Die Herden sind, nach Schmeizer, an die Züge so gewöhnt, daß sie von selbst aufbrechen würden, wenn etwa die Farmer beim



Inventarisation des Biechbestandes einer Burenfarm.



Wachtposten der Buren gegen Eindringen der Kinderpest.

Abzuge vom Hochfelde und vor der Rückkehr auf der Jagd sich ver-  
späten sollten. Dem Neisenden begegnen bei Beginn des Winters oder  
Frühjahrs oft lange Heerdenzüge, die ohne menschliche Begleitung den  
gewohnten Weideplätzen zuziehen.“

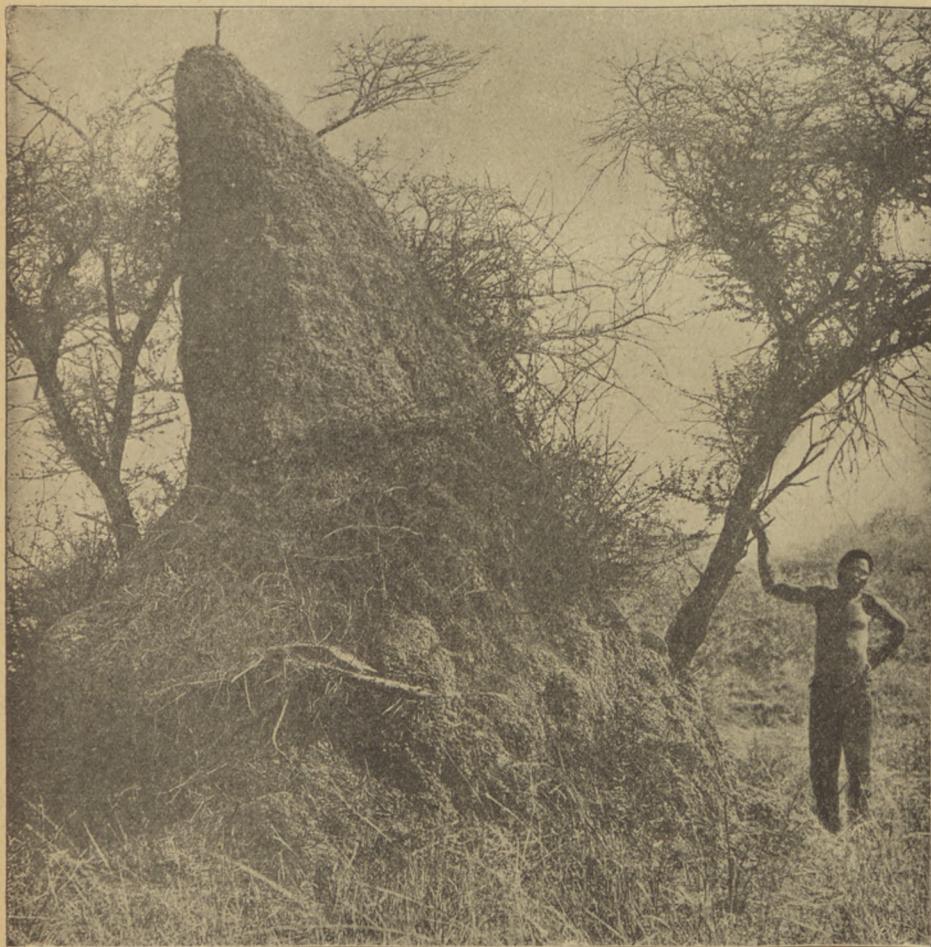
Auch von diesem Zweige der Beschäftigung der Buren giebt  
Kärrström ein Bild, das uns in die Einzelheiten ihres Lebens  
einführt: Der Bur, den ich am häufigsten besuchte, war ein wohl-  
habender Mann, der zwei Farmerhäuser besaß, eines aus Stein gebaut  
auf „Hochveld“, d. h. auf der Hochebene, wo er sich mit seiner Herde  
im Sommer, d. h. vom September bis Mai aufhielt, das andere,  
kleiner aber gut gebaut im Flachlande, wo er die übrige Jahreszeit  
verbrachte. Die Einrichtung und Möblirung des ersten war einfach  
und aus Yellowwoodholz, ohne alle Zierarten und Luxusartikel. Sofas  
und Stühle hatten Sitze aus Niemen, und Bockfellen. Diese, die behaarte  
Seite nach außen gekehrt, dienten zu Ueberzügen und Bodenmatten.

Nebengebäude für das Bieh gab es nicht (nur einen Stall für  
die Pferde), ihre Stelle vertrat ein mit einer Mauer aus Steinen ein-  
gehegter runder Platz, „Kraal“, auf welchem das Melken und die  
Schaffschur stattfand. Der Boden des Wohnhauses bestand aus fest-  
gestampfter Erde, mit Kuhdünger direkt vom „Kraal“ bestrichen, ein  
eigenthümlicher Gebrauch zum Schutz gegen die in Afrika so zahlreichen



und schädlichen Ameisen. Diese werden dadurch verhindert in den Raum einzudringen, wo sie in kurzer Zeit alles bis auf die hölzernen Möbel verzehren würden.

Ameisenmester<sup>®</sup> fest aus Lehm gebaut und fast immer mehrere Fuß hoch und mit großem bogenförmigen Eingang versehen, findet



Ein Riesen-Ameisenhaufen.

man allenthalben, und der Schaden, den sie anrichten, ist nicht unbedeutend. Dennoch ist der Boer ihr Feind nicht. Wo keine Ameisen sind, da ist das Land „sauer“ und bietet keine Weide; wo Pferde und Ochsen aber den Boden gedüngt und festgetreten haben, da wird es „süß“, und dann kommen die Ameisen herbei.

Leider hat in den letzten Jahren die Kinderpest, von Betschuanaland ein dringend, der Viehzucht vielen Schaden gethan, so daß man sich im Jahre 1897 genöthigt sah, längs der Grenze einen Meilenlangen Zaun aus Stacheldraht zu ziehen und allenthalben Posten zur Abwehr sich etwa annähernder Viehherden aufzustellen. Mancher Bur ist durch diese Seuche verarmt, jetzt scheint der Weiterverbreitung derselben aber glücklich Einhalt gethan zu sein.

### Religiosität.

Das Fundament, auf dem sich die Sitten, Anschauungen und damit die Thaten der Buren gründen, ist ihre tiefe Religiosität.

Auf den Turmen werden große Familien- und religiöse Versammlungen abgehalten, wo eine der Packbuden als „Gebetshaus“ dienen muß. Man kann in solchen Fällen bis fünfzig Ochsenwagen und ebenso viel „Kapecarts“ d. h. Gigs mit Burenfamilien aus der Nachbarschaft beladen, zählen.

Wir können kein besseres Bild von den Vorbereitungen zum Gottesdienst haben, als durch Wiederholung des sehr anschaulichen Berichts, den Herr A. Passarge aus Middelburg in der Kreuzzeitung veröffentlichte. Er beschreibt die Fahrt zu einem Nachtmahl (Abendmahlssfeier), das alle Vierteljahre gefeiert zu werden pflegt. Middelburg liegt in Transvaal, etwa 100 Kilometer östlich von Pretoria. Es ist Sonnabend, der morgende Sonntag ist der erste im neuen Vierteljahr und hat daher eine besonders wichtige Bedeutung; denn an ihm findet in der Nederduitsche Gereformeerde Kerk die Abendmahlssfeier statt. Darum wimmelt heute das Dorf von zahlreichen Buren und ihren Familien, von allen Seiten kommen die zweiräderigen hohen Kapkarren mit weißem Halbverdeck herein kutschirt, und überall herrscht Leben und Bewegung. Der schlichte, streng religiöse Sinn der holländischen Buren macht es ihnen zur unabsehbaren Pflicht, dem viermal im Jahre stattfindenden Nachtmahl beizuwohnen; nur Krankheit und nicht zu überwindende Hindernisse können das Wegbleiben entschuldigen.

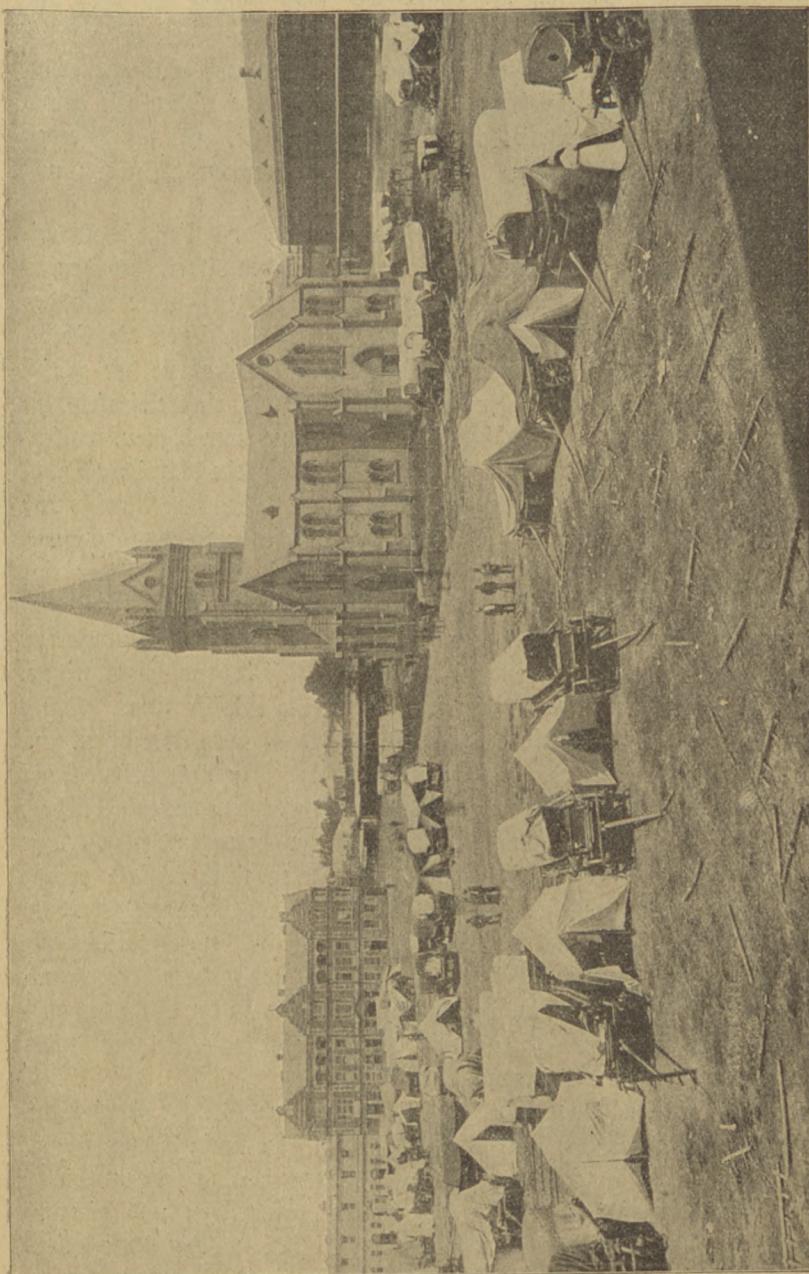
Da die Nachbarorte mindestens eine Tagereise von Middelburg entfernt liegen, haben die an den Grenzen des Kirchspiels wohnenden Buren sechs bis sieben Stunden lang zu fahren, ehe sie das Dorf erreichen, und erst am Montag Abend können sie wiederum auf ihrem Plaats zurück sein. Darum hatte man am Freitag die Pferde tagüber im Veld d. h. in der buschigen Karroo, frei herumlaufen lassen, der Ou Baas (spr. Au Baas, d. i. alte Herr) und seine erwachsenen Söhne



Reisewagen in der Karoo.

hatten sich tüchtig in der Wirthschaft getummelt und den Tongens, den farbigen Knechten, Anweisungen für die Tage der Abwesenheit gegeben. Natürlich würden diese nicht im geringsten befolgt werden, wenn den halbwüchsigen Kindern der Buren nicht gleichzeitig eingeschärft worden wäre, nach dem Rechten zu sehen. In gleicher Weise war die wohlbelebte Ou Brou (sprich Au frau) im Hause besorgt gewesen; sie hatte gekocht und gebacken, einen Vorrath an Lebensmitteln, Koch- und Tischgeschirr in die Kiste gepackt und vor allem sich überzeugt, ob auch die große Kaffeetrommel reichlich gefüllt war.

Am Sonnabend ganz früh ist die Familie beim Hausgottesdienst mit darauf folgendem Frühstück vereinigt, die Hausfrau und die Männer in schwarzen Kleidern, die Töchter glänzend wie die Pfauen. Vor dem Hause wartet schon der Wagen; Cupido, der Hottentotte, hält mit Mühe die ungeduldigen Pferde beim Bügel. „Stadig (ruhig), Siroop! — Blom!“ ruft er den stampfenden Mähen zu. Endlich erscheint die Familie auf dem Stoep, der aus flachen Schieferquadern



Pretoria und die Nachtmalszüge mit ihren Wagen.

gemauerten Plattform vor der Hausfront, man besteigt die Karre und packt und rückt sich darin zurecht; zuletzt der Ou Baas, er hat sich erst überzeugt, ob der Kasten mit den Vorräthen und eine genügende Anzahl Havergerben (Hasfergarben) für die Pferde hinten fest genug gebunden sind, dann ergreift er Bügel und Peitsche, ruft den Pferden ein kräftiges „vat!“ (faßt) zu, und dahin stürmen „Shrup“ und „Blume“ mit ihrer Last.

Mehrere Stunden geht die Fahrt durch das flache Veld mit seinem Teppich, den der niedrige, zähe Karrooboden bildet, zuweilen an einer Blei (Teich) vorbei, kenntlich an dem dichten Grase und den hohen Büschchen. Dunkelbraune Kopjes (Berge) durchsetzen die Ebene, ihre Bögen begrenzen die Fernsicht, aber hoch überragt sie der große, plumpe Granitstock des Rhenosterberges, der wie ein Riesenfels die ganze Gegend beherrscht. Heiß scheint die Sonne vom blauen, wolkenlosen Himmel nieder, die Luft ist so trocken, daß kein bläulicher Dunst die Ferne verschleiert, auch die weitesten Berge lassen ihre Umrisse und Falten haarscharf erkennen. Herden von Schafen und Angoraziegen, Gruppen von Bester (Rindvieh) und Strausen weiden auf den eingezäunten Flächen. Die Drahtzäune kreuzen oft den Weg, dann muß der Wagen halten, und einer der Insassen öffnet das Hek (Baunpforte). Zuweilen ist ein Sloot, das ist eine vom Regen tief ausgewaschene Rinne, oder ein Rivier zu passiren, der jetzt nur wenig Wasser führt. Dann geht das Gefährt erst steil bergab, als wollte es vorn überfallen, und an der anderen Seite ebenso steil in die Höhe. In dem tiefen Sand und Grus des kleinen Brakrivier ist ein Ochsenwagen stecken geblieben, und nur mit Mühe kommt die Karre in der engen und schwierigen Passage an dem Hinderniß vorbei. Der Weg zieht sich als gerade gelbe Linie über das graugrüne Veld hin, die Fahrenden gewahren vor sich in der Ferne mehrere Staubwölkchen, aus denen zuweilen wie ein Segel ein weißer Fleck hervortritt; es sind andere Karren mit ihren weißen Halbverdecken, heute fahren sie alle in der Richtung nach Middelburg, keine kommt entgegen. Endlich liegt das Ziel der Fahrt vor den Augen der Nachtmahlsgäste.

Im Westen lehnt sich Middelburg an eine Gruppe Kopjes an, nach den andern Seiten aber blickt es frei in eine flache Ebene hinaus, die ringsum von Kopjes eingerahmt ist; darüber hinaus ragt im Süden der hohe Rhenosterberg. In der weiten graugrünen und gänzlich baumlosen Fläche mit ihrer dunkelbraunen Einfassung von Kopjes liegt der Ort wie eine Bauminsel; man glaubt einen Park vor sich zu haben, so tief versteckt liegen die Häuser im lichten Grün der Bäume,

nur wenige Gebäude sind sichtbar. Das Wahrzeichen Middelburgs, der viereckige zinnengekrönte Thurm der niederdeutschen reformirten Kirche ragt als weißer Würfel über die Wipfel der Baumkronen. In scharfem Trabe jagt der Wagen nun durch die baumbepflanzten schattigen Straßen des Dorfes, vorbei an den niedrigen Burenhäusern mit dem Stoeg vor der Front und den gemauerten Voors (Wassergräben) vor denselben, vorbei an großen Waarenhäusern, deren Güter bis auf die Straße aufgestapelt stehen, und endlich hält das Gefährt vor einem mit grünen Läden fest verschlossenen Hause. Während die männlichen Insassen die Pferde ausspannen, haben die weiblichen die Thür aufgeschlossen, die Fensterläden öffnen sich, und nach langer Ruhepause herrscht wieder Leben in den vier Wänden. Wer von den Buren es irgend kann, besitzt im Orte seiner Kirchengemeinde ein eigenes Haus mit allem nöthigen Inventar, woselbst er und die Seinigen hausen, wenn sie hin und wieder mal „hereinkommen“, sonst steht es aber unbenuzt und leer. Andere suchen bei Verwandten und guten Freunden oder im Logieshuis Unterkunft. In manchen Orten, die zu klein sind, um so viele hundert Nachtmaalsgäste zu beherbergen, entsteht an der Außenseite plötzlich ein Zeltlager, und es entwickelt sich hier ein Bild afrikanischen Wanderlebens, das an die Zeiten der „Bortrekker“ erinnert, denen die beiden Burenrepubliken ihr Dasein verdanken.

Mit eingetretener Dunkelheit wird es still auf den Straßen und das geschäftliche Treiben geht zur Ruhe. Aber in den Bars der Gasthöfe geht es noch laut und lustig zu, da trifft man beim Glase Whisky oder Dop (Traubenbranntwein) zusammen und nun macht sich das politische Herz Luft. An Rhodes, dem Alartsvhaud (Erzfeind), wird kein gutes Haar gelassen, Krüger und Dr. Hofmehr in Kapstadt werden in den Himmel erhoben, und einem etwaigen Dr. Jameson No. 2 ein noch schlimmeres Ende prophezeit als dem ersten. Endlich mit dem Glockenschlage neun läutet auf dem Markt die Staffnerglocke, nach welcher kein Farbiger bei strenger Strafe sich auf der Straße sehen lassen darf. Aber auch bei den Weißen stellt sich um diese Zeit das Verlangen nach der häuslichen Ruhe ein, und eine Stunde später liegt das ganze Dorf in tiefster Stille und im Frieden, die während der langen Nacht durch das Massengekräh der Hähne und lang anhaltendes Hundegebell oft genug gestört wird.

Am nun folgenden Sonntage beim Läuten der Kirchenglocke wandeln die Abendmahlsgäste in großen Scharen langsam in gemessenen Schritten und mit halb gesenkten Häuptern, Gesangbuch und

Bibel unter dem Arm, zum Gotteshause. Ich habe noch nie einer so würdigen und so tief zu Herzen gehenden Feier des heiligen Sakramentes beigewohnt, wie in der niederdeutschen reformirten Kirche Südafrikas. Der lange, weiß gedeckte Tisch inmitten der Kirche, an welchem man Platz nimmt, der am Hauptende sitzende Geistliche, der Brot und Kelch, einem Nachbar reichend, bei allen Theilnehmern herumgehen lässt, der tiefe heilige Ernst und kindliche Ausdruck in den bärigen, harten Gesichtern der Männer und den sanften Zügen der Frauen, — es ist wie das Bild eines Lionardo da Vinci.

### Buren und Eingeborene.

Eine andere Seite ist die Kunst der Buren, die Eingeborenen richtig zu behandeln, indem sie dieselben einerseits in gemessener Entfernung halten, sie aber gerecht und human behandeln. Sie stehen darin in vollständigstem Gegensatz zu den Engländern, die die Eingeborenen politisch auf eine Stufe mit sich stellen, dagegen sich keinen Augenblick besinnen, sie zu Tausenden hinzuschlachten. Wir müssen diese Sache deshalb klar stellen, weil man sonst eine der Grundursachen dieses Krieges nicht versiehen würde.



Naffer im Kriegsschmuck.

Der Neger ist viele Generationen in der Kultur zurück und durch keine Kunst plötzlich auf die Höhe der Bildung des durchschnittlichen Weißen zu heben.

Seine natürliche Stellung ist daher die des Dienenden; er fühlt sich dann in der richtigen Weise und befindet sich wohl dabei. Die gänzlich mißlungene staatliche Gleichstellung der Schwarzen in der nordamerik. Union ist von einer desto tiefen geselligen Nichtachtung und moralischen Mißhandlung dieser Leute begleitet gewesen.



Nomadisirende Säftern.

So geht es auch in Afrika. Mit Recht sagt Clarn, selbst ein Engländer:

„Während der 3 Jahre, die wir das Land besetzt haben, sind mehr Unruhen bei den Eingeborenen vorgekommen, als in den dreißig Jahren, während deren es die Buren verwalteten. Unsere Eingeborenenpolitik war schändlich!

Als wir das Land übernahmen, war alles in Ordnung. Was aber war vorgefallen, als wir den Buren das Land wieder zurückgaben? Da mußten nicht wir, sondern die Buren anordnen, daß alle Sklaven in Freiheit gesetzt würden. Damit mußte ein Unrecht, das britische Beamten begangen hatten, gut gemacht werden. Wir hatten in offizieller Form das demütige Geständnis unserer früheren Beamten, daß in Potschefstrom 800 Schwarze und in Pretoria einige hundert als Sklaven gehalten wurden.“

Dieses nahm sich allerdings merkwürdig aus, gegenüber den Beschuldigungen der Briten, daß die Buren mit den Eingeborenen nicht umzugehen verstehen.

Der Krieg, der gegen Sekukuni ausbrach, zeigte gerade das Gegentheil, dennoch blieben die Engländer heuchlerisch bei ihrer völlig falschen Behauptung.

Aus englischer Feder stammt folgende Schilderung der damaligen Begebenheiten:

Die Zulus weigerten sich zu fechten. Als am 9. August auf die Widerspenstigen die Kanonen gerichtet wurden, pflanzten sie ruhig und kaltblütig ihre Bajonette auf und riefen den Engländern trozig zu: „Wir können eben so gut fechten wie Ihr!“ Und die ehrenwerthen Briten mußten sich von diesen schwarzen Bundesgenossen und vielgeliebten Waffenbrüdern das Wort „Feigling“ ruhig gefallen lassen.

Wie selbst die Eingeborenen den Zustand der glorreichen und mächtigen Britannia richtig erkannt hatten und dementsprechend beurtheilten, zeigt folgender kleine Vorfall.

Makropetse, einer von Sekukunis Indunas oder Rathgebern erging sich in langen Gesprächen über die Macht seines Herrn. Ein Einwohner Lydenburgs erwiderte ihm: „Die Engländer sind nicht wie die Buren; sie haben Soldaten, welche nur da sind, um zu kämpfen, und können Regiment auf Regiment senden, um ihre Flagge zu schützen.“

Der alte Kaffer lachte und antwortete dem Weissen:

„Wenn Sekukuni das erfährt, möchte er ohne Zweifel bange

sein vor den Erzählungen, welche Engländer über ihre eigene Stärke und den eigenen Ruhm schreiben. Aber er würde viel mehr Angst vor hundert wilden Hunden haben, als vor Millionen papierener Soldaten.“ („But he would feel much more afraid of a hundred wild dogs, than of millions of paper soldiers.“)

Sekukuni ist, wie Merensky berichtet (Erinnerungen aus dem Missionsleben, Berlin 1888), nur durch erdrückende Uebermacht besiegt worden. Nachdem viele Unterhäuptlinge von ihm abgefallen waren, verfügte er blos noch über 4000 Krieger. Dagegen standen auf englischer Seite 3000 Weiße und 8000 Schwarze. Dazu noch mit weit überlegneren Waffen.

Die Buren waren bis auf wenige kurze Scharmützel mit den Eingeborenen stets fertig geworden.

Der schon erwähnte Herr Küster bemerkte bei seinem Besuche auf einer Burenfarm:

Seine Schwarzen behandelt der Bur streng, aber, gerecht. Vor Jahrzehnten soll er ihnen mit großer Willkür, die zuweilen in Despotismus und Grausamkeit ausgeartet sei, gegenüber getreten sein; davon habe ich jetzt nirgends mehr etwas gesehen. Ebenso wenig auch von dem Haß, der nach englischen Berichten früher die Eingeborenen gegen die Buren beseelt haben soll. Ueberall fand ich vielmehr ein patriarchalisch Verhältniß, wobei der Bur freilich seinen Herrenstandpunkt sehr stark betont. Ein Farbiger darf nie das Voorhuis betreten, sondern nimmt seine Mahlzeiten in der Komphuis (Küche); auch darf er in Gegenwart des Herrn nur sprechen, wenn er gefragt wird. Der Bur ertheilt ihm seine Befehle in sehr bestimmter Form, mit gebieterischer Stimme und Gebärde und leitet jeden Satz ein durch ein nachdrückliches „Ye hoor (ihr hört), Achos! Ye hoor!“

Der Farbige hat hierauf seinem Herrn unbedingt mit „Ja, Baaf“ zu antworten; unterläßt er es, so entladet sich ein Hagelwetter von Scheltreden über seinem Haupte, oder es schlägt sogar ein. Wenn man aus den englischen Kolonien kommt, in denen die Eingeborenen ganz „frei“ sind, d. h. sich soviel Schnaps kaufen dürfen, als sie bezahlen können und gelangt nun nach Transvaal mit seiner patriarchalischen „Hörigkeit“ der Schwarzen, so ist man im höchsten Grade überrascht. Dort ist der Kaffer ein versoffener, mürrischer, roher, ungeschliffener Gesell, der alle seine Arbeiten widerwillig thut; hier dagegen ist er voll kindlicher Fröhlichkeit, liebenswürdig — freilich zuweilen kriechend unterwürfig — und fleißig. Der Eingeborene

weiß es nicht anders, als daß der Bur sein Herr ist, sein strenger Herr vielleicht. Er liebt ihn wohl nicht, aber er ist auch sehr weit entfernt, ihn zu hassen, denn ihm ist es ein Bedürfnis regirt zu werden. So leben Weisse und Schwarze in Frieden zusammen auf der Werv. —

Wie es dagegen die auf englischem Gebiete umherziehenden freien Kafferhorden treiben, schildert eine andere Feder in folgender Weise:

Wir trafen unterwegs eine Reisegesellschaft an, einen Kaffertref. Die schwarzen Gesellen sind mit Kind und Kegel auf der Wanderung begriffen, etwa ein halbes Dutzend Männer und Weiber mit einer



Ein Kafferdorf.

großen Schaar Kinder, einigen Ziegen und mageren Hunden. Alles Hab und Gut tragen die Weiber in Bündeln auf ihren Köpfen, außerdem noch auf ihren Rücken, in Tücher eingeknüpft, die jüngsten Sprößlinge; die Herren der Schöpfung begnügen sich damit, ihr Muskelsystem mit der unglaublich geslickten und lumpigen Kleidungshülle und einem Knobkerrie zu beschweren. Dieser Spazierstock bildet wegen seines harten schweren Holzkugelgriffes zugleich eine nicht ungefährliche Waffe und spielt bei den Verhandlungen im Gerichtshof eine recht bedeutende Rolle. Der Du Baas hält still und fragt die Trecker, ob sie bei ihm Werk doen (spr. duhn) wollten, er habe noch

ein paar Jongens nöthig, aber die faulen Schlingel danken bestens mit einem Langgezogenen: Nee, Du Baas! Natürlich; sie haben ja noch einige Ziegen zum Schlachten und auch wohl noch einige Schillinge im Kopfsündel ihrer Frauen, und ehe nicht das letzte Ditz (3 Pence-Stück) ausgegeben ist, arbeitet ein richtiger Kaffer nicht; für ihn giebt es eben nur ein Recht auf Faulheit.

Ganz dieselben Erfahrungen haben der Verfasser dieses Buches und seine Landsleute, die in den Südstaaten der Union lebten, wiederholt gemacht. Während die Neger, die als sogenannte Sklaven auf den Besitzungen arbeiteten, heiter und fröhlich, wohl gekleidet und genährt waren, machten die in den Vorstädten des Nordens lebenden Massen schwarzer Menschen, ebenso die auf englischen Kolonien Westindiens lebenden Schwarzen durchschnittlich einen jämmerlichen Eindruck. Trunksucht, Vagabundenthum, Syphilis und andere böse Krankheiten haben die Geschlechter allmählig heruntergebracht.

Alle die Leute, die damals so abfällig über die Neger der Südstaaten sprachen, Mrs. Stowe mit ihrer abenteuerlichen Legende „Onkel Toms Hütte“ an der Spitze, kannten das Leben in den Südstaaten nicht, sonst hätten sie solchen Unsinn nicht schreiben können.

### Gastfreundschaft.

Die Buren sind gastfrei gegen solche Fremdlinge, die ihre Sprache und Sitten verstehen, aber ein Engländer ist auf ihrem „Platz“ oder ihrer Farm selten willkommen. Ein solcher weiß das auch und findet es vortheilhafter, sich z. B. einen „Walesman“ zu nennen, da er darauf zählen kann, daß kein Bur, nicht einmal ihre Richter und Mitglieder der Behörden wissen, daß Wales eine englische Provinz ist.

Der Schwede Kärrström, der Transvaal nach allen Richtungen durchwanderte, nach Gold suchte und allerlei Verbindungen anknüpfte, giebt in seinem schon genannten, lesenwerthen Buche folgende Schilderung von dem Empfange eines Gastes in einem Buren-Hause:

Ein Gespräch will nach der ersten Begrüßung nicht sofort in Gang kommen. Der „Baas“, wie der Hausherr von seinen Knechten genannt wird, beobachtet uns scharf und wir haben ebenfalls Gelegenheit, unseren Wirth etwas näher in Augenschein zu nehmen. Die Nohé (Haushfrau) begiebt sich inzwischen an den „Kettel und Komfore“, das blonde, kupferne Kaffeegefäß, das, über glühenden Düngerköhlen hängend, den ganzen Tag kochendes Wasser enthält, bereitet den Kaffee und schenkt allen in der Runde eine Schale des würzigen Getränkес ein. Nun erst kommt das Gespräch ein wenig in Gang. „Waar gat

die Ry toe?" (Wo geht die Reise hin?) fragt der Baß, und daran schließt sich das übrige. Die ganze Unterhaltung dreht sich stundenlang nur um Fragen und Gegenstände, die die sogenannte Boederei (Burenwirtschaft) betreffen. „Hoe gat het mede uwe Schaapen?" (Wie geht's



Fahrt durch eine „Drift“

mit euren Schafen?) „Hoe ist die Veld op uwe kommt?" (Wie steht es mit dem Feld in eurem Revier?) So fliegen die Fragen herüber und hinüber.

Im Zeitraum von einer Stunde haben wir uns mit unseren Wirthen angefreundet und sind eingeladen worden, nicht nur über Nacht

zu bleiben, soudern unsern Besuch auf einige Tage auszudehnen. Gastfreiheit ist Regel unter den Buren; selbstverständlich wird sie nicht von allen mit gleicher Vorliebe gepflegt. Im allgemeinen aber bietet der Hausherr einem ordentlichen Manne, der auf seiner Werv vorspricht, einfach und schlicht an, was im Augenblick thunlich ist. —

Eng mit der Viehzucht hängt das Wanderleben der Buren zusammen. Wir heben diesen Zug besonders hervor, weil er auf ihre ganze Lebens- und Denkweise sowie auf ihre Kriegskunst ein helles Licht wirft.

Jeder, der im Ochsenwagen durch die Lände, zieht und „omnia mea mecum portans“, dadurch unabhängig von Eisenbahn, Hotel und 1000 Nebenbedürfnissen ist, kann eher als jeder andre seinen Wohnsitz verändern, hat mehr wie jede sonst kultivirte Nation sich mit der Mutter Natur und ihren Unbillen verschwägert, weiß besser ohne die Krücken des Luxus und der Kultur sich auch in mißlichen Lagen weiter zu helfen.

Dieser Ochsenwagen ist dem Buren auf der Reise, was dem Seemann sein Schiff, dem Araber sein Kameel, dem Junggesellen sein Hotel, dem Handwerker seine Herberge ist. Stark gebaut auf soliden festen breitflegigen Rädern ruhend ist der Ochsenwagen so lang, daß nicht nur die Personen und Reisenden dort ihre Schlafplätze finden, sondern auch das Hausgeräth, Vorräthe u. s. w. mit aufgehoben werden können. Er ist mit einer Plane so hoch überdeckt, daß ein Mann aufrecht darunter stehen kann. Vorne ist die Plane ebenfalls verschließbar, sodaß selbst bei schwerem Unwetter die Insassen und deren Gut trocken bleiben.

Gezogen wird solch ein Wagen je nach der Stärke der Thiere von 12—20 Ochsen, die entweder an langer Kette oder einem aus Rindleder kunstvoll gewundenem Tau angespannt werden und zwar an Döchen, die auf den Schultern der Thiere liegen, wie man solches in Holland, Friesland und Nieder-Deutschland heute noch bemerken kann.

Die meisten Trecker führen noch Zelte mit, unter denen sie bei weiteren Bütten Nachts schlafen. Gewöhnlich begleiten die männlichen Mitglieder die Wagenzüge zu Pferde und benutzen die Zeit der Fahrt bei Tage zur Jagd, um den Mahlzeiten eine Abwechselung zu geben. Durch ihre Gewohnheit auch ihre Heerden zu Pferde zu begleiten, bleiben sie im Training des Reitens und Schießens.

Ein Ochsenwagen legt, die Flüsse durchfurthend, etwa 4 Kilometer in der Stunde zurück; doch ist, infolge der Kinderpest, dem Beispiele der Kapländer folgend, schon mehr und mehr der Maulesel als Zugthier zur Verwendung gelangt.



Das Schlachtfeld von Bronkhorst Spruit.

### Tapferkeit.

Der heroische Zug der Buren erhellt so recht deutlich aus einem Bericht des Feldcornets Stephanus Roos über den Sturm auf den Majuba-Hügel:

„Als wir am Sonntag merkten, daß die Engländer in der That die Spitze des Majubahügels besetzt hatten, entstand eine große Bestürzung und Aufregung im Lager. Ich dachte bei mir: wenn wir die Engländer nicht sogleich vom Gipfel vertreiben und ihnen erst Zeit lassen, sich zu verschanzen und Kanonen hinauf zu schaffen, so sind wir verloren. Es war keine Zeit noch Möglichkeit vorhanden, sich lange zu berathen.

Ich besteige mein Pferd und jage im Galopp an den Fuß des Berges. In größerer und geringerer Entfernung sehe ich auch andere Männer daherragen. Ich rufe und winke mit dem Hut; dann galoppiren wir bis dicht an den ersten „Afzel“ (Felsenvorsprung an dem nördlichen Abhang des Majuba), lassen unsere Pferde in einer Kluft zurück und werfen uns hinter dem ersten Vorsprung nieder. Wir waren unserer

zwölf, aber wir sahen noch immer Leute zu zweien oder dreien von allen Seiten dahergejagt kommen. Ich rufe und winke mit dem Hut, daß sie alle unter dem Vorsprung sich versammeln. Als wir endlich 40 bis 50 Mann stark waren, sahen wir uns nach Offizieren um. Da waren nur der Commandant Ferreira aus Neuschottland und ich; ich war damals erst beigeordneter Feld-Cornet. Da sprach ich zu ihnen: „Eine innere Stimme sagt mir, daß wir den Gipfel nehmen müssen, sonst sind wir verloren.“ Sie antworteten alle, daß dies auch ihre



Die Spize des Majuba.

Meinung sei. Weiter sagte ich: „Wir müssen hier einander schwören, daß wir den Gipfel nehmen wollen oder fallen.“ Einstimmig riefen sie: „Wir werden alle dir folgen und zusammen den Gipfel nehmen oder fallen.“ Darauf sagte ich: „Unser Gott wird uns helfen, und wir werden siegen, denn wir können nicht anders. Es giebt nur eine Möglichkeit, den Gipfel zu nehmen. Wir müssen uns in zwei Haufentheilen: der eine Haufen muß direct zum Gipfel aufsteigen von einem Vorsprung zum andern, und der andere muß die kleinere Anhöhe dort, links von dem höchsten Gipfel, zu nehmen suchen. Es kann dann immer der eine durch scharfes Feuern den Aufstieg des andern decken.“

Ich fragte Ferreira, welchen Haufen er anführen wolle, er erklärte, die kleine Anhöhe nehmen zu wollen. Wir theilten dann die Mannschaft; meiner Schätzung nach waren wir jetzt 70—80 Mann stark. Ich befahl sodann meinen Leuten: „Ein Theil von euch muß mit mir hinaufklettern bis an den zweiten Vorsprung, der andere Theil bleibt hier zurück, um auf die Engländer zu schießen, wenn sie sich zu weit hervorwagen und uns hindern wollen, den Vorsprung zu erreichen. Die Engländer beschossen uns schon jetzt aus der Höhe. Es kamen noch immer Leute, die theils zu Ferreira, theils zu meiner Truppe stießen. Aber von jetzt an hatte ich kaum mehr Zeit, mich umzusehen. (Die beigeordneten Feld-Cornets D. J. R. Malan und Stephanus Trichardt waren auch unter den Stürmern von Majuba. Der Verf.) Ich hatte genug zu thun, meine Leute anzufeuern und ihnen weiter zu helfen, damit ihnen keine Zeit blieb, den Muth zu verlieren. Wir erreichten den zweiten Vorsprung in ziemlich kurzer Zeit und ohne Verlust. Erst später wurde einer unserer Leute, Johannes Bekker, getötet. — Als wir uns hinter dem zweiten Kuppenrand befanden, ruhten wir ein wenig und warteten, bis unsere Hinterleute zu uns stoßen konnten. Wir sahen jetzt, daß Ferreira bereits im Gefecht war, die Engländer hatten auch die kleine Anhöhe besetzt. Glücklicherweise konnten wir die Engländer im Rücken beschließen, während Ferreira von vorne auf sie schoß. Als sie von zwei Seiten Feuer bekamen, zogen sie sich schleunigst zurück, denn die Anhöhe bot wenig Deckung. Während wir so Ferreira halfen, die Anhöhe zu nehmen, waren unsere Hintermänner zu uns gestoßen, und ihrer waren wieder mehr geworden, da stets Leute nachkamen. Ich gab also wieder denselben Befehl, daß ein Theil der Leute zurückbleiben und die Engländer durch fortwährendes Feuern zwingen sollte, sich hinter dem obersten Vorsprung zu halten, den wir jetzt zu nehmen versuchen mußten. Ich sah, daß wir dort harte Arbeit finden würden, denn dort standen wir Brust an Brust mit den Engländern, und es hieß siegen oder fallen. — So war es auch. Als wir aus dem mittelsten Kuppenrand hervortraten, beschossen uns die Engländer heftig. Aber zum Glück hatten Ferreira und seine Truppe die kleine Anhöhe bereits erklommen, und so konnten sie uns wieder Luft machen. So halfen wir uns gegenseitig. Ich sah, daß unser Gott uns half, und sagte das auch meinen Leuten, und wir faßten von Neuem Muth. Aber glaucht mir, von nun an ging es heiß her. Wir mußten auf dem Bauch durch das hohe Gras hinaufkriechen von einem Felsenrand zum andern. Je näher wir kommen, um so heißer wird das Gefecht. Aber unsere

Nachhut und Ferreira machen den Engländern so warm, daß sie nicht wagen, hervorzukommen, um uns gehörig auf's Korn zu nehmen. Endlich erreichten wir den obersten Rand; der Gipfel ist oben flach und mit einer Reihe von Klippen besetzt. Wir kämpfen Mann gegen Mann, aber, so zu sagen, ohne einander sehen zu können. Manchmal sind die Engländer an einer Seite der Klippe und unsere Leute an der anderen; manchmal können wir die Läufe ihrer Gewehre sehen, und es ist mir noch immer ein Rätsel, daß keiner unserer Leute hier gefallen ist. Unser gute Gott muß uns bewahrt haben. Jetzt ziehen sich die Engländer zurück, und ihr Schießen hört auf. Bald jedoch höre ich an dem Gewehrfeuer, daß Ferreira den Gipfel auf der anderen Seite erstmürt und mitten im Gefecht ist. Nun, dachte ich, ist es Zeit, und ich erhob den Kopf über einen Felsbrock, um zum Gipfel hinaufzusehen; ich erschrak, als ich die Menge der Engländer da oben erblickte. Ich bückte mich wieder vorsichtig hinter den Felsen und sah erst jetzt, wie gering die Zahl meiner Leute und wie zerstreut sie mir gefolgt waren. Ja, weiß Gott, in dem Augenblick sank mir der Muth. Ich dachte: die Engländer kommen und nehmen uns Alle gefangen. Auch wußte ich, daß sie uns mit dem Bajonet angreifen würden, wenn es zum Neukersten käme. Ich will nicht leugnen, daß ich mich damals einer Lüge schuldig machte; ich hoffe, der liebe Gott hat mir verziehen. Ich schwang meinen Hut und rief laut: „Kerls, heran! Schnell, die Engländer fliehen!“ Da stürmen die Kerls zwischen den Klippen hervor, die hintersten kommen im Sturmschritt daher, wir stürmen hinauf; ich glaube, wir waren ungefähr 40—50 Mann, und die Engländer etwa 30—40 Schritte von uns entfernt. Wir feuern auf sie, so stark wir können, denn sie waren vollständig ohne Schutz, während wir immerhin noch etwas Deckung hatten. Sie gehen mit den Bajonetten auf uns los, aber wir werfen sie zweimal zurück. Gerade als die Engländer zum dritten Male auf uns anstürmen, erscheint Ferreira und fällt ihnen in den Rücken. In diesem kritischen Momente höre ich von einer dritten Seite schießen; Stephanus Trichardt und D. Malan sind herangekommen mit ihrem Häuflein, und jetzt bekommen die Engländer von drei Seiten Feuer. Dabei ist, wie ich glaube, auf feindlicher Seite Colley gefallen. Jetzt können sich die Engländer nicht mehr halten; es wird ihnen zu heiß, und sie fliehen auf der anderen Seite den Berg hinab.“

Mit Recht sagt Hofmehr in seinem trefflichen Buche „Die Buren und Jameson's Einfall“: „Ehre, dem Ehre gebühret!“ Von dem Tage, an dem die Buren mit dem Spaten in der Hand die wüste Umgebung



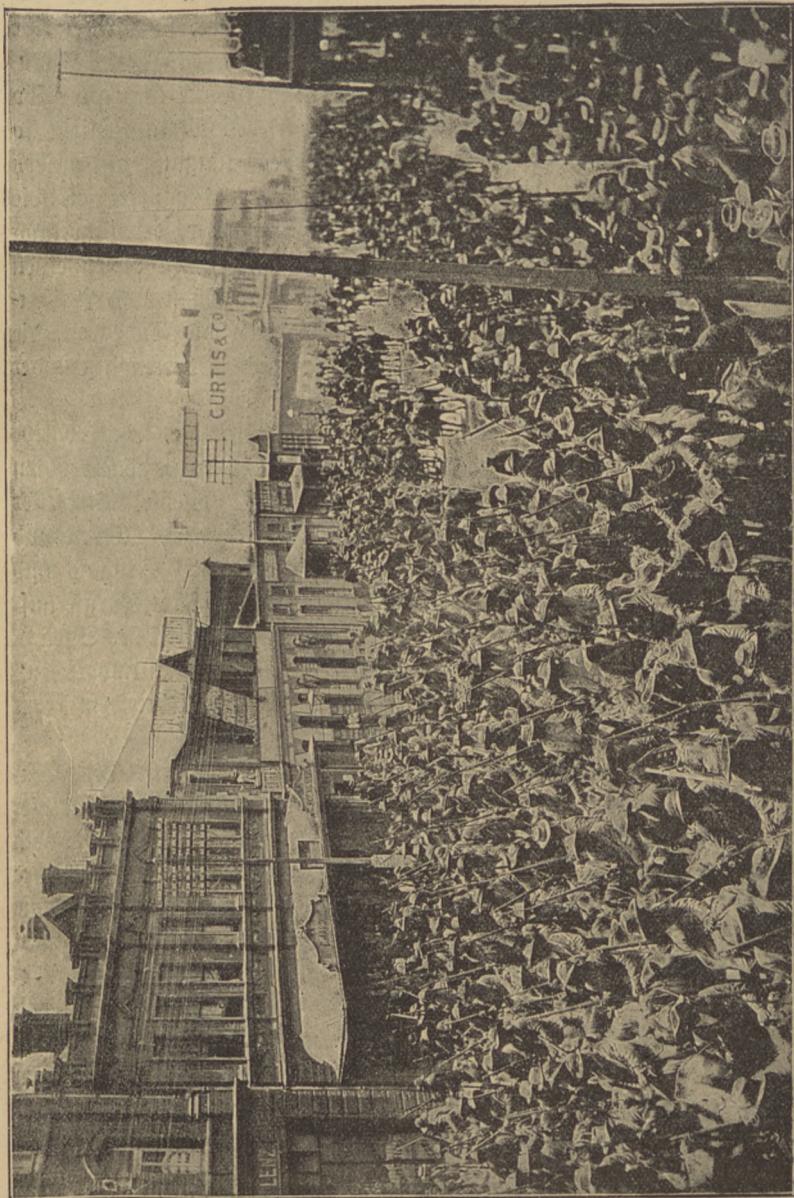
Denkmal für die bei Majuba Hill gefallenen englischen Offiziere.

der Kapstadt in ein Paradies umschufen, bis zu dem Tage, an dem sie mit dem Gewehr im Anschlag Jameson und seinen Freibeutern ein: „Bis hier her und nicht weiter!“ entgegengesetzten, haben sie stets zur Fahne der Freiheit geschworen. Buren waren es, die zur Zeit des Willem und Adriaan van der Stel gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit sich empörten. Es waren Buren, die, als das englische Joch zu schwer und die Belästigungen durch die Kaffern zu drückend wurden, erst den Orange- und dann den Vaalstrom überschritten. Voortkop, Spitskop und Doornkop sind Gedenksteine ihrer Thaten.“

### Buren und Afrikander.

Die guten Eigenschaften der Buren, die wir im Vorhergehenden geschildert haben, sind es denn auch, die den unparteiischen Afrikandern, welche das Gebahren der Buren und der Engländer vor Augen haben, Sympathieen für die ersteren einflößen. Ueberaus bemerkenswerth ist das Urtheil, daß der Afrikander Hofmehr in seinem geistvollen Werke über die Buren abgibt:

Ich bin weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß die Buren vollkommen oder auch nur besser als andere Völker seien; sie haben ihre Fehler, ihre Vorurtheile, ihre „Charakterecken“ so gut wie jeder Stand und jedes Volk in jedem Welttheil. Aber sie sind unsere Helden. Angeichts der Thaten von Majuba und Doornkop treten ihre Schattenseiten für das Auge des Afrikanders weit in den Hintergrund. Für den Buren gilt wie für wenig andere Menschen der Ausspruch, daß man nicht nach dem Neuzerren urtheilen solle noch dürfe. Der Fremde, der in Eile unser Land durchzieht, fühlt sich



Das Birettkommando zur Unterdrückung der Unruhen in Johannesburg 1896.

Leicht vom Buren abgestoßen; er findet seine Kleidung, seine Manieren, seine Gebräuche sonderbar und wenig anziehend. Hat er jedoch sein Vertrauen gewonnen und längere Zeit mit ihm gelebt, so wird er eine andere Ansicht gewinnen über diesen einfachen, verschlossenen Mann, der so wenig aus sich zu machen versteht und so wortkarg ist. So sagt z. B. der Engländer J. Selous — der den Matabele jetzt so energisch entgegentritt — nach zwanzigjährigem Umgang mit unsern Leuten, daß kein Volk so von Herzen gutmüthig und gastfrei sei, wie die Buren; und J. G. Millais, auch ein Engländer, der jahrelang im „Norden“ mit Noeloof van Staden verkehrte, nennt diesen einen wahren „Gentleman“. In Musik und Gesang, in Kunst und Wissenschaft weiß unser Landmann wenig Bescheid; aber die Tugenden, die ein Volk groß machen, — Granitblöcke, auf denen Staaten gegründet werden, — besitzt er in hohem Maße.

Wie oft hat nicht schon der zähe, eigensinnige, conservative Bure seinen unsicherer, allzuschweigsamen Volksgenossen in den Städten zur Überlegung und Entschlossenheit gebracht! Wieviel Afrikaner sind nicht — wenn die Lehren der Geschichte fruchtlos blieben und die tägliche Erfahrung nicht verfling, — durch die „alt‘ Sanaa’s und alt‘ Grietjes“ (Namen von Kanonen) der Buren aus ihrer lethargie aufgerüttelt worden. Was wäre aus dem Glauben, der Sitte, der Sprache der Väter geworden, wenn die conservativen, starrköpfigen „altmodischen“ Buren nicht gewesen wären. Drum noch einmal: Ehre dem Ehre gebühret!

„Das menschliche Leben besteht nicht aus Worten und Gedanken, sondern aus Thaten“, sagt der große schottische Denker Thomas Carlyle. Mit diesem Maßstab dürfen wir unsere Buren messen. Sind sie doch vorwiegend praktisch geartet, Leute, die mehr Werth auf gute Gewehre als auf tiefe Gedanken legen. Ihr Wortschatz ist klein, ihre Sprache schwerfällig; aber sie wissen die Bodenart eines Landes sehr genau abzuschätzen und beweisen sich in der Wahl von Angriffs- und Vertheidigungsstellungen im Kriege als geborene Feldherren. Sie schreiben zwar keine Bücher, aber ihre Thaten stehen im Buch der Geschichte verzeichnet. Sie verfassen keine Gedichte, haben aber zu manchem Heldenepos den Stoff geliefert.

Musikalische Genies findet man unter ihnen nicht, aber das „Verhaal der Voortrekkers“ (die Erzählungen von den Thaten ihrer Anführer) klingt dem jungen Afrikaner wie die schönste Musik.

Wir zählen keinen einzigen großen Dichter noch Maler, Schriftsteller noch Philosophen, Gelehrten noch Entdecker zu den Unsern —

und doch — haben nicht die Buren zu wiederholten Malen ganz Europa mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt?

Dabei wird Niemand ihnen vorwerfen, daß sie in Zeitungen und Zeitschriften ihr eigenes Lob verkündeten, oder sonst Reklame für sich gemacht hätten. Sie sind entweder zu bescheiden dazu oder zu stolz. Selbstverherrlichende Telegramme in die Welt zu schicken, überlassen sie — als einzigen Trost nach einer Niederlage — dem geschlagenen Feinde. Unsere besten und tapfersten Buren sind, ähnlich den alten Römern, große Schweiger. Präsident Krüger kennt den Werth und die Kunst des Schweigens so gut wie Willem der Schweiger „der Vater des Vaterlandes“ und auch der jugendliche Präsident des Oranjerestaates weiß seine Worte zu wägen. Der echte typische Afrikaner glaubt an Thaten, nicht an Worte. Unbesungen und unbeachtet hat er wüste Länder urbar gemacht und auf festen Grundlagen freie Staaten gegründet.

Gerade darum fühle ich mich gedrungen, die guten Thaten und Eigenschaften unserer Buren in ein recht helles Licht zu stellen. Es liegt mir fern, sie auf Kosten anderer Völker oder gar auf Kosten der Wahrheit zu loben. Wahr will ich unter allen Umständen bleiben und vermeiden, den Rassenhaß ohne Noth zu schüren. Aber die Wahrheit ist ein wunderliches, eigenständiges Ding; zarte Gefühle schont sie nicht, Menschenfurcht ist ihr fremd, sie sucht keine Popularität und wird deshalb von der Welt oft bitter gehaßt. Es erwarte daher Niemand von mir, daß ich nur liebliche Redensarten mache. Anstoß mag ich erregen, farblos aber kann und will ich nicht sein; mit meinem Volk steh' und fall' ich!

### Die Verfassung der Südafrikanischen Republik.

Wir müssen auf diese Materie, obwohl sie auf den ersten Blick wenig anziehend erscheint, deswegen eingehen, weil sie den Kriegsgrund oder, richtiger gesagt, den Vorwand zum Kriege den Engländern bot.

Die Verfassung stammt vom 13. Februar 1858 und erhielt am 12. Februar 1889 und 23. Juni 1890 einige Abänderungen. Sie besteht aus 220 Artikeln, von denen die folgenden die wichtigsten und charakteristischsten sind:

Art. 2. Die Regierungsform dieses Staates soll die einer Republik sein.

Art. 3. Sie will von der gebildeten Welt als unabhängig und frei anerkannt und gewürdigt sein.

Art. 4. Das Volk sucht keine Ausdehnung seines Gebietes.

Art. 6. Sein Gebiet steht für jeden Fremden offen, der sich den Gesetzen dieser Republik unterwirft. Alle, die sich auf dem Gebiete dieser Republik befinden, haben gleichen Anspruch auf Schutz von Person und Eigenthum.

Art. 8. Das Volk fordert die größtmögliche gesellschaftliche Freiheit und die Erhaltung seines Gottesdienstes, die Befolgung seiner Verbindlichkeiten, seine Gesetzesunterstellung, Ordnung und Recht und die Handhabung desselben.

Art. 9. Das Volk will keine Gleichstellung der farbigen mit den weißen Eingesessenen zugestehen.

Art. 10. Das Volk will weder Skavenhandel noch Sklaverei in dieser Republik dulden.

Art. 12. Das Volk legt die Gesetzgebung in die Hände einer Volksvertretung, welche aus einem Ersten und einem Zweiten Volksraad besteht.

Art. 13. Das Volk überträgt die Vorlegung und Ausführung der Gesetze dem Staatspräsidenten, welcher zugleich die Ernennung aller Staatsbeamten dem Volksraad zur Genehmigung vorlegt.

Art. 18. Alle für die Allgemeinheit geforderten Dienste werden von der Allgemeinheit entschädigt.

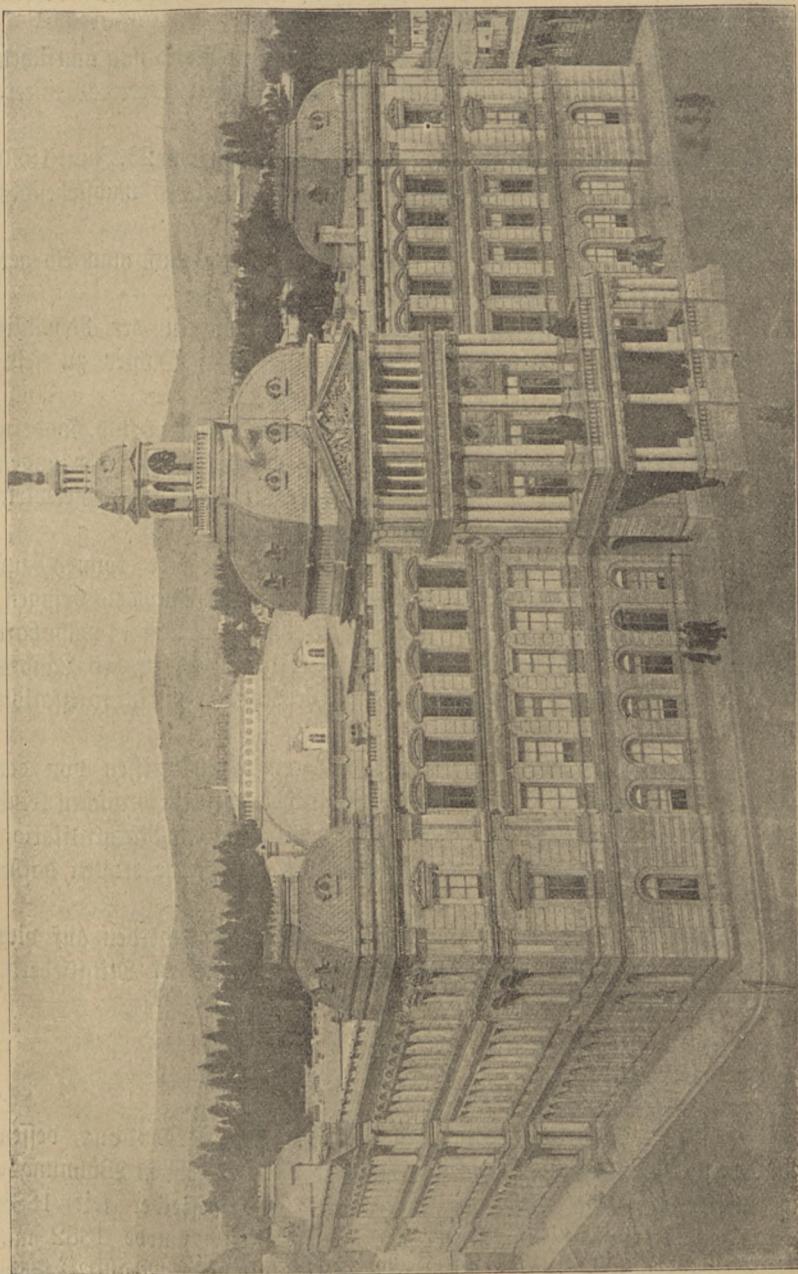
Art. 19. Es wird Preszfreiheit zugestanden, doch sollen Drucker und Herausgeber für alle Artikel verantwortlich bleiben, die eine Schändung der Ehre, Beleidigung oder einen Angriff auf Demandes Charakter in sich schließen.

Art. 25. Das Volk verlangt, daß in Friedenszeiten entsprechende Maßregeln getroffen werden, um einen Krieg führen und einem solchen widerstehen zu können.

Art. 26. Im Falle eines feindlichen Einfalles von außen ist ein Jeder ohne Ausnahme verpflichtet, bei Erlaß des Kriegsgesetzes seine Unterstützung anzubieten.

Art. 27. Kein Vertrag oder Bündnis mit auswärtigen Mächten oder Völkern darf angeboten, angenommen und geschlossen werden, bevor nicht der Volksraad durch den Staatspräsidenten und die Mitglieder des Ausführenden Raad angerufen worden ist.

Art. 61. Der Staatspräsident wird durch die Mehrheit der Bürger, welche für den Ersten Volksraad wahlberechtigt sind, gewählt und zwar auf die Zeit von fünf Jahren. Er ist nach Ablauf seiner Regierungszeit wieder wählbar. Um wählbar zu sein, muß er das Alter von 30 Jahren erreicht haben, Mitglied einer protestantischen Kirchengemeinde sein und keine entehrende Strafe erlitten haben.



Regierungsgebäude in Pretoria.

Art. 63. So lange der Staatspräsident seine Geschäfte wahrnimmt, darf er keine anderen besorgen, weder kirchliche Dienste annehmen, noch Handel treiben.

Art. 88. Alle Beschlüsse des Ausführenden Staad und amtlichen Schriftstücke müssen außer von ihm auch vom Staats-Sekretär unterzeichnet werden. —

Als wichtigste Ergänzung hierzu dient das Gesetz vom 23. Juni 1890 über die Regelung des allgemeinen Wahlrechts, welches nachstehendes vorschreibt:

Um das Wahlrecht in der Republik zu besitzen, muß man Bürger sein. Zu dem Zwecke gelten folgende Bestimmungen:

a. Um Bürger zu werden, muß man in der Republik geboren oder naturalisiert worden sein. Um Wähler zu sein, muß man das Alter von 16 Jahren erreicht haben.

b. Personen, die nicht in der Republik geboren sind, sondern von auswärts hereinkommen, können das Bürgerrecht erlangen und Bürger werden, wenn sie eine Naturalisationsurkunde erwirkt und den Treueid geleistet haben.

d. Von auswärts hereingekommene Fremde können zur Naturalisation zugelassen werden, wenn sie den Nachweis bringen, daß sie sich mindestens zwei Jahre hier im Lande wohnhaft niedergelassen und während dieser Zeit den Gesetzen des Landes treu und gehorsam gezeigt haben. Die Kosten der Naturalisation betragen 100 Mark.

e. Personen, die unter besonderen Verhältnissen von der Regierung zur Naturalisation aufgefordert werden, brauchen keine zwei Jahre im Lande gewohnt zu haben, um zur Naturalisation zugelassen zu werden, und sie brauchen auch keine Kosten dafür zu entrichten. —

Die Mitglieder beider Kammern (Volksräuden) werden auf vier Jahre gewählt, und zwar besteht jede derselben aus 27 Mitgliedern, die in 20 Wahlbezirken zu wählen sind.

### Verwaltung und Diplomatie.

An der Spitze des Staatswesens steht der Präsident, dessen Amt mit einem Jahresgehalt von 140000 Mk. und einem Wohnungszuschuß von 6000 Mark verbunden ist. Es bekleidet seit 1882 Stephanus Johannes Paul Krüger. Dieser wurde 1882 mit 3431, 1888 mit 4483 und 1893 mit 7881 Stimmen gewählt. Sein

Gegenkandidat war jedesmal General Joubert, der 1183, 834 bezw. 7009 Stimmen erhielt.

Der Generalkommandant erhält 50000 Mark Gehalt. Es ist der jetzt zum dritten Male gewählte Petrus Jacobus Joubert, der seit 1896 zugleich das Amt eines Vicepräsidenten der Republik bekleidet.

Der Staatssekretär bezieht ein Gehalt von 46000 Mark; zwei weitere Mitglieder des „Ausführenden Rathes“ je ein solches von 40000 Mark.

Die Republik hat einen ständigen Gesandten in Holland; es ist dies Dr. Wilhelm Johannes Leyds. Ferner unterhält sie Generalkonsule in Amsterdam, Berlin, Brüssel, Lissabon und London; Konsule in Durban, Frankfurt a. M., Funchal, Hamburg, Lorenzo-Marques und Neapel, außerdem Vicekonsule in Berlin und London.

Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien, Portugal, die Schweiz und der Kongo-Staat haben Konsulate in Pretoria; Vicekonsule, bezw. Konsularagenten für Frankreich, Holland und die Vereinigten Staaten in Nordamerika befinden sich in Johannesburg. —

Etwa complicirt ist das Gerichtswesen. Es gibt einen hohen Gerichtshof in Pretoria. An ihm sind 6 Richter thätig. Jeder Richter verhandelt allein unter Buziehung einer aus 9 Personen gebildeten Jury. Gegen die Urtheile gibt es keinen Widerspruch.

Ferner gibt es einen rundgehenden Hof, der im Distrikt Johannesburg monatlich, in den übrigen Distrikten aber nur zweimal jährlich Sitzungen abhält. Die Richter sind dieselben wie die des „hohen Gerichtshofes“, die Jury wird aus 9 an dem betreffenden Orte ansässigen Personen gebildet.

Den zweiten Rang nehmen die Landrostenhöfe ein. Sie haben bei Streitigkeiten bis zum Werthe von 10000 Mark zu bestimmen und können bis zu 6 Monat Gefängnis und 25 Peitschenhieben bestrafen und Geldstrafen bis zur Höhe von 1500 Mark verhängen.

Außerdem sind eine Anzahl von Personen für Uebertretungen und Vergehen mit richterlicher Befugniß versehen. Gefängnisse bestehen in allen grösseren Orten; Die Polizeimacht umfaszt 1292 Mann. —

Die innere Verwaltung erfolgt durch Landroste, deren je einer an der Spize jedes der 22 Distrikte steht; in verschiedenen Bezirken stehen ihm „Distrikträde“ zur Seite, die sich hauptsächlich mit den öffentlichen Arbeiten, Wegen u. s. w. zu beschäftigen haben. An der Spize jeder Kommune steht ein Bürgermeister mit einem aus 6 oder

8 Mitgliedern gebildeten „Raad“, nur für Johannesburg besteht seiner Größe wegen ein Rath von 24 Mitgliedern.

Die Finanzen waren bis zum Jahre 1892 ziemlich traurig, und die Ausgaben überschritten die Einnahmen so bedeutend, daß das Land eine Zeit lang seine Schuldanleihen mit 10 Prozent verzinsen mußte. Erst durch den Erlaß des „Goldgesetzes“, durch welches das Suchen nach Gold freigegeben ist, die Minen aber Staatseigenthum bleiben und die Goldsucher einen bestimmten Theil ihres Fundes dem Staate als Pachtsumme zahlen müssen, ist nicht nur das Gleichgewicht wieder hergestellt, sondern alljährlich auch ein beträchtlicher Überschuß vorhanden. —



Dr. Wilh. Joh. Leyds.

Mittelschulen, in denen eine Fortbildung jener Fächer stattfindet und Geographie, Geometrie, Zeichnen, Naturkunde und Turnen hinzukommt. An Staatszuschuß wird für diese Schulen etwa eine drei-viertel Million jährlich verausgabt; die Unterrichtssprache ist afrikanisch-holländisch. Es bestehen außerdem noch eine Reihe von Privatschulen, namentlich englischen.

Post-, Telegraphen- und neuerdings auch das Telephonwesen sind für die Bedürfnisse völlig ausreichend organisiert, und das Eisenbahnwesen hat während des letzten Jahrzehnts gewaltigen Aufschwung genommen. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Gold, Kohlen, Wolle und Häute; die Einfuhr hat in den letzten Jahren kolossal an Umfang

Was das Schulwesen betrifft, so befindet sich in Pretoria ein Staatsgymnasium, dessen Unterricht gabelt. Die eine Abtheilung bildet die Böglinge für das Studium auf europäische Universitäten aus, die zweite bereitet sie für den Besuch von Bergwerkschulen, Lehrer-Seminaren oder Landwirtschaftlichen Hochschulen vor. Auch eine höhere Töchterschule ist 1893 in Pretoria eröffnet worden. — Die übrigen Schulen des Landes zerfallen je nach Bedürfniß in Elementarschulen, welche Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte, Singen, etwas Grammatik und Heimatkunde ertheilen, und in

gewonnen und übersteigt an Werth nicht unwesentlich die Einführ, wofür in erster Reihe der Ausbau des Eisenbahnwesens, dann aber auch die Bedürfnisse für den damals schon drohenden Krieg in Betracht kommen.

Immerhin wuchs die Ausfuhr in den letzten Jahren ganz bedeutend: 1895 betrug sie nur  $8\frac{1}{2}$  Millionen Kilogramm, im Jahre 1898 sechsfach mehr, nämlich nahezu  $51\frac{1}{2}$  Millionen Kilogramm. Mehr als die Hälfte der Ausfuhr ging über das Kapland, mehr als ein Drittel über Lorenzo-Marques und etwa ein Zehntel über Natal. Die Hauptaus-



Eisenbahnbrücke über den Oranjefluß.

fuhr besteht in Steinkohle. Im Jahre 1896 wurden 3880, im Jahre 1898 schon 38777 Tonnen Kohle ausgeführt. Die Kohlenausfuhr unterhält schon jetzt in Lorenzo-Marques mehrere Schiffahrtslinien und wird wahrscheinlich eines Tages der Hauptlieferant aller afrikanischen Eisenbahn-Gesellschaften werden. Die Kohlenminen beschäftigten am 1. Januar 1899 391 Weiße und 6901 Neger. Seit 1893 hat sich die Kohlengewinnung fast um das Vierfache gesteigert. Neben den Kohlenbergwerken kommen die Diamanten- und Gold-Minen am meisten in Betracht. Auch Kupfer-, Silber- und Blei-Bergwerke haben schon eine vielversprechende Entwicklung genommen.

## Die Engländer.

### England als Kulturträger.

Eins gilt in der ganzen Welt als feststehende Thatsache, nämlich daß kein anderes Volk die modernen Erzeugnisse der Industrie mit solcher Schnelligkeit über den Erdball verbreitet wie das englische. Nicht nur die Engländer selbst, sondern auch ihre Gegner bezeichnen Albion's Söhne als „Pioniere der Kultur“, doch der Historiker muß zu diesem Lobe wehmüthig den Kopf schütteln.

Wer heute die Engländer mit den Iren, den Indern oder den Buren vergleicht, der wird, obßchon ja auch die Engländer manchen unangenehmen Zug an sich haben, zweifellos den Umgang mit diesen weit dem Verkehr mit den anderen genannten Völkerschaften vorziehen.

Der Ire von heute ist ein bestialisch-roher Geselle, ein verkommenes Subject ohne Edelmuth oder Gefühl, ein Raufbold und Schnapsäußer. Wer aber hat das Volk dazu gemacht? — Schon im fünften Jahrhundert unserer Z. istrechning wurde Irland zum Christenthum bekehrt, im siebenten nannte man es wegen seiner Frömmigkeit „die Insel der Heiligen“, etwas später zogen irische Mönche nach Deutschland und legten dort Klöster an, die sich durch Verbreitung von Kunst und Bildung hervorthaten, dann galt es als Pflanzstätte ritterlichen Sinnes, endlich entwickelte es sich zu einem blühenden Industrieland, das sich namentlich mit der Fabrikation von Wollenwaaren beschäftigte und dann? Ja, dann wurde Irland, weil es am katholischen Glauben festhielt, durch Kriegszüge von England unterworfen, das Eigenthum konfiscirt, durch Verbot des Ausfuhrs von Wollenwaaren das Land an den Bettelstab gebracht, bis schließlich um die Mitte des nun zu Ende gegangenen Jahrhunderts die Hälfte der Einwohner weder lesen noch schreiben konnte und der Nationalwohlstand trauriger als in irgend einem anderen Lande Europas beschaffen war. Seitdem haben sich die Verhältnisse etwas gebessert, weil die Hälfte der Iren ausgewandert ist; heute beträgt die Zahl der in Irland ansässigen Irländer trotz verhältnismäßig starker Vermehrung nicht

ganz  $4\frac{3}{4}$  Millionen, während man 1841 fast  $8\frac{1}{4}$  Millionen Einwohner zählte. Aber England hat auch „Großes“ geleistet, es hat angeblich über 9 Millionen Pfund Sterling zur Tilgung der durch seine eigenen Maßnahmen verursachten Hungersnoth beigesteuert, und so viel für das Schulwesen gethan, daß nicht mehr die Hälfte, sondern nur noch ein Viertel der Jren ohne jegliche Schulbildung geblieben ist.

Und Indien? Es gab einst eine Zeit, wo dort der Sitz von Poesie und Kunst war, eine Zeit, wo man es das Wunder- und Märchenland nannte, wo man nicht genug von den Schätzen seiner Nabobs zu berichten wußte. Heute ist das Finden werthvoller Edelsteine trotz der „geregelten Diamantensuche“ eine Seltenheit, das Silber ist entwertet, dagegen hören wir alljährlich von dem Auftreten der Hungersnoth in größeren Bezirken und von Cholera oder anderen ansteckenden Krankheiten. Merkwürdig! In dem einst so wohlhabenden Irland, in dem einst so reichen Indien — Hungersnoth! Das sind die Segnungen englischer Kultur! Aber eins hätten wir beinahe vergessen: früher starben die Opfer der Hungersnoth, ohne daß man sich um sie kümmerte, verlassen auf der Straße — heute kommt eine milde englische Dame, vereinigt ein halbes Dutzend Sterbender oder mehr zu einer Gruppe, nimmt eine Momentphotographie auf und sendet sie an eine englische illustrierte Zeitung. Und wenn dann eine englische Mifz in der Heimath das Blatt in die Hände bekommt, dann wischt sie eine Thräne aus dem großen schönen Auge — in memoriam fame absumptorum.

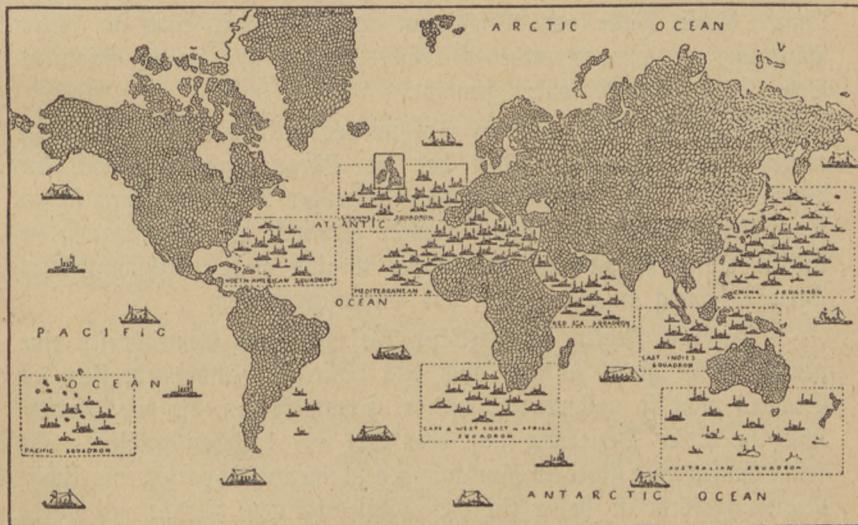
Wie gut und eifrig sie sind, diese jungen britischen Damen! Ein englisches Blatt berichtete kürzlich: Tritt da eine junge Dame kräftigen Schrittes an den Oberarzt eines Hospitals in Kapstadt, „Kann ich irgend etwas für die Verwundeten thun?“ — „Weiß ich nicht,“ giebt der alte Marinearzt kurz zur Antwort. Die Dame läßt sich nicht verblüffen, sondern steuert direkt auf ein Krankenbett zu. „Darf ich vielleicht Ihr Gesicht waschen?“ — „Ja,“ sagt der Verwundete, „aber Sie müssen sich beeilen, denn in zehn Minuten ist ärztliche Revision und ich habe noch zwei anderen Damen versprochen, daß sie mich vor derselben waschen dürfen.“ —

Und wie steht es endlich mit den Buren? Heute ist die ältere Generation derselben thatsächlich ungebildet. Namentlich an der nördlichen und der westlichen Grenze sieht man meist elende Lehmhütten mit Strohdächern, und die Bewohner derselben sind arm und stumpfsinnig, und ihre Bedürfnisse beschränken sich auf das Nothwendigste. Zwischen ihnen und den Bauern des Mittelalters ist kein großer



Das Eingangsthor des alten holländischen Kastells in Kapstadt.

Unterschied. Aber wer trägt die Schuld daran? — Das alte holländische Kastell in Kapstadt mit seiner zwei Jahrhunderte alten Glocke, das heute als Kaserne für englische Truppen benutzt wird, die alte Reformierte Kirche, der Botanische Garten mit seinen Baumriesen, der jetzt als Sportplatz für Englands Jugend dient, — diese Sehenswürdigkeiten zeigen uns die alte Kapstadt unter holländischer Regierung. Aber England hat die Einwohner vertrieben und diese konnten ihre Gebäude nicht mitnehmen, sondern mußten sie den neuen Herren überlassen. Hatte man sie an ihren dann gewählten Wohnplätzen in Ruhe gelassen, so würden allmählich neue Bauten von Bedeutung entstanden



Bertheilung der englischen See-Streitkräfte.

(Nach einer Skizze der „Morning-Post“.)

sein, aber sie würden wie ein Wild von Neuem gehegt und wiederum gehegt. Deswegen ist das Burenvolk zum Theil verkommen, d. h. wenn wir den sogenannten Kulturzustand als Werthmesser betrachten. Aber ein großer Theil hat sich auch schon wieder in die Höhe gearbeitet, und Transvaal würde bei gleichmäßiger Fortentwicklung in dem nun begonnenen Jahrhundert wieder seine Rolle unter den Kulturvölkern spielen. Sollte es aber in dem ausgebrochenen Kampfe unterliegen, sollte es den „Segnungen“ der englischen Kultur unterworfen werden, dann werden bald die Diamantfelder und Goldgruben versiegen, und die Hungersnoth wird ihr bleiches Antlitz erheben wie in Irland, wie in Indien!

### Englischer Eigendünkel.

Es ist, wie wir schon sagten, keine Frage, daß die Engländer den meisten Nationen voraus sind. Ihre Energie, ihre Mannhaftigkeit und ihre guten Sitten sichern ihnen mit Recht in der Geschichte einen hervorragenden Platz.

Allein ihnen fehlt die Schulung, die alle großen Völker durchmachen müßten, die Last schwerer Geschicke. Sicher auf ihren Inseln hausend, auf denen sie Niemand heimsuchen kann, wohlhabend durch die Ausbeute reicher Kolonien, haben sie die nöthigen Mittel eine Flotte auszurüsten, mit der sich momentan keine Seemacht der Welt messen kann. Diese Fülle von Reichthum, verbunden mit einer in vieler Beziehung nachahmenswerthen Rücksichtslosigkeit hat sie zu absoluten Beherrschern ihrer Kolonien gemacht.

Allein sie beginnen, die Folgen der nationalen Sicherheit zu tragen. Kein Nationalunglück hat die Bürger dahin gebracht, die Waffenpflicht selbst auszuüben, kein drohender Nachbar zwingt sie zu steter Kriegsbereitschaft, keine nationale Armut, die Pflugschar selbst in die Hand zu nehmen, so ist der Beginn einer durchschnittlichen Verweichlichung an allen Ecken und Enden zu spüren.

Da das Fehlen nachbarlicher Gefahren dem Gemeinwesen eine gewisse Ruhe giebt, so war auch das politische Zusammenraffen des Staates nicht so nothwendig, wie bei Staatskörpern, die wie Deutschland in dieser Beziehung auf dem Qui vive! stehen müssen. Die frühe Einführung liberaler Einrichtungen zu einer völlig parlamentarischen Regierungsform ist daher für dieses Inselvolk ohne Gefahr und wurde daher auch gesetzlich eher angebahnt als in den übrigen Reichen.

Nun imponiert, besonders oberflächlichen Beobachtern, das auf große Wohlhabenheit und bequemes Erwerben sich gründende englische Wesen, ebenso die Entfaltung des Reichthums, der aus Indien oder anderen Kolonien in England zusammengetragen ist, und endlich erscheint vielen politischen Schwärmern die englische Verwaltung als das Ideal staatsmännischer Organisation.

Männer, die tiefer in das Wesen und Treiben der englischen Nation hineinblickten, urtheilten schärfer. So sprach der damalige Minister von Bismarck im Jahre 1864 zum Verfasser dieser Blätter bei längerer Grörterung der Frage einer englischen Intervention im Kriege mit Dänemark ziemlich abfällig über die militärischen Leistungen des Inselvolkes, und auch Generalfeldmarschall Moltke hat sich ähnlich nichtachtend über Großbritanniens Politik ausgesprochen.

### Die soziale Lage in England.

Ein Schwede, Steffen, sagt gelegentlich des Ansehens, das Englands liberale Staatsaktion bei vielen noch genießt:

Wir können schon jetzt wahrnehmen, daß die wirthschaftlichen und politischen Fortschrittschwärmer der 50er Jahre sich über die Art des Segens getäuscht haben, den der „Fortschritt“ der Menschheit bescheeren sollte. Die gepräsene und ohne Zweifel überwältigend mächtige moderne Art von Industrialismus und Kommerzialisismus hat den Weltfrieden nicht im Gefolge gehabt. Im Gegentheil wurde sie zur mittelbaren, tief in den Gang der Ereignisse eingreifenden Ursache dafür, daß wir nun einen Weltkrieg befürchten müssen, der in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen hat — einen Krieg, in den alle fünf Welttheile zusammen hineingerissen werden, und in dem sie die Lebensinteressen ihrer großen Nationen werden auf dem Spiele stehen sehen.

England zwingt der Mitwelt die unangenehme Aufgabe auf, schnellstens und endgültig die Erdkugel in eine Anzahl politisch-kommerzieller „Interessensphären“ oder geradezu in 5 oder 6 unförmliche Weltstaatriesen zu zertheilen.

Europa hat 3 oder 4 Großmächte, Asien kaum 1—2, Amerika eine. — Die übrigen Erdtheile sind in der Hauptsache nur „Theilungsgegenstände“.

Der John Bull der Vorfäder hatte als Vaterland Großbritannien. Sein moderner Nachkomme dagegen wird von der Logik der Verhältnisse genötigt, sich als Bürger von Größbritannien zu fühlen.

Im laufenden Jahrhundert haben sich die Engländer mehr und mehr zu einer Nation von Stadtbewohnern und Industriearbeitern, von Fabrikanten, Kaufleuten und Buchhaltern verwandelt, die exportiren oder verkaufen müssen, um genug zum Leben zu haben.

Ganz England weist von Jahr zu Jahr danach hin, in dieselbe heikle Lage zu kommen, wie ein großes Fabrik- und Exportunternehmen, das die Eigenthümlichkeit hat, daß sein Arbeiter- und Komptoirpersonal unvermeidlich anwächst und unmöglich an anderer Stelle Verdienst finden kann. Das geht, so lange der Absatz gut geht und der Markt erweitert werden kann. . . . Die ganze Herrlichkeit stürzt wie ein Kartenhaus zusammen, sobald ungünstige Veränderungen eintreten.

Schon vor dem Kriege hielten Kenner der britischen Verhältnisse dafür, daß England kaum bündnisfähig sei, sondern sich stets auf seine splendid isolation zurückziehen werde. Sein Haß ist besonders

auf Deutschland gerichtet, weil ihm das auf dem Weltmarkte Konkurrenz macht. Denn John Bull ist in erster Linie Kaufmann und sein größter Fehler als Weltstaatsmann liegt darin, daß er sich fast ausschließlich vom kaufmännischen Instinkt leiten läßt.

Das mildere System, aus den Schwarzen „freie Lohnarbeiter“ zu machen, ist der reine Humbug und gründet sich auf die reinst Freibeuterei. Um freie Lohnsklaven zu bekommen muß man die Menschen in allen Ländern erst von ihrem Eigenthum befreien, indem man sich Land und Herden der Schwarzen aneignet. Daraus folgt mit milder Nothwendigkeit, daß der Schwarze — ohne daß das Repetirgewehr seine blutige Arbeit in gar zu skandalöser Weise fortzusetzen braucht — für den Weißen um Lohn arbeiten muß, um nicht zu verhungern. Und damit ist dann die wahre friedliche Zivilisationsarbeit glücklich und nach Wunsch in Gang gebracht.

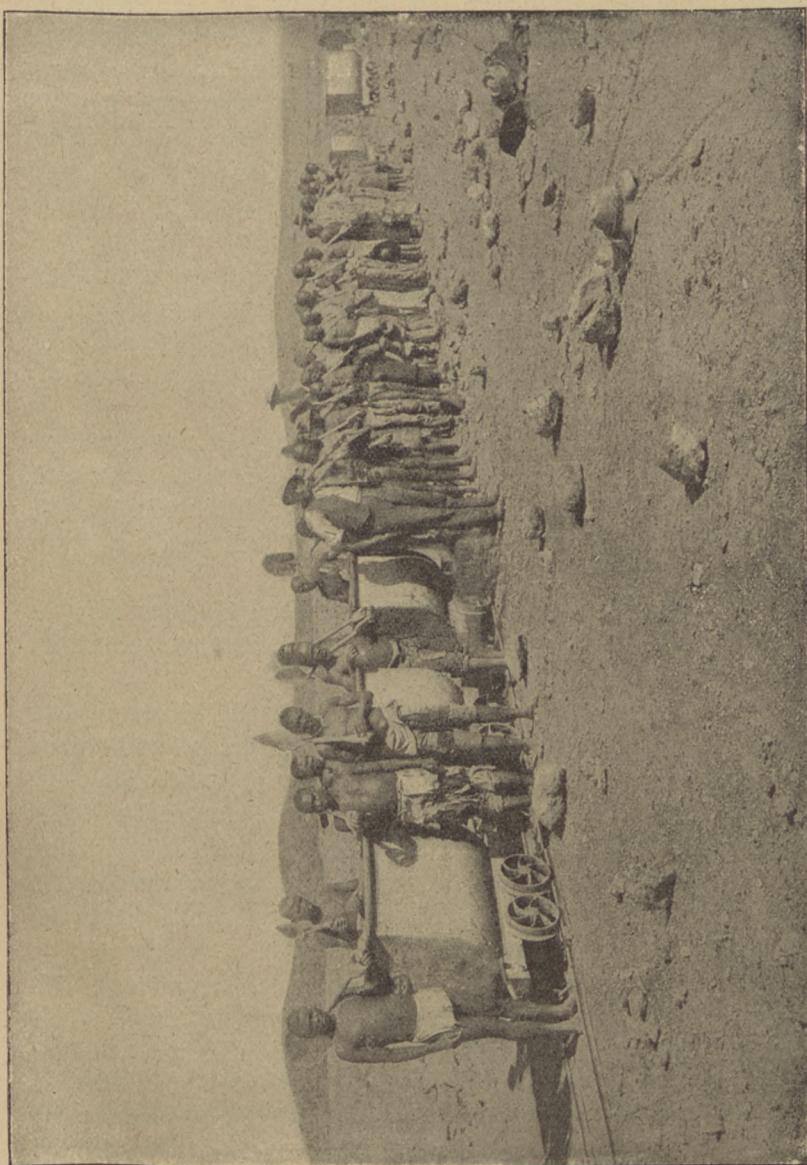
Ohne Freibeutertalent keine Kolonisation im großen Stil.

Afrika wird von großen Aktiengesellschaften zivilisiert, denen die englische Regierung in wohlwollendster Weise das Recht ertheilt, zum Betriebe der Freibeuterei, Neger schlächterei und Lohnsklaverei, Truppen auszurüsten. Jamesons Zug wird darum von den echten Söhnen Albions als ein trefflicher Sport angesehen, zu dem England als hoch über alle Rassen stehend ein Unrecht hat.

Die Engländer stellen in Indien Bahnen und Kanäle für ihre eigenen Interessen her, beanspruchen jedoch für Rechnung ihrer Ingenieure und Beamten so hohe Löhne und lassen diese nach kurzer Dienstzeit sich mit so hoher — von den Hindus bezahlten Pension nach England zurückziehen, daß die ganze Sache, vom hinduischen Standpunkte betrachtet, ruinirend wirkt. — Dazwischen lassen die sparsamen Engländer jedoch die Hindus nicht nur die kostspieligen, durch englische Uebergriffe hervorgerufenen und in rein britischem Machtinteresse geführten Grenzkriege oben im Himalaya bezahlen, sondern lassen sie auch mit Geld und mit Truppen am Sudanfeldzuge in Egypten und Transvaal theilnehmen!

Für die Engländer — vom Pair bis zum Hafenarbeiter — gilt in vollstem Maße der tieffinnige Moralspruch: nothing succeeds like success, d. h. Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg.

Daher ist von einem zielbewußten Streben nach Ausgleich zwischen der hier völlig demokratischen, dort ebenso völlig aristokratischen Gangart nicht die Rede. Den schlechtesten ererbten Verhältnissen giebt er den Vorzug — they work, you know! (Man kommt mit ihnen ja aus!) Wie lange? Danach wird nicht gefragt.



Farbige Bergarbeiter auf einer englischen Diamantmine.

Die englische Demokratie ist deshalb auch in der That ein verworrenes, oft recht plumpes und inkonsistent praktisches System, vermöge dessen die Engländer sich das Maß von Selbstregierung schaffen, bei dem sie sich wohl zu befinden meinen. Dieser demokratischen Grundlage entspricht keineswegs die große Selbständigkeit der Regierung, denn: „Wer einmal Mitglied eines liberalen oder konservativen Kabinetts gewesen ist, wird gewöhnlich in seine oder eine höhere Stellung wieder eingesetzt, wenn seine Partei das nächste Mal wieder ans Ruder kommt. Sie arbeiten dann für die übrigen weiter. Die abgegangenen Minister sitzen in der Opposition und nörgeln an den Portefeuilleträgern herum. So lange der Minister im Amte ist, ist er auch absolut und unabhängig.“

Es klingt so schön und rührend, daß „das Parlament in Westminster die höchste Behörde für das indische Vasallenreich sei.“ Thatsächlich aber werden die Angelegenheiten dieses Reiches „stets vor leeren Bänken behandelt“.

Ja als „oberste Leitung“ des Weltreiches ist das Parlament zuweilen sogar von negativer Bedeutung; denn seine endlose Redewuth, seine wunderbar schwerfällige Geschäftsordnung, seine Fähigkeit, die Minister auf tausendschach unerwartete Weise in Verlegenheit zu setzen, ist für deren heikle Arbeit höchst störend.

Es scheint, daß die konservative Partei in England stetig an Kraft zunimmt — und als ob der Liberalismus eine weit flüchtigere Erscheinung wäre als der Konservatismus.

Man könnte den englischen Konservatismus geradezu einen demokratisch aufgeklärten, feudalkapitalistischen Aristokratismus nennen. Die englische Demokratie hat dafür einen anderen Zug, der ihr völlig eigen ist: Das Verlangen, sich als sozial besser, auf eine für die Selbstliebe schmeichelhafte Weise sozial von anderen geschieden zu fühlen, ist eine vorherrschende Leidenschaft unter Englands Lohnarbeitern ebenso, wie unter dessen Mittel- und Oberklassen. Diesem Grunde entspringt auch wohl eine andere Erscheinung:

Die verhältnismäßig friedliche Physiognomie des sozialen Englands scheint nicht daher zu röhren, daß dem Lande tiefgehende soziale Mißverhältnisse . . . fehlten, sondern daß die Arbeiter weniger weitgehende Forderungen erheben und die politisch und wirtschaftlich Herrschenden größere Bereitwilligkeit zeigen, Rücksichten zu nehmen und Zugeständnisse zu machen, als das in anderen Ländern der Fall ist.

Der englische Arbeiter ist frei; das nützt ihm aber nichts, da er in der Gewalt der Arbeitgeber ist; seine Kraft besteht daher nur in der Organisation, Fachvereinigung (Trade-Unions). Er weiß,

dass es keine Theorien oder Naturgesetze giebt, sondern dass von Fall zu Fall je nach den Konjekturen des Marktes die Lohnverhältnisse zu ordnen sind.

Merkwürdig ist es, dass der englische Arbeiter (im Gegensatz zum deutschen) ein gewisses Snobberthum besitzt. Der Maschinenarbeiter sieht auf den gewöhnlichen Arbeiter tief herab und der Unterschied von 10 M. im Wochenverdienst kann es zwei Arbeiterfamilien fast unmöglich machen, mit einander zu verkehren. Am weitesten ausgebildet ist diese Snobberthum in den Mittelschichten.

### Englische Gentlemen.

Der große Unterschied zwischen Deutschland (wenigstens dem nördlichen) und Großbritannien ist, dass zu einem sogenannten Gentleman bei uns nur makellose, ehrenhafte Vergangenheit gehört. Dagegen ist es und wird man in England schon und nur Gentleman dann, wenn man zu den reichen goldbesitzenden Klassen gehört.

Unter den Krämern ist nur der Großhändler ein Gentleman. Auch Fabrikanten können Gentleman sein. Bankiers, Fondsmakler, Militärs, Beamte, Juristen, Geistliche und höhere Lehrer sind an sich selbst Gentleman. Dagegen sind Schriftsteller, Künstler und Bühnenkünstler ebenso wie die Aerzte nur ausnahmsweise als Gentleman anzusehen — nämlich, wenn sie ihre intellektuelle oder ästhetische Überlegenheit über den gewöhnlichen Geldphilister verbergen und ihm im Talent für das Zusammenscharren von Geld ähnlich sind und wie er ein kostspieliges Leben führen.

Die englische Auffassung vom Wesen eines Gentleman bildet eine eigenthümliche, in Europa vermutlich alleinstehende Form von Aristokratismus. Als Regel gilt, dass man zum Gentleman geboren und erzogen wird oder es auch nie anders wird als in der theewasser-sentimentalen, sozial völlig werthlosen Bedeutung eines edlen Mannes ohne „respectable“ Stellung in den Augen des demokratischen Snobberthum.

Hat sich unser Gentleman von reichen Eltern geboren werden lassen, so wandert er in die großen Elementarschulen, die gleichzeitig Vollpensionate eigens für Gentlemen sind. (Kostet jährlich 3000 M. Abgangsprüfungen legt man ihnen als unangenehme Zugabe nicht auf.) Einen jungen Mann durch Preissen bis zum Offizier zu bringen, kostet etwa 17 000 M.

Um im zivilen englischen Staatsdienst hoch zu steigen, ist es nur nöthig, nach Ablegung einer sehr elementaren Prüfung bei einer

Behörde als Schreiber einzutreten. Die Universitätsbildung wird auch für Staatsämter immer mehr bei Seite gedrängt und eine Art praktischer Lehrlingsvorbildung an die Stelle gesetzt.

Der Lehrerberuf (nur nicht für Ausländer) ist drüben einträglich. Der Direktor der Schule in Eaton soll eine Einnahme von 90 000 M. haben. Die übrigen Lehrer haben 7—11 000 M. Gehalt, wenn sie kein Pensionat haben, wenn sie ein solches betreiben, ein Bruttoeinkommen von 80 000 M. Der Direktor in Marrow wird auf 145 000 M. jährlich geschätzt, von denen 30 000 M. das Gehalt bilden, u. s. w. u. s. w.



Gebäude der Consolidated Goldfields of South Africa.  
Hauptquartier der Unzufriedenen während der Johannesburger Unruhen.

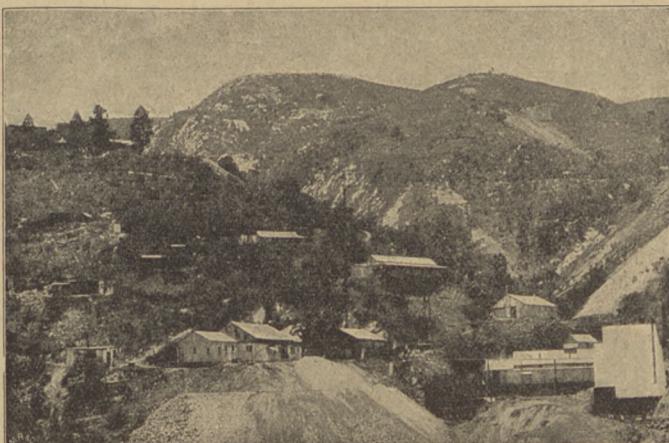
Der lohnendste Beruf ist, wie überall in der Welt, der des Rechtsanwaltes.

Eine Pfarrstelle zu bekommen ist oft ein reines Handelsgeschäft. Manche Stellen werden vielfach im offenen Markte an den Meistbietenden verkauft.

Das Wort englischer „Komfort“ klingt nur gemüthlich, ist aber nichts als eine äußere Dekoration, um ungemüthliche Zustände zu verhängen. Der moderne Engländer ist nämlich kein Freund des Sessigen, sondern mehr ein Streber. Er empfindet einen stärkeren Genuss vom Streben als von der Ruhe.

Er reitet und jagt, ergiebt sich dem Reisesport nach dem Pole oder nach dem Aequator, hält Rennpferde, Rennhunde und Wettsegeljachten, spielt Hazard, trinkt Whiskey wie ein Wahnsinniger und unterhält Maitressen gleichzeitig in Ostende, Paris, Nizza, Rom und Neapel — natürlich mit „anständiger“ „Heimlichkeit“.

Die englische Hausfrau in niederer gesellschaftlicher Stellung spielt in der Küche meist deshalb eine so flagrante Rolle, weil sie sich weit mehr für ihre Vorzimmer interessiert. Sie erklärt die Zubereitung von Speisen für zu beschwerlich u. s. w. „Die Frau des englischen Arbeiters und die der Mittelklasse verachtet die Hausharbeit (Küche),



Im Her-River-Gebirge.

um sich mit verstärkter Kraft dem sozialen Idealismus zu widmen“ u. s. w. Die Landfrau bekümmert sich weder um Hof, noch um den Garten. Daher bezahlt England den französischen (sleißigen) Landbauern jährlich 80 Millionen Mark für Eier.

Der Engländer ist eben in erster Linie praktisch. Seine Langmuth mit schlechten bestehenden Zuständen, sein Konservatismus, sich, so lange noch eine Möglichkeit vorliegt, daran zu halten, sind deshalb unerschöpflich. Ist aber eine neue Wirklichkeit neben der alten herangewachsen, so reißt er letztere mit Rücksichtslosigkeit, ja oft mit gleich großer Unbedachtsamkeit nieder, wie irgend ein sogenanntes revolutionäres Volk.

Die flache laisser-faire-Theorie hat England desorganisiert. Der Staat ist für den gegenwärtigen Engländer nichts als eine Maschinerie, mit der viele wichtige öffentliche Angelegenheiten besorgt werden.

Sein Interesse am Großstaat ist selbstsüchtig. Leicht und billig nach Kanada, Neuseeland, Australien und Südafrika answandern zu können und dort englische Gemeinwesen mit sonnigen, jungfräulichen Wildnissen in der Umgebung zu finden, ein nützlicher und respektabler englischer Bürger bleiben zu können, und dabei wie ein berittener, bewaffneter Straßenräuber („Grenzpolizist“) tief im dunkelsten Afrika zu leben, seinem Vaterlande dadurch dienen zu können, daß man Hindus mit der Peitsche in der Hand kommandirt — das sind große und schöne Vorrechte für Menschen mit dem athletischen Temperament der Engländer.

Die englische Selbstüberschätzung kennt keine Grenzen. Daher sind die Engländer willig z. B. Frankreich und Deutschland von den sie nur belästigenden Kolonien zu befreien, damit diese Länder ihre Kräfte für Kulturaufgaben in Europa auffsparen könnten.

Das englische Talent, den Zufall kräftig und feck auszunutzen, wiegt das deutsche Talent, auf dem Wege allseitigen Voraussehens und praktischen Planentwurfens den Zufall zu besiegen, nicht auf.

Englands militärische und industrielle Großmachtstellung hat sich mit Hilfe des ersten, die Deutschlands dagegen mit Hilfe des zweiten entwickelt. Die deutsche Methode, die moderne, bezeichnet sicherlich eine höhere Kulturstufe, unter anderem eine Vermehrung des menschlichen Selbstbestimmungsvermögens, die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusehen und ihr mit Bewußtsein die Gestalt zu geben.

Dass England diese Voraussicht nicht kennt, hat es niemals mehr als in dem neuesten Krieg gezeigt, in dem es politisch blind und militärisch unvorbereitet hineinstürmte, in einer Selbstüberschätzung, die ihm den Spott Europas eingetragen hat.

### Englische Spekulanten.

Wir werden diese Art von Leuten nicht besser schildern können, als durch das Lebensbild von Cecil Rhodes, wie es der Schwede Kärrström entwirft:

Die Transaktionen mit den Hudsonminen führten uns u. A. mit einem Manne zusammen, der nicht allein ein ungeheures Vermögen auf den „Kimberley fields“ verdiente, sondern auch seinen Namen weltbekannt und hier in Südafrika besonders respektirt mache, nämlich dem Gründer der großen, steinreichen Diamanten-Gesellschaft Debeers, Cecil Rhodes.

Dieser merkwürdige Mann ist der Sohn eines armen Dorfpfarrers und kam vor etwa 13 Jahren als kraftloser und kränklicher

Jüngling nach Afrika, um Genesung von einer stark entwickelten Lungenkrankheit zu suchen.

Er fand Heilung und wuchs hier unten als Kolonistenkind mit der Büchse am Rücken und der Axt in der Hand auf.

Er und sein älterer Bruder besaßen eine Farm in der Nähe von Kimberley, die sie mit großer Mühe bebauten. Da kam das Gerücht, daß man Diamanten in der Erde gefunden habe, und ein wildes Fieber nach Reichtum ergriff den Geist des jungen Mannes.

Er verließ die Farm seines Bruders mit wenigen Pfunden in der Tasche und warf sich leidenschaftlich in den Wirbel der Speculation, den das Gerücht erzeugt hatte. Je mehr sich das Gerücht bestätigte, um so höher wurde um die Lüse in Kimberleyland gespielt. Der Pfarrerssohn wagte ebenfalls seine Pfunde auf der Börse in Kimberley und — gewann.

Er machte neue Einsätze und gewann, gewann fortwährend.

In der kurzen Zeit von vier Jahren kam Cecil Rhodes in den Besitz eines kolossalen Vermögens, wie man sagt eine Million Pfund, die er in das Diamantenfeld steckte.

Er brachte System in den Diamantenumfaß und errichtete Hütten und Faktoreien für die Verarbeitung der Erze. Als die Gesellschaft das Land in Besitz nahm bekam Rhodes freiere Hand, reiste als mehrfacher Millionär nach der Heimath zurück, wo er seine vernachlässigten Studien vollenden und zugleich ein vollständiger Gentleman werden wollte.

Er ging nach Oxford und studierte ein paar Jahre fleißig, bis er einen hübschen akademischen Grad erlangt hatte, wobei die Hand, die früher klug den Pflug geführt und nach Diamanten gegraben, sich nun mit algebraischen Formeln und physischen Problemen beschäftigte.

Ein wenig günstiges Bild von dem Einfluß dieser Millionäre entwirft F. Reginald Statham, und wir wollen ihm, da er selbst ein Engländer und ein Gentleman ist, jetzt das Wort geben:

Süd-Afrika ist kein reiches Land. Es giebt sehr Wenige, die mehr haben als gerade ihr Auskommen, und es giebt sehr Viele, die zwar eine gesellschaftlich oder politisch leitende Stellung einnehmen, aber trotzdem gezwungen sind, einen fortwährenden Kampf um's Dasein zu führen. In den Vereinigten Staaten kommt es auf einen oder zwei Millionäre mehr oder weniger nicht viel an. In Südafrika giebt schon der bloße Vergleich mit Anderen dem Millionär eine Bedeutung und ein Ansehen, die geradezu demoralisirend wirken. Diese Gefahr würde noch fortbestehen, auch wenn der Millionär sich selbst genügen und mit Kleinig-

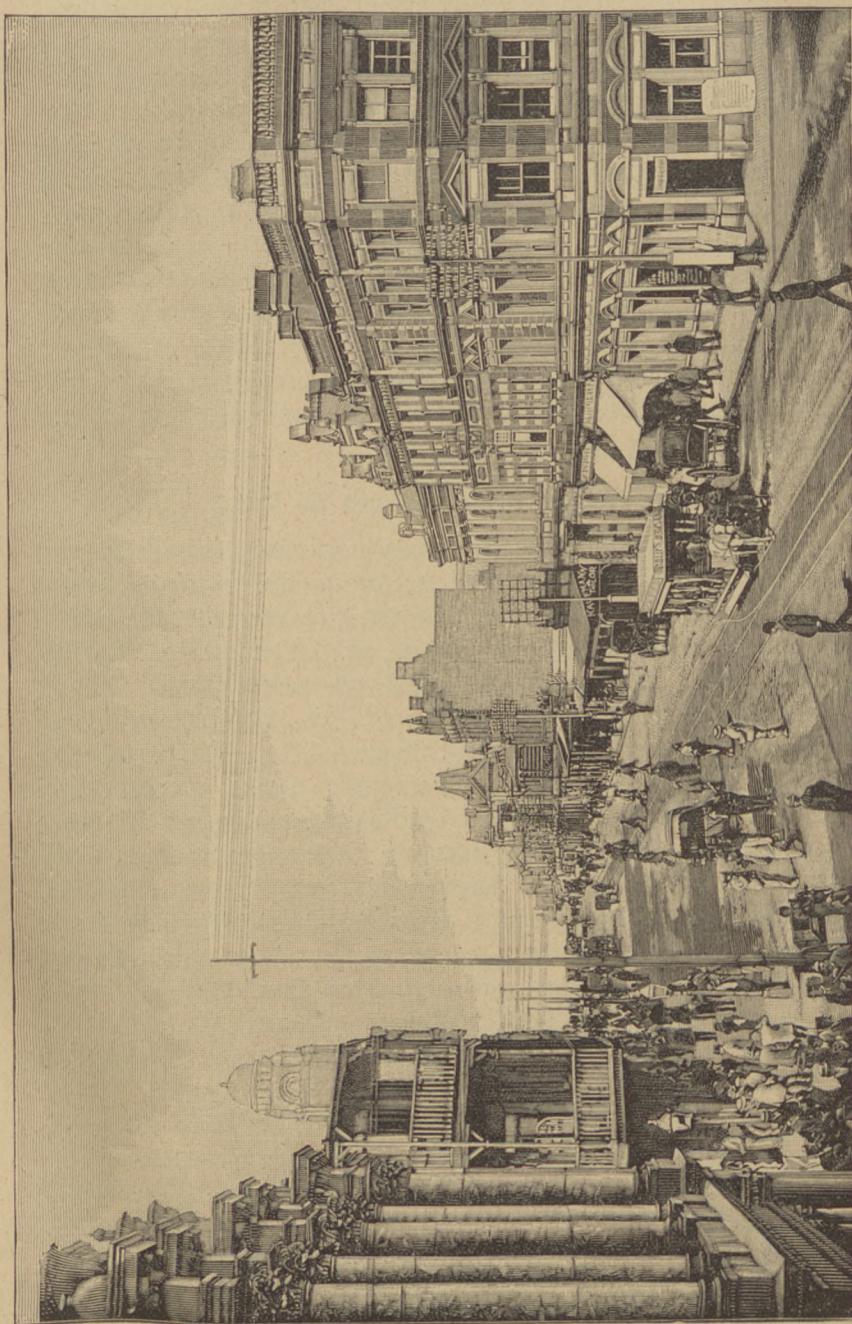


Cecil J. Rhodes.

Moral gebe, die sich nicht gegen Zahlung eines entsprechenden Preises umstoßen lasse. Mit dieser cynischen Ansicht von Moral und den Grundsätzen derer, die ihm gleichstehen, vereinigt der typische Millionär von Südafrika eine vollständige Gleichgültigkeit für die Interessen und Empfindungen seiner Untergebenen. Wer von ihm seinen Lohn empfängt, der darf keinen eigenen Willen mehr haben; der Arbeiter muß jedes Gefühl moralischer oder politischer Unabhängigkeit unterdrücken, wenn er nicht Gefahr laufen will, ohne Grund und ohne Kündigung entlassen zu werden. Daß unter diesen Umständen derjenige an Ansehen gewinnt, der sich dazu hergibt, die Rolle des Spions unter seinen Genossen zu spielen, ist die ganz natürliche Folge. So ist es allmählich gekommen, daß sich Kimberley, wo schon in früheren Zeiten ein wüstes und liederliches Treiben geherrscht hatte, seit der berühmten Vereinigung der Diamantgruben zu einem Orte entwickelt hat, wo moralische Grundsätze und persönliche Freiheit nichts gelten und wo das größte Verbrechen für einen Tagelöhner darin besteht, daß er glaubt, er könne als britischer Unterthan, der in einer britischen Kolonie lebt, seine politischen Rechte geltend machen.

Dieses Eindringen der im Millionär lebendig verkörperten Geldherrschaft in die südafrikanische Politik ist ein Faktor, dessen Wichtigkeit gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Es bedeutet das stete Beharren auf dem brennenden und hartnäckigen Wunsche, unge-

keiten, wie etwa mit einer prachtvollen Dampfshacht oder einem glänzend ausgestatteten Hause in Park-Lane zufrieden sein würde. Indesß der typische Millionär in Südafrika ist leider mit solchen persönlichen Vergnügungen allein nicht zufrieden. Er nimmt jeden möglichen Vortheil wahr, den ihm seine Stellung bietet, und er setzt alles daran, seinen Einfluß in jedem Winkel des gesellschaftlichen und politischen Lebens fühlbar zu machen. Er glaubt — und leider hat man ihm nur allzu viel Veranlassung zu diesem Glauben gegeben, — daß das Geld der Endzweck jedes menschlichen Daseins sei und daß es keinerlei



Commissioner Street in Johannesburg.

heure Reichthümer mit allen nur möglichen Mitteln rein selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen, ohne jede Rücksicht auf moralische Grundsätze, die dadurch verletzt, und auf die Existenzen, die durch die Weiterverfolgung dieses Wunsches vernichtet werden. Diese lebendige Verkörperung des Mammonismus schent keinerlei Intrigue, um ihr Ziel zu erreichen: die Tugenden sowohl als auch die Laster der Menschheit werden zu diesem Zwecke ausgenutzt. Wenn der Geist der Vaterlandsliebe im Stande ist, die goldenen Segel zu schwellen, so wird auch er vorgespannt und angerufen; wenn die Unterstützung religiösen Empfindens und religiöser Begeisterung zur Erreichung des Ziels verhelfen kann, so werden auch diese Gefühle auf das Schamloseste missbraucht. Gerechtigkeit gehört in's Reich der Fabel; Wahrheit und Betrug sind gleichwerthige Mächte; Bestechung ist das natürliche Mittel zur Erreichung kleinerer Ziele.

### Die englische Aristokratie und der Krieg.

Ein englisches Blatt macht darauf aufmerksam, daß alle aristokratischen Familien der vereinigten Königreiche bei diesem Kriege betheiligt sind. Seit dem Krimkriege hat England noch nicht wieder eine solche Armee ausgesandt, in der die Aristokratie so vollzählig gewesen wäre. Das exclusivste Corps der ganzen Armee ist das sogenannte „Dandy-Cavallerie-Regiment“, des „Prinzen von Wales eigene Königliche Garde“, deren Offiziere sich aus den vornehmsten Familien rekrutieren. Ihm gehören an: Prinz Victor von Schleswig-Holstein, der Enkel der Königin, der in dem Nil-Feldzuge des vorigen Jahres Vorbeeren erntete. Prinz Francis von Teck, der Bruder der Herzogin von York, der mit seinem Dragoner-Regiment ebenfalls in der Front steht, der Sohn des Premier-Ministers Lord Edward Cecil Salisbury, der im vorigen Jahre in Omdurman Lord Kitchener's Adjutant war und jetzt dem Oberst Baden-Powell bei Mafeking zur Seite steht, zwei Söhne von Lord Lansdowne, Söhne der Herzöge von Buccleuch und Portland, der Earl of Shaftesbury u. a. an. Der jüngste Sohn des Earl of Derby ist Leutnant in demselben Regiment. Sein Vater, Lord Stanley, war bekannt als General-Gouverneur von Canada von 1888—1893. Sein Onkel, der verstorbene Lord Derby, unterließ es, als er Minister war, die Rechte der Suzeränität in der Convention von 1884 genau festzusetzen, was von der Regierung Transvaals als Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit der Republik in ihren Beziehungen nach außen wie nach innen aufgefaßt wurde.

Ein anderes „Dandy-Regiment“, das schon an der Grenze den Angriff der Buren erwartet, sind die „neunten Ulanen“, das Regiment der Königin, das unter seinen Offizieren Repräsentanten vieler Familien vom höchsten Adel und außerdem von einflussreichen Landfamilien zählt, die zwar ohne Titel sind, deren Güter aber seit Generationen in ununterbrochener Reihenfolge in Yorkshire, Devon und Kent in denselben Händen sind. Der Oberst, General-Major Sir William Drysdale führt eine Division, und Oberst-Lieutenant Bloomfield Gough ist für ein hohes Commando ausersehen. Lord Douglas Compton, ein Bruder des Marquis von Dufferin, Lord Frederick Temple Blackwood sind jüngere Bairssöhne, die in diesem Regiment eine Rolle spielen. Die Namen Gordon, Campbell und Cavendish sind ebenfalls darin vertreten.

Es ist erklärlich, daß die jungen Leute gern da sind, wo die Waffen klirren! Ein gutes Zeichen für die Familien, in denen solch ein Sinn herrscht.

Auch die Frauen der Aristokratie betheiligen sich an dem Kriege. Eine Tante des jetzigen Herzogs von Marlborough, Lady Sarah Wilson, will sich als Krankenpflegerin zu ihrem Gatten, Hauptmann Gordon Wilson begeben, der mit Oberst Baden-Powell bei Mafeking ist. Ein typisches Beispiel eines Soldaten aus der vornehmen Gesellschaft, der als General zur Capstadt geschickt ist, ist Sir F. Forestier Walker vom Regiment der „Guardsmen“, ein Liebling der Gesellschaft. Lord Methuen von demselben Regiment empfängt einen Divisions-Befehl. Unter den Brigadiers befinden sich noch der hon. Neville Lyttelton, ein Bruder von Lady Frederick Cavendish, der intime Freundin der Gladstone's, und General-Major Wauchope, der ein Wahlgegner des verstorbenen Staatsmannes in Midlothian war.

Merkwürdig ist wie die Gegensätze in England sich oft unvermittelt gegenüber stehen; während hier die Barmherzigkeit den Anstoß giebt, sieht man auf andern Stellen die ganze Roheit der britischen Ländersucht.

### Englische Kriegsführung in Südafrika.

Wenn die Briten in ihren Auslassungen über die politischen Endziele des Kap-Krieges fortwährend davon sprechen, wie sie der falschen Behandlung der Einwohner durch die Buren Einhalt gebieten müssen, so ist dieses eitel Heuchelei.

Ueber die humane Art der Briten, die Einwohner zu behandeln, erzählt von Wernsdorff in seinem Werke: „Ein Jahr in

"Rhodesia" folgendes: Die Truppen waren ausgezogen und hatten den Kampf gegen die Mashonas begonnen. Das Feuer hörte auf und die Mashonas zogen sich offenbar in den Hintergrund ihrer Höhlen zurück.

Jetzt begann die Überwachung von unserer Seite; jedes Pikett hatte eine bestimmte Entfernung zu beobachten. Das erste Wesen, das wir von feindlicher Seite erblickten, war ein scheußliches, triefäugiges, altes Weib, mit Krallen wie ein Raubthier, das unvorsichtiger Weise seinen Bau verlassen hatte und von den schwarzen Troopers gefangen wurde. Sie war nur mit einem Schurz von Wildhaut bekleidet.



Das Offizierkorps der neunten Ulanen.  
(Nach einer photographischen Aufnahme von Army and Navy.)

Sie wurde, da es nicht anders möglich war, gefesselt, und vor Major Gosling geführt, der sie durch Kapitän Brabant auffordern ließ, als Dolmetscherin mit ihrem Volke zu dienen. Da sie sich energisch weigerte, hielt ihr Major Gosling seinen Revolver unter die Nase, worauf sie in die Knie sank und sich zu allem bereit erklärte.

Nachdem ihr Kapitän Brabant in ihrer Sprache aufgetragen, sie möge im Namen der Chartered-Company, (also einer Kaufmannsfirma), ihren Stamm auffordern, die Höhlen zu verlassen, ging sie in Begleitung zweier Troopers zum Haupteingange und schrie ihren Auftrag mit gellender Stimme hinein, nämlich:



Zulutrieger rüden zum Angriff vor.

Es solle den Frauen und Kindern im Falle der Uebergabe Gnade zu Theil werden, während die Männer ein gerechtes Urtheil erwarte.

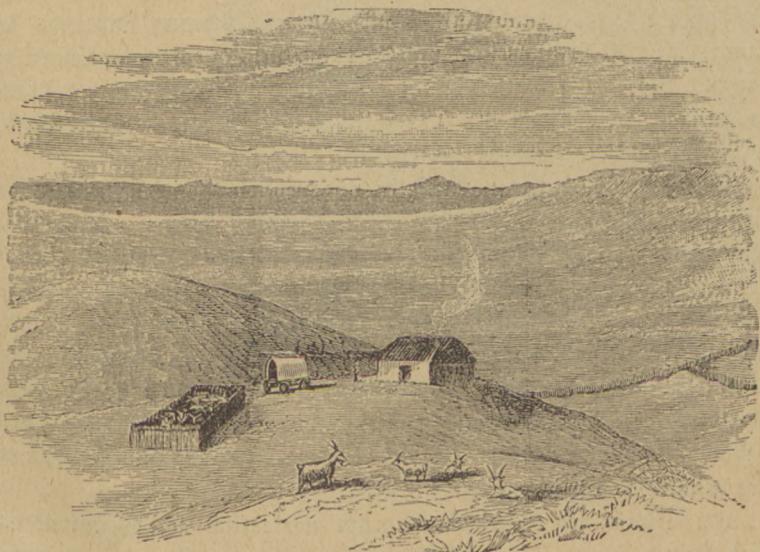
Man hörte auch, daß ihr geantwortet wurde, es blieb aber dann Alles ruhig und erfolgte nichts weiter hierauf.

So blieb nach einer längeren Wartepause nur das letzte Mittel übrig — kleine Dynamitbomben in den Eingang zu schleudern, die mit nicht geringem Getöse explodirten. Nachdem dieses Experiment zweimal wiederholt war, kamen eine Menge Weiber mit Kindern auf dem Rücken, Mädchen und größere Kinder zitternd und halb geblendet an das Tageslicht. Diese wurden nun sogleich nach dem befestigten Lager geführt und ihnen ein Platz mit Dornen eingezäunt angewiesen und als Erstes Mehlis zur Bereitung ihres gewohnten Mahles gegeben. Dabei schienen sie sich bald ganz wohl zu befinden. Doch zu unseren Höhlenbewohnern zurück! — Eine der schwarzen Frauen wurde nochmals zu ihnen geschickt, um sie zur Uebergabe aufzufordern, aber Alles umsonst! — Es erfolgte überhaupt keine Antwort, wie unsere Offiziere es auch von vornherein nicht anders erwartet hatten, denn es ist ganz bekannt, daß der Schwarze Stier auf seinen einmal gefassten Entschluß besteht; sodann hatten die Freyler auch nicht den Mut, sich freiwillig der Züchtigung zu stellen, von der sie genau wußten, daß sie scharf ausfallen würde. (Die armen Teufel!) Oberst de Moulin zog seine Uhr heraus und nach Ablauf einer Viertelstunde der gegebenen Frist ertheilte er den Befehl, mit dem Sprengen durch Dynamit anzufangen. Zu diesen Sprengarbeiten war eine ganz besondere Abtheilung bestimmt, die unter Befehl des Kapitän Harding und des Leutnants Faltun stand. Ich gehörte nicht dazu, man hatte mir einmal zwei Packete Dynamitpatronen zu tragen gegeben, ich stolperte damit und fiel auf die Knie — hätte ich nicht die Geistesgegenwart besessen, die Hände hoch zu halten, so wäre beim Hinwerfen der Patronen großes Unglück entstanden. Ich wurde also als zu ungeschickt zurückgestellt, und es war mir sehr lieb, nicht bei dieser zwar nothwendigen, aber grausamen Maßregel helfen zu müssen.

Zwei Kästen mit Dynamit zu je dreißig Pfund wurden durch eine sogenannte Minutenlunte verbunden, an der man berechnen konnte, welch ein Zeitraum zwischen dem Anzünden und der Explosion liegen mußte. Nachdem zuerst noch einige Salven in den Eingang der Höhle gegeben waren, um die Wilden zurück zu drängen, wurden die beiden Kästen Dynamit, soweit es ainging, hineingeschoben und die Lunte angezündet, worauf sich Alles so schnell als möglich hinter Deckung in Sicherheit brachte.

Mit schauerlicher Spannung erwarteten wir die nächsten Augenblicke! — In wenigen Minuten erfolgte die Explosion mit donnerähnlichem Krachen, man sah Theile von Felsblöcken, Gebüsch und Sand hoch in die Luft fliegen. Dann war Alles vorbei, und wie es uns befohlen worden war, eilte jedes Pifett nach der ihm zugewiesenen Stelle, um das Entweichen der Mashonas aus den anderen Höhlenausgängen zu verhindern. Es gelang auch, einige Männer gefangen zu nehmen, welche berichteten, daß der Luftdruck in der Höhle ein furchtbarer gewesen sei und viele dadurch verwundet oder getötet worden waren. Trotzdem verließen die Überlebenden nicht die Höhle. Unsere Führer sahen sich also gezwungen, dieses Experiment mehrmals am Tage zu wiederholen, bis man nach einigen Tagen annehmen mußte, daß von den Höhlenbewohnern, die doch wohl einige Hundert Köpfe zählen mochten, keiner mehr lebend war. Ein furchtbarer Leichengeruch gab uns bald auch die Gewißheit davon."

Das ist die famose Art der Kultur, die die Chartered-Company und Herr Cecil Rhodes dort ausübten, und obendrein entrüstet sind, daß die Buren die Bewohner nicht sanftmütiger ansaffen



Johannesburg im Jahre 1885.

## Leben und Treiben in Südafrika.

---

### Bodenbeschaffenheit und Klima.

Unsere Leser werden nicht verlangen, daß wir an dieser Stelle langathmige Berichte über die physische und politische Geographie Südafrikas bringen, zumal dort, wie überall in der Welt, Berg und Thal, fruchtbare und unfruchtbare Gegenden mit einander abwechseln und das, was zum Verständniß militärischer Operation zu wissen nothwendig ist, ohnehin schon am betreffenden Ort besprochen werden muß.

Es möge daher die Angabe genügen, daß die vier uns in erster Reihe interessirenden Staaten, nämlich Kapland, Natal, Transvaal und Oranje-Freistaat einen sehr gebirgigen Charakter haben. Es handelt sich um eine krystallinische Gebirgsformation von großer Ausdehnung, die mit unzähligen Schollen horizontaler Sandsteine bedeckt ist, deren Bildungszeit zwischen Karbon und Zura liegt. Die Bevölkerung Kaplands setzt sich aus über 377 000 weißen und vielleicht 650 000 farbigen Leuten zusammen. Natal hat 50 000 Weiße und etwa 500 000 Farbige, Transvaal 300 000 Weiße und 800 000 Farbige, der Oranje-Freistaat 65 000 Weiße und 75 000 Farbige.

Das Drachensteingebirge ruft in verschiedener Beziehung eine Scheidung der Temperaturverhältnisse in Südafrika hervor. Im Süden dieser Bergkette, welche den Norden des Kaplandes durchzieht und in ihrem nordöstlichen Ausläufer die Grenze zwischen Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal bildet, ist der Sommer trocken und der Winter (Mai bis September) naß; im Norden dagegen regnet es im Sommer, und der Winter ist trocken. In letzterem herrscht meist klares Wetter und am Tage eine Temperatur von 80—90 Grad Farenheit, während es Nachts so kalt sein kann, daß im Schlafzimmer das Waschwasser mit einer dünnen Eisschicht bedeckt ist.

Im Süden der Gebirgskette grünt namentlich der Weinstock, aus dessen kleinen süßen Trauben der berühmte, feurige Kapwein gewonnen wird; im Norden derselben gedeiht die Wassermelone, welche besser als jedes Getränk den Durst löscht.

Eines der größten Übel, namentlich in den Republiken, ist der Mangel an Wasser. Es vergeht oft lange Zeit, bevor Regen fällt, und kleine Flüschen, Spruiten genannt, trocknen zuweilen ein. Selbst in den größeren Strömen giebt es allenthalben Übergänge, „Driften,“ durch die man waten kann, doch muß man den Weg genau kennen, da sich oft in nächster Nähe derselben diese Löcher befinden. Ein Ort, der eine Quelle besitzt, kann sich glücklich schätzen, zumal da es meist gelingt, in der Nähe weiteres Wasser zu finden und Brunnen zu bohren. Manche Ortschaften erhalten ihr Wasser aus Tümpeln, „Spannen,“ d. h. kleinen Bodensenkungen, in denen das Regenwasser zusammenläuft und darin stehen bleibt. Unterwärts muß man an der niedrigsten Stelle eines Thales Dämme errichten und dort das Regen- und Bergwasser auffangen. Es giebt verartige sehr große und kostspielige Dämme, welche die Ortschaften in weitem Umkreise mit Wasser versehen; ja die meisten Orte sind deswegen gleich in einer Thalmulde angelegt.

Ein paar Worte über die Thierwelt mögen den Abschluß geben. Als die Holländer nach Südafrika kamen, waren Raubthiere, wie Löwen, Tiger, Panther, Wölfe, Hyänen und Leoparden in außerordentlicher Zahl



Die größten und die kleinsten Elefantenzähne Afrikas.

verbreitet, doch wurden sie durch Büchsenknaul verhältnismäßig schnell vertrieben; außerdem zahlte die Ostindische Compagnie für jedes erlegte Raubthier eine Prämie. Heute sind Löwe und Hyäne nur noch im Norden Transvaal's zu finden, die übrigen Raubthiere sind fast ganz verschwunden. Ebenso ist von Elefanten, Nashörnern und Giraffen, deren Zahl einst Legion war, nur noch in Rhodesia etwas zu finden; südlich davon giebt es deren kaum noch. Die Antilopenherden, die noch vor einem halben Jahrhundert in Schaaren von Tausenden am Vaalflusse zu treffen waren, sind wie die Gemsen schon stark gelichtet. An den stillen Stellen des Limpopo und an der Tugela sind Krokodile noch in ziemlicher Menge zu finden, und es ist nichts Seltenes, daß trinkende Kinder von diesen mächtigen Amphibien ins Wasser gerissen werden. Strauße kommen noch in großer Anzahl vor, ebenso Affen und Schlangen; unter den letzteren auch die sehr giftige Puff-Ödder und der schwarze Ringhals. Von den zahlreichen Ameisen haben wir schon gesprochen; es bleibt nur noch zu erwähnen, daß ihre Feinde, namentlich das Erdferkel, ebenfalls in großer Zahl zu finden sind.

Wir wollen mit einem Wilde Livingstone's schließen, in dem er den belebenden Einfluß der Regenzeit auf die niedere Thierwelt schildert:

Myriaden wilder Bienen sind vom Morgen bis zum Abend geschäftig. Manche Akazien besitzen eine besondere Anziehungskraft für eine Käferart, während die Palme andere anlockt, sich in ihren geräumigen Blättern zu versammeln. Insekten aller Gattungen sind jetzt in voller Kraft; glänzende Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume und scheinen nebst den kleinen reizenden Sommervögeln, welche die Kolibris Südamerikas und Westindiens vertreten, nie müde zu werden. Mengen von Ameisen sind emsig beschäftigt, nach Futter zu jagen oder es im Triumphzuge heimzutragen. Die Winter-Zugvögel, wie die gelbe Bachstelze und der braune Drongo-Würger, sind fortgezogen, und andere Gattungen sind angekommen. Der braune Milan läßt sich mit seinem Pfeifen, das dem einer Bootsmann-Pfeife ähnelt, der gefleckte Rückuck mit einem Ruf wie „Pula“ und die Mandelräthe nebst dem Nashornvogel mit ihren lauten Tönen von Zeit zu Zeit deutlich hören, obgleich die rauhe Musik eigenthümlich gedämpft wird durch die Masse lieblicher Töne, die aus schlagenden Kehlen strömen, so daß die südafrikanische Weihnachtszeit einem englischen Maitage gleichkommt. Manche Vögel aus der Wintergattung haben ihr braunes Wintergewand bei Seite gelegt und erscheinen in einem heiteren Sommeranzeuge von scharlachroth und pechschwarz; andere sind vom grün zum hellgelb übergegangen, das durch schwarze sammetartige Flecken geziert ist.

## Diamanten.

Das ruhige Transvaal und seine Nachbar-Republik erhielten ein neues Ansehen und für Britannien eine neue Anziehungs Kraft, als der Boden außer Gras und Korn noch Diamanten und Gold in Fülle bot, und damit ein Strom der Einwanderung und ein Geist ödestter Geldgier in die Republiken einströmte. Engländer, Franzosen, Deutsche und Russen, unter letzteren besonders Juden, bevölkerten plötzlich alle Plätze, an denen möglicher Weise Gold zu finden war und brachten einen Pöbel von Goldsuchern und Wucherern mit sich, der ekelserregend war.

Mitten in dieser Alles fortreißenden Epidemie, die England mit dem Namen „Kultur“ beehrte, hielt sich ein Volk im Großen und Ganzen rein und unangetastet, vornehm in edelster Bedeutung des Wortes, und das war das Volk der Buren. Und die Geschichte wird einstens ihrer Haltung in dieser Zeit hohe Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn hier war echte moralische Selbstbeherrschung zu finden, die hoch hinausgeht noch über kriegerisches Heldenthum.

Der erste Diamant wurde 1857 in Griqualand von einem Kaffer gefunden. Die eigentliche Ausnutzung begann 1871 und es wurden namentlich am Vaalfluss bei Klipdrift, Pniel, Hebron, Dutoitspan, Fauresmith und Kimberley ganze Diamantenfelder gefunden.

Für einzelne Glückliche war damals tatsächlich die Gelegenheit vorhanden, im Nu ein reicher Mann zu werden. Ein Irländer, der 1874 ohne alle Mittel nach Kimberley kam und die Arbeit auf eigene Rechnung begann, fand schon nach wenigen Stunden einen Diamant, für den ihm die Bank 75 000 Francs zahlte, und dieser Glückliche zählte bald darauf zu den vornehmsten Grubenbesitzern und südafrikanischen Millionären. Hingegen haben die großen Unternehmungen meist nicht sofort einen so bedeutenden Nutzen gebracht, als vielfach angenommen wurde. Die große Diamantmine bei Jagersfontein, eine der berühmtesten in Südafrika, wurde 1869 angelegt, brachte aber erst im Jahre 1885 Nutzen. Heute ist ein Kapital von 20 Millionen Mark dort angelegt, das sich in den letzten Jahren mit nahezu 20 Prozent verzinst hat.

Die wichtigste Frage, die aber heute noch nicht gelöst ist, ist die, wann die Ergiebigkeit der Minen nachlassen wird. Die Grube von Kimberley ähnelt einem Trichter, dessen obere Öffnung einen Durchmesser von etwa 400 Fuß hat. Man ist jetzt auf eine Tiefe von nahezu 1500 Fuß gelangt und es hat fast den Anschein, als setze sich an den oberen Trichter ein zweiter in umgekehrter Form an, und, wenn dieses der Fall sein sollte, dann sind die Aktionäre, deren Kapital sich jetzt in



Sortirung des Sandes auf Diamanten.

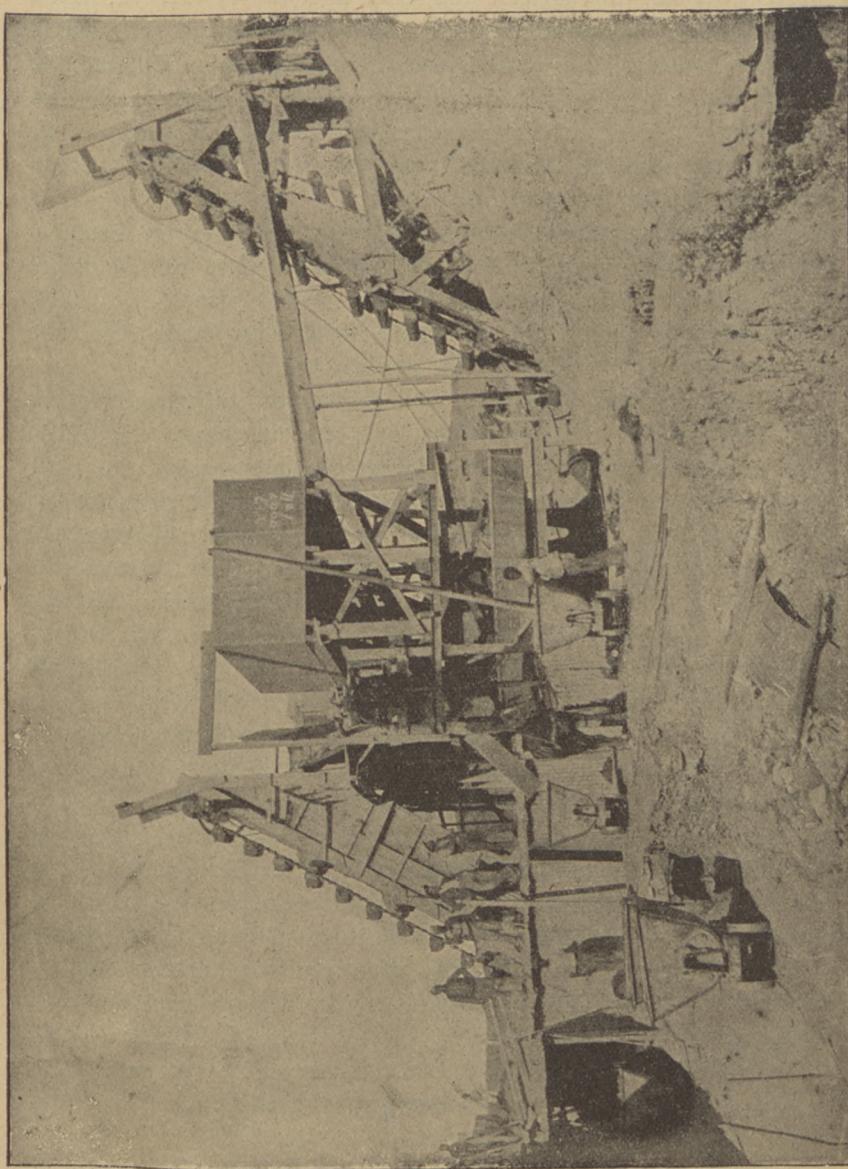
etwa 6 Jahren verdoppelt, natürlich für absehbare Zeit geborgen. Zur Zeit ist, wenn kein außergewöhnlich glücklicher Fund gemacht wird, der Werth der in einer Woche in Jagersfontein gefundenen Diamanten auf etwa 150000 Mark zu schätzen, doch sind die Uukosten nicht unbedeutlich. —

Hören wir nun erst einmal die Schicksale der früher auf eigene Rechnung nach Diamanten suchenden Leute aus dem Munde des schon mehrfach erwähnten Schweden Kärrström:

Es war eine ganze Karawane von Fremden, die damals nach dem Diamantenfelde aufbrechen wollte und der ich mich anschloß. Viele dieser Personen waren höchst zweifelhafte Existenzen von unheimlichem Aussehen, aus allen Ländern und Völkern, amerikanische Boxer und Revolvermänner nicht zu vergessen. Zusammengehalten wurden wir durch einen Regierungskommissar, der nach unserer Ankunft einem Jeden sein Claim (d. h. ein durch Loos zu bestimmendes Stück Land) anweisen sollte, damit er es gegen eine gewisse Abgabe bearbeiten dürfe.

Die englische Regierung hatte nämlich trotz der heftigen Proteste der Buren 1871 auf die Diamantfelder Beschlag gelegt, indem sie sich dabei auf einen alten Vertrag berief, den sie mit einem längst verabschiedeten Kaffernhäuptling im westlichen Griqualand abgeschlossen hatte, und zog nun einen ungesetzlichen Gewinn aus dem Lande.

Unser Weg führte durch gut kultivirtes Land und war mit den in



Wasserfontäne der Diamantbrunnen Jägerbrunnen.

holländischem Styl erbauten Wohnhäusern der Buren bekränzt, die einfach, aber solid wie das Volk selbst waren.

Diese einfachen Landleute mit ihrer schlichten Lebensweise, ihrem Psalmengebet, Bibellesen und ihren „Abendmahlmeetings“ betrachteten uns kopfschüttelnd. Unser Eifer machte auf sie keinen Eindruck, sie wurden nicht von dem allgemeinen Fieber angesteckt, sie hatten das Rätsel des Lebens darin gefunden, mit ihrem Loose zufrieden zu sein, und sie konnten wohl über alle diese Glückssucher lachen, die wie Berrückte einem eingebildeten Glück nachjagten.

Am Neujahrstag des Jahres 1883 langten wir in großer Sommerhitze aufs Neuerste erschöpft auf den Diamantensfeldern von Kimberley an, wo es aufsah wie auf einem riesigen Markt. Eine bunte Volksmenge wimmelte um den Bankmarkt, den Pavillon der Grubenvögte, und die Wirthshäuser (Schänken) waren gedrängt voll.

Die ganze Gegend, soweit der Blick reichte, war mit unregelmäßigen Zeltreihen bedeckt, wie in einem Krieg, und das Land durch gelbe Pfähle und Steinhaufen in Quadrate von gleicher Größe eingeteilt.

Es war eine mit Steinen gemischte, schwarzglänzende Erde, die wir bearbeiteten, voller Rollsteine, trocken und hart, und jeder Spaten voll mußte gewendet, gebröckelt, zerstreut und auf den Seiten ausgebreitet werden, so daß drei Mann nur langsam in die Tiefe kamen. Während der ganzen ersten Woche gruben wir uns nur einen Meter tief abwärts, und wir mußten wenigstens 15 Meter tief hinabdringen. Länger als zwei Stunden nacheinander hielt keiner diese Arbeit aus, die im gleichen Kostüm verrichtet wurde wie dasjenige, das unsere ersten Eltern im Paradies trugen, wenn man sich dabei das Feigenblatt weg und einen breitrandigen Hut auf dem Kopf dazu denkt.

Die an die englische Regierung zu entrichtende Taxe betrug zur Zeit des größten Diamantefiebers 200 Mark für jede Woche für ein Claim von nur 100 Quadratmeter Umfang; wer aber ein solches Stück ein für allemal kaufen wollte, mußte dafür bis 10000 Pfund (200000 Mark) bezahlen. Außerdem nahm die Gesellschaft immer ein Drittel von dem Werth eines jeden gefundenen Steines, und ein Prozent wurde für wohltätige Zwecke in Abzug gebracht. Deshalb blieb kein riesiger Gewinn für den glücklichen Finder übrig, selbst wenn er, wie es zu meiner Zeit geschah, einen Diamanten von 55 Karat in der Größe einer Bohne fand, der mit 20000 Mark bezahlt wurde.

Aus diesen Gründen fanden viele Diamantengräber nicht, was sie suchten, aber die Regierung nahm die Steuer vorweg und überließ die Leute ihrem Schicksal. Zog dann einer nach vergeblichen Bemühungen

fort, so fanden sich doch immer wieder Liebhaber, die denselben Boden — meist zu etwas günstigeren Bedingungen — pachteten und nun ihrerseits ihr Glück versuchten. Und auf solche Weise glückte es einem meiner Bekannten auf einem Claim, das der frühere Besitzer nach fruchtloser Arbeit verlassen hatte, nach kurzer Zeit einen Stein von 115 Karat zu finden, der ihn sofort zum wohlhabenden Manne machte.

Ein anderer Nachbar unseres Claims fand einen Stein von zehn Karat und verkaufte sogleich das Pachtrecht des Claims um 10000 Pfund, indem er so auf Grund von Zukunftshoffnungen ein kolossales Geschäft machte. Die Hoffnungen erfüllten sich nämlich nicht, sondern der Käufer dieses Claims konnte keine Spur von Diamanten finden, obwohl er 20 bis 25 Meter tief grub.

Ein Dritter fand eines Tages ein Stück Stein, das alle Zeichen eines Diamanten hatte, aber roth war wie ein Stück Eisenerz. Er fragte meinen Meister, was das für eine Gesteinsart sei, erhielt aber eine ausweichende Antwort, weshalb er ihn für werthlos hielt und den Brocken um eine Bagatelle verkaufte. Der Käufer schloß sich einen ganzen Nachmittag in seiner Baracke ein und kam freudestrahlend zurück. Der Stein hatte sich als ein Rosenstein (rother Diamant) von 15 Karat erwiesen, für den auf der Börse nicht weniger als 500 Pfund Sterling bezahlt wurden.

Die Meisten in dem bunten Menschengewimmel, das damals bei Kimberley nach Diamanten suchte, entbehrten bei Nacht des Obdachlos, denn statt sich für das sauer verdiente Arbeitsgeld oder die glücklich gemachten Funde ein Zelt oder Logis zu verschaffen, verbrachten sie die Nächte unter Saus und Braus in den stets offenen Schänken und Variétés oder in den Bordellen, diesen Pesthöhlen, die auf keinem südafrikanischen Grubenselde fehlen.

Wer nicht Geld genug besaß, um selbst ein Claim zu pachten, trat bei einem Glücklicheren als Arbeiter ein, der ihm außer Kost und Schlaf- lager einen Anteil von fünf Prozent des Erlöses der durch ihn gefundenen Steine zu bewilligen pflegte.

Dass diese Löhnuung im Allgemeinen keine glänzende war, liegt auf der Hand, und als daher die Regenperiode anbrach, verflüchtigte sich auch das Diamantfeuer bei den Meisten, und Hunderte verließen täglich das Feld, um anderwärts Beschäftigung zu suchen. —

Es ist natürlich sehr interessant, mit diesen primitiven Verhältnissen die heutigen zu vergleichen, und wir wollen daher jetzt dem Niederländer Wormser das Wort geben, der den Grubenbetrieb von Jagersfontein in lebhaften Farben schildert:

Die Grenzen der Mine, bei deren Benutzung man bisher auf etwa 460 Fuß Tiefe angekommen ist, sind durch fast senkrecht herabgehende Felswände bezeichnet. Tief unter sich sieht man die Käffern wie Puppen hantiren und die Pferde und Wagen umhersfahren. Die Ruhezeit fängt um 12 Uhr an; einzelne Bergarbeiter bleiben dann noch unten und bringen das Feuer nach dem Dynamit, das sie während der Morgenstunden in großer Menge vertheilt haben, um neue Erde zur Bearbeitung nach oben zu bringen. Darauf ziehen sie sich in ihre Zufluchtshütten auf der Oberfläche des Bergwerks zurück, und einige Minuten später



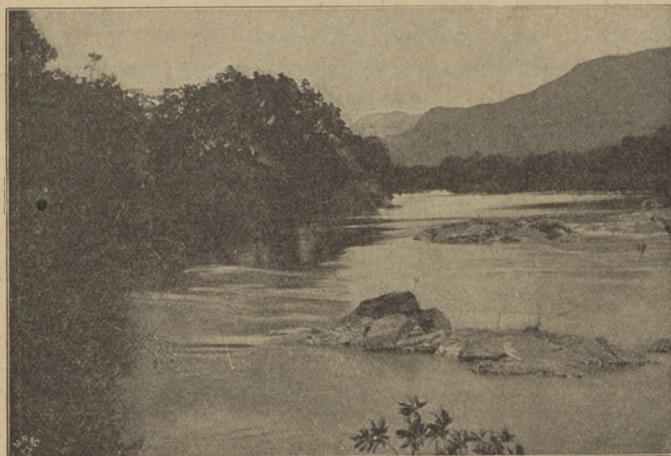
Scene im Compound zu Kimberley.

dröhnen unzählige Dynamitschüsse, deren nur langsam aufsteigender Rauch Alles in der Mine den Augen verdeckt.

Die Sprengungen ergeben eine zwölfstündige Arbeit für 2300 Farbige, die unter der Aufsicht von 250 Weißen ihr Werk verrichten. Die Stücke des abgesprengten Grundes werden auf kleine Wagen geladen, von denen drei aneinander gekoppelt sind, und der Zug wird von zwei Pferden oder Mauleseln auf Schienen an die Oberfläche gezogen. Aus den tiefsten Räumen der Mine geschieht der Transport der Wagen auf einer Luftseilbahn-Anlage.

Alle Wagen werden in große Maschinen entleert, die den Inhalt durchsieben. Das Feinere fällt durch grobe Siebe nach unten und ist dann zur näheren Untersuchung bereit. Die großen Stücke werden ausgebreitet, um „gelöscht“ zu werden; sie müssen vier bis sechs Monate verwittern, ehe sie gehörig zermahlen werden können. Je mehr Regen darauf fällt, um so eher ist dieser Prozeß abgelaufen.

Sobald die Erde tauglich ist, wird sie „gewaschen“ und zwar in großen Maschinen, die unseren Baggermaschinen nicht unähnlich sind; dann werden die Körner, Stückchen und Stücke durch Maschinen in drei Gruppen von verschiedenem Maß sortirt, um von Weisen und unter deren Aufsicht stehenden vertrauenswürdigen Käffern untersucht zu werden. Die gefundenen Diamanten sammelt man in kleine trichterförmige Blech-



Am Tati-River.

dosen, deren Schlüssel anderen übergeben werden. Die ausgewaschene Erde wird auf ein Aufzenterrain geschafft und liegt dort in riesenhaften bläulichen Berggründen, völlig werthlos, jedem im Wege.

Es versteht sich von selbst, daß man die ausgedehntesten Maßregeln gegen Diebstahl treffen muß. Hohe mit Stacheldraht durchflochtene Hecken schließen das ganze Gebiet ab, das ringsum Nachts von Wachen gehütet wird. Ein Entkommen ist sehr schwer, denn überall herrscht Leben und Bewegung; es wird auch während der Nacht gearbeitet. Die Käffern binden sich kontraktlich auf ein Jahr oder auf sechs oder drei Monate. Im ersten Fall erhalten sie die ganzen Reisekosten zurück, im letzteren Fall nur die Hälfte. Während der Zeit des Kontraktes dürfen sie das Terrain der Mine nicht verlassen. Die Verheiratheten können

Montags Besuch von ihren Frauen und Kindern empfangen. Die Arbeiter wohnen alle im ummauerten „block compound“, einer Gruppe Kasernen; sie erhalten angemessenen Lohn, gutes und reichliches Essen, milies (Kaffernkorn) nach Herzenslust, drei große Brote wöchentlich und drei Portionen Fleisch in derselben Zeit, genügenden Tabak, aber kein starkes Getränk, nur nach der Arbeit etwas Kaffernbranntwein.

Auch dürfen sie sich Brot zum Fabrikpreise dazu kaufen, denn es ist schwer, eine Statistik über den Bedarf eines Kaffernmagens aufzustellen. Alles was sie zu kaufen wünschen, wird ihnen von der Direktion gegen baar geliefert, d. h. mit der Bemerkung, daß die Direktion über keine Vorräthe verfügt, aber Alles, um was sie zu besorgen gebeten wird, in verschiedenen Läden kauft. Soviel wie möglich wird für Abwechslung der Lieferung gesorgt, um bei niedrigem Preise bleiben zu können. Mit der Grube ist ein gutes Hospital verbunden.

Die Wohnungen sind natürlich nach Kaffernart eingerichtet und nicht auf Besuch berechnet; es hausen in einer derselben so viel wie wollen. Die meisten Kaffern wandeln völlig nackt oder nur wenig bekleidet umher, denn fast alle haben eine angeborene Abneigung gegen Alles, was Garderobe heißt. In der Mine sind fast alle Stämme vertreten, und die meisten Burschen sind schön und kräftig gebaut. In ihrer freien Zeit beschäftigen sie sich mit den verschiedensten Dingen. Zwei Kaffern sah ich „Bier brauen“ auf eine Art, die einen Europäer zu dem feierlichen Eide veranlassen könnte, kein Bier mehr zu trinken. Andere rauchten „dagger“, das heißt, sie brannten in einem Pfeifenkopf, der in der Erde steckte, eine Art Kraut. Der Stiel der Pfeife läuft unter der Erde durch und endigt in einem sehr breiten Mundstück. Der Raucher nimmt den Mund voll Wasser und zieht den Rauch damit fort, speit das Wasser aus und bläst, was er an Rauch übrig behält, fort. Die Wirkung ist ungefähr dieselbe wie beim Opiumrauchen. Die Burschen kugelten, wie die Thoren lachend, auf dem Erdboden herum.

Wenn der Kaffer nach Ablauf des Kontraktes die Mine verlassen will, bleibt er noch acht Tage lang abgesondert, da es mehrere Male vorgekommen ist, daß Diamanten von Arbeitern zu begreiflichem Zweck verschluckt wurden. Ein „Boy“, der einen Stein von mehr als gewöhnlichem Werthe findet, empfängt dagegen eine gute Belohnung. Ich war zugegen, als ein Kaffer einen Diamant von 97 Karat brachte, so groß wie eine Haselnuß und ungefähr 6000 Mark werth. Der Finder erhielt eine Prämie von 300 Mark.

## Gold.

Die alten Berichte der Araber lassen darauf schließen, daß das Ophir Solomon's mit dem späteren jetzt märchenhaften Königreich Benomotapa identisch ist. Dieses, heutige Rhodesia genannt, scheint an seiner Südseite durch den Limpopo, welcher jetzt Transvaal im Norden abschließt, begrenzt worden zu sein.

Der damalige Hafen, von dem aus das Gold verladen wurde, war Sofala. Man schaffte das Gold von westlicher Richtung herbei, und zwar wahrscheinlich weit aus dem Innern des Landes, aus der Umgebung des etwa 400 Kilometer von der Küste entfernten Matoppo-Gebirges. Die portugiesischen Admirale Pedro Alvarez und Abrilus Fidalius trafen im Jahre 1500 zwei mit Gold beladene für Melinde bestimmte arabische Schiffe. Dies reizte die Portugiesen derart, daß sich Franciscus d' Almeida durch Berrath und Gewalt 1506 des Hafens von Sofala bemächtigte und dort eine Festung anlegte.

Man hat im nördlichen Theile Transvaals Trümmer alter Schmelzöfen und viele verfallene Minen gefunden. Bei Simbabye, das in Rhodesia liegt, und wohin sich in den letzten Jahrzehnten die Buren öfter zur Elephantenjagd begaben, sind nicht nur verwilderte Pflanzungen, namentlich Apfelsinengärten und Weinstockplantagen gefunden worden, sondern auch Ruinen einer uralten Festung. Die im Bießzack angelegten Mauern sind aus behauenen Granitsteinen ohne Mörtel gebaut; sie haben am Fuße eine Stärke von über 3 Meter und erreichen theilweise noch eine Höhe von 20 Meter. Die nicht allzu umfangreichen Funde, die bisher dort gemacht worden sind, lassen schließen, daß es sich um eine phönizische Kolonie handelt.

Wie lange diese bestanden hat, wer später dort gehaust hat, wissen wir nicht. Erst seit dem Ausgange des Mittelalters existiren wieder Nachrichten über jenes Land, „Benomotapa,“ erzählt Münster, „ist ein groß Keyserthumb vnd hat den Namen von dem Fürsten, welcher Benomotapa genannt wird, und ist so viel als Caesar bey uns. Sein Reich soll sich auf die 1000 Meil wegs erstrecken. Ihre fürnembsten Städt sind Zimbas (Simbabye) und Benematapa. Die Elephanten gehen allhie mit gänzen haussen daher, sie sind neun Ellen hoch und fünff dick, mit langen und breiten Ohren, kleinen Augen, kurzen Schweissen vnd großen Bäuchen: Es sollen allhie jährlich wol fünff tausend geschlachtet und gessen werden. Ihre Goldgruben ligen in dem Gebürg Manica nahe bey Sofala (Sofala), halten 19 Meilen im bezirk. Man erkennet die Derter wo Gold ist, auf ihrer dürre und unfruchtbarkeit: Sie haben



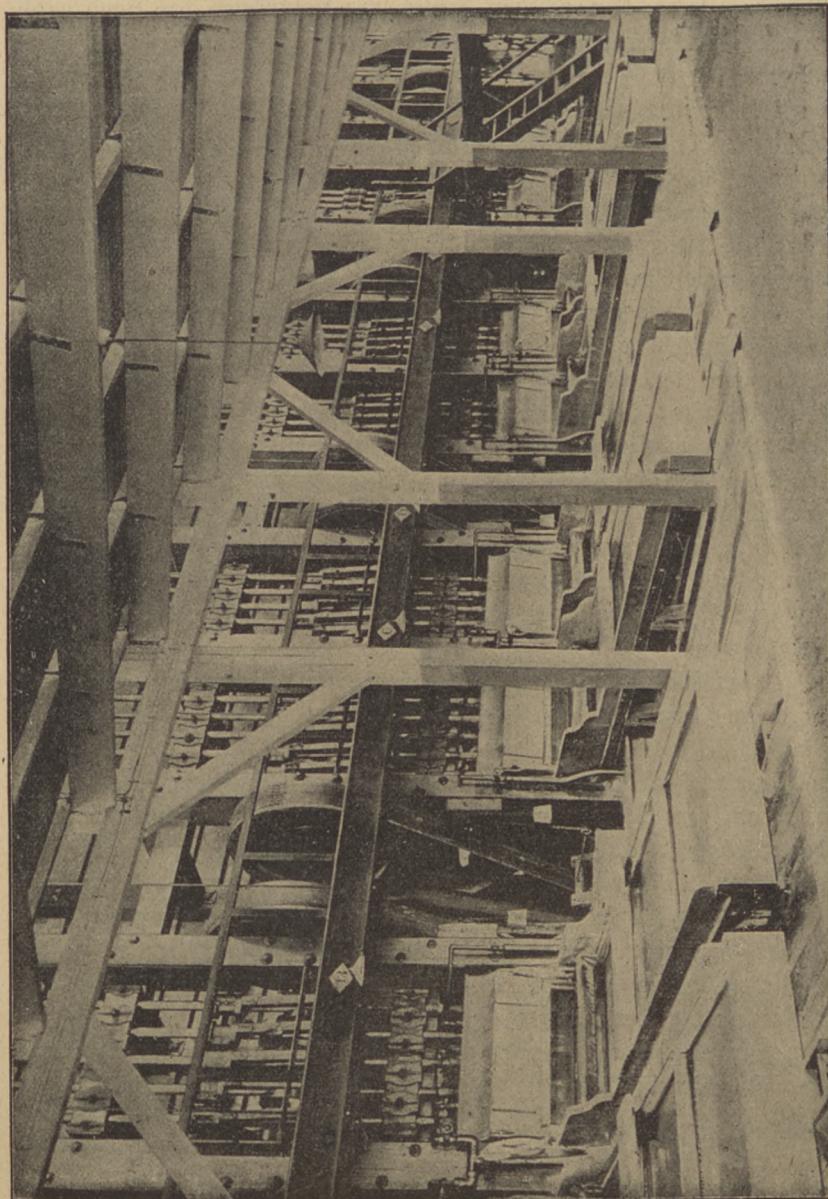
auch andere Goldgruben in der Provinz Boro und Quiticui: desgleichen in Toroa: daselbst ist ein alt Castel auf mechtigen grossen Steinen ohne einigen Kalch erbauen, vnd ist die Mauer 25

Spannen dick. Über der

Aufahrt zur Schicht.

Porten stehen Phaeniceische Buchstaben, drum nennt es Barrius Salomon's Festung." — Die Buchstaben sind jetzt verschwunden, da das Thor inzwischen eingestürzt ist; es ist aber interessant, daß die neueren Forscher, welchen die eben citirte Beschreibung bisher völlig unbekannt geblieben zu scheint, ebenfalls auf phönischen Ursprung geschlossen haben. Da die neueren Untersuchungen erst im Jahre 1889 begonnen haben, so ist die Möglichkeit, daß sich noch weitere bedeutungsvolle Funde ergeben werden, keineswegs ausgeschlossen.

Längst haben die Sklavenjagden der Portugiesen und später die Raubzüge der Zulu mit den alten Einwohnern aufgeräumt. Verschiedene Völkerschaften haben seitdem vorübergehend dort gewohnt. Die wenigen jetzigen Einwohner besitzen keine Traditionen und sind vermutlich erst vor fünfzig Jahren dorthin gekommen. —



Die Bauschmäckinen der Ferretromine.

Schon im Jahre 1854 hatte man in Transvaal Gold gefunden. Da die Regierung aber mit Recht fürchtete, daß die einfachen Sitten der Bewohner leiden könnten, daß ähnlich wie Kalifornien das Land durch fremde Abenteurer überlaufen würde und daß England begehrlich seine Hand nach dem Gebiet der jungen Republik ausstrecken möchte, so wurde das Suchen nach Gold bei schwerer Strafe und hoher Geldbuße einfach verboten. Das fruchtete auch ziemlich, bis der deutsche Reisende Karl Mauch (1865—70) nach Transvaal kam, dort im Norden des Landes eine unbedeutende Goldader in hartem Quarzgestein entdeckte und hiervon der Welt Kunde gab. Jetzt blieb der Regierung, wenn sie nicht etwa die gesamte Einwohnerschaft als Polizisten anstellen wollte, nichts übrig, als das Suchen nach Gold freizugeben, doch wurden die Minen als Staatseigenthum erklärt und eine ziemlich hohe, prozentual berechnete Steuer von dem Gewinne der Gruben erhoben.

Man fand zunächst wohl an verschiedenen Stellen des Landes Gold, doch immer nur in so bescheidenen Quantitäten, daß der Gewinn kaum die Mühe und die Kosten lohnte. Endlich wurde 1882 die Shebamine entdeckt, die eine kurze Zeit lang solche Erträge lieferte, daß der Werth der Anteilsscheine, die auf je 20 Mark lauteten, auf 1800 Mark stieg. Von allen Enden der Welt strömten Leute herbei, um ihr Glück zu suchen, und fast über Nacht entstand die Stadt Barberton mit mehr als 10 000 Einwohnern.

Inzwischen hatten jedoch einige aus Australien kommende Goldsucher in einem Bach an Witwatersrand Goldvorräte gefunden. Bei näherem Nachsuchen fand man in dem dortigen weißen Quarz Goldadern von nicht unbeträchtlichem Werth, und seit 1887 stürzte sich die Spekulationswuth auf den Witwatersrand, kurz „Rand“ genannt, dessen Mittelpunkt heute Johannesburg bildet. Es entstanden Gesellschaften auf Gesellschaften, bei denen aber das Gold weniger die Grundlage bildete, als Betrug und Schwindel. Man suchte aus den Adern einzelne Klumpen mit besonders starkem Goldgehalt hervor und gab vor, daß das ganze Gestein in gleicher Weise goldhaltig sei. Die Aktien stiegen auf schwindelnde Höhe, und dann kam der Krach und Millionen gingen verloren.

Barberton hat inzwischen vier Fünftel seiner Einwohner verloren und ist heute eine halbtodte Stadt mit kaum 2000 Bewohnern. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß sich dort riesige Goldfelder befinden, und daß daher einst, wenn der „Rand“ erschöpft sein wird, eine neue Zeit der Blüthe für Barberton in Aussicht steht. Einstweilen ist daran jedoch nicht zu denken, da das harte Gestein jener Gegend die Arbeit wesentlich erschwert und die Ausbeutung mithin auch nur von großen

Gesellschaften mit beträchtlichem Kapital und unter ziemlich hohen Unkosten wird erfolgen können, während am „Rand“ das Terrain wesentlich geringere Schwierigkeiten bietet.

Immerhin ist die Förderung des edlen Metalls selbst am „Rand“ nicht so leicht, wie in Kalifornien und Australien, denn dort befindet es sich im Flussand und braucht nur herausgewaschen zu werden, während es in Südafrika als Erz vorkommt, also erst gegraben und bearbeitet, d. h. zu Pulver zerstampft werden muß, bevor man durch Waschen das schwerere Edelmetall herausfindet. Deswegen haben die großen Gesellschaften auch Männer der Wissenschaft zu Rath gezogen, bearbeiten das Gestein mit Diamantbohrern und gewinnen das Edelmetall auf chemischem Wege. Auf diese Weise bleibt nur ein geringfügiges Goldquantum im Quarz zurück, während dem einzelnen Goldgräber bei dem Waschverfahren bis zu fünfzig Prozent des Edelmetalls verloren gehen. Durch Anwendung des 1890 erfundenen Cyanidprozesses, der eine nochmalige Prüfung der früher als werthlos verworfenen Rückstände ermöglicht, sind verschiedene Bergwerke überhaupt erst rentabel geworden. In den besten Distrikten hat das Ton Erz einen Goldgehalt von etwa 40 Mark Werth, wovon 25 Mark als Unkosten abgerechnet werden müssen.

Für den einzelnen Goldgräber ergibt sich auf günstigem Boden zwar ein recht anständiger Tagesverdienst, aber das Leben ist auch gewaltig theuer. Seine ganze Hoffnung ist daher darauf gerichtet, auf seinem Claim einmal einen Klumpen reinen Goldes zu finden, wie es bei guten Adern der Fall ist. Nicht nur, daß ihm dieser Goldklumpen ein kleines Kapital einbringt, sondern der Werth seines Claims steigt dadurch wesentlich, und meist beeilt er sich nun mit dem Verkauf und überläßt seinem Nachfolger die Möglichkeit, Millionär oder Bettler zu werden.

Wir wollen auch an dieser Stelle zunächst einmal den Betrieb, wie er vor zwanzig Jahren üblich war, schildern und dann die heutigen Zustände, indem wir wiederum Kärrström und Wormser reden lassen.

In der zweiten Hälfte des Januar 1886 langten wir, erzählt Kärrström, in Barberton an und zogen in das Wirthshaus des Städtchens. Die Sheba-Gesellschaft, die bei dem ersten Goldfund hier gegründet worden war und die Gerüchte über den Erzreichtum des Berges verbreitete, hatte alle Mühe, die Goldsucher zu halten, die gekommen waren, denn wenn auch allenthalben Gold gefunden wurde, so war es nirgends in solcher Menge, daß es die Mühe der Arbeit lohnte.

Die Gesellschaft verdiente nämlich am meisten durch Verpachtung des Rechts, nach Gold suchen zu dürfen. Sie ließ sich von dem einzelnen Gräber monatlich 20 Mark im Voraus bezahlen, wofür er das Recht



Alluvial-Goldgewinnung.

hatte, auf dem ganzen Gebiet der Gesellschaft nach Erzstufen suchen zu dürfen. Glaubte er, irgendwo eine Alder gefunden zu haben, so ließ er die betreffende Stelle für sich als „Claim“ registrieren und erwirkte nun das Nutzungsrecht, wofür er 20 Mark für 10 Tage zu entrichten hatte. Dann begleitete ihn ein Beamter der Gesellschaft, maß die betreffende Stelle aus, bezeichnete sie durch Grenzsteine und übergab dem Pächter einen Erlaubnisschein folgenden Inhalts:

Lizenz

für

Nr. 161.

den schwedischen Unterthan N. N., um auf dem Gebiet der Goldwäscherei-Gesellschaft Sheba, Blatt Nr. 1044, eine Strecke am Winter-falls-river von 500 m Länge und 10 m Breite vom Punkt A<sup>12</sup> im Norden gegen Süden zu bearbeiten, welcher Fundort, der laut Angabe Goldverz enthält und „Hudson Claim“ genannt wird, in 10 Claims eingeteilt werden soll, wofür der Eigentümer eine Steuer mit 9 Pfund Sterling 10 Schilling per Monat von dato an, an die Gesellschaft zu entrichten hat.

Barberton, den 12. April 1886.

Für die Sheba A.-G.

D. Boieve. C. Cruton.

Wer ein näheres Anrecht auf die Ausbeutung oben genannter Claims zu haben glaubt, möge es innerhalb zehn Tagen von obigem Datum an bei dem Präsidenten der Gesellschaft anmelden, der mittheilt, was der Beschwerdeführer zu thun hat, im Fall der Unterlassung fällt jeder anderweitige Anspruch auf diese Lizenz dahin.

Am 25. April 1886 wurde diese Lizenz von der schwarzen Tafel entfernt und als einwandfrei und legal erklärt, was zum Zeugniß N. N. mitgetheilt werden soll.

Wie oben: D. B. u. C. C.

Stempel-Gebühr: 5 Schilling.

Das nun geförderte Gold war aber keineswegs Eigenthum des Gräbers, sondern mußte der Bank gebracht werden, wofür diese zwar taxgemäß 60 Mark per Unze bezahlte, aber ein Drittel als Steuer in Abzug brachte, so daß der Gräber nur 40 Mark erhielt.

Außerdem verdiente die Gesellschaft aber auch durch Lieferung von Lebensmitteln, und zwar gehörig, denn 4 Kilogramm Brot oder Schiffszwieback kosteten 5 Mark, 4 Eier 1 Mark, 1 Hahn 6 Mark, 1 Kohlkopf 3 Mark u. s. w.



Goldminen bei Granelstown.

Die zuerst entdeckten Gruben hatte die Gesellschaft übrigens in eigenen Betrieb genommen und ließ das Erz dort durch Schwarze gegen ein Tagelohn von 6 bis 10 Mark brechen. Von den Weizen, die nicht selber waschen konnten, kaufte sie gefördertes Erz für etwa 40 Mark per Ton, oder sie stellte auch Weizen als Aufseher, Bohrer und Mineure gegen ein Tagelohn von 10 bis 15 Mark an.

Da nun zur Ausrüstung eines Goldgräbers außer dem Werkzeug auch noch ein Maulesel zum Tragen des Gepäcks, ein Schwarzer als Gehilfe und ein kleines Zelt zum Unterschlupf gehörten, so war ein nennenswerther Gewinn nur durch Finden eines Goldklumpens zu hoffen, und ein solcher Glückfall war bei der Härte des Gesteins kaum zu erwarten. Deswegen ist es auch durchaus kein Wunder, daß, sobald der „Rand“ entdeckt wurde, die Goldgräber Barberton verließen und im Westen ihr Glück suchten. —

Über einen im November 1896 ausgeführten Besuch der Ferreira-Mine, welche zu den bedeutendsten in der Umgebung von Johannesburg gehört, berichtet Wormser Folgendes:

Nachdem wir uns in alte Kleider gesteckt hatten, wurden wir an den Schacht geführt. Ein Kübel von ungefähr sieben Fuß Tiefe hing als Fahrstuhl für uns bereit; wir vier Personen stiegen hinein, der Deckel schloß sich über unseren Köpfen, so daß wir im Stockfinstern standen. Nach meiner Meinung war nicht viel Raum übrig, doch erzählte unser Führer, daß für gewöhnlich nicht vier, sondern acht Kaffern in dem Fahrstuhl gefördert werden. Ungefähr 300 Fuß glitten wir senkrecht hinab, da begann der Fahrstuhl, sich auf die Seite zu neigen, daß wir schließlich über einander lagen. So sanken wir noch 900 Fuß, ehe wir den bestimmten Platz erreichten, wo wir auf Händen und Füßen aus dem Kübel krochen.

Bis auf tausend Fuß Tiefe macht man bei je hundert Fuß Tiefe in den Goldbergwerken einen Minengang durch den Granit, von dem aus die Wege von zweihundert Fuß Tiefe gehen. Wir befanden uns also im ersten Minengang zwölphundert Fuß tief und sahen unter uns die Arbeit des zwölften Ganges, der da angelegt wurde. Die Gänge laufen mehrere hundert Fuß weit nach allen Windrichtungen, sie werden nicht willkürlich angelegt, sondern folgen den Goldadern. Der ganze Erdboden besteht aus festem Granit, von Goldadern und Goldrissen durchzogen. Letztere sind oft nicht breiter als zwei Fuß von derselben Höhe; auf einzelnen Stellen sahen wir das Riff nur einen Fuß breit, doch auf einem Fleck in dem Gange, den ich durchwandte, zeigte sich ein Riff von vier Fuß Breite. Eine Mine kann verschiedene Riffe umfassen, von

denen das eine das Haupttriff bildet, aus dem die andern sich abzweigen. Ein Riff läuft von der Oberfläche der Erde regelrecht nach der Tiefe, wie weit hinunter, das ist noch ein Geheimnis. Nichts deutet darauf, daß man das Ende bald erreicht hat; im Gegentheil oft ist das Riff breiter, je tiefer man kommt. Das Haupttriff in der Ferreira mine enthält am wenigsten Gold. Man kann das Riff, besonders das „Banket“, das am reichsten verzweigte, deutlich von dem Gestein unterscheiden, in dem es wie in einem Riesengeldschrank aufbewahrt liegt. Das Riff hat grauweiße und pechschwarze Flecke und sieht wie Speckstein aus; in den Flecken befindet sich das Gold, aber sehr fein und ausgebreitet. Der Eigentümer hat die schwarzen Flecken am liebsten. Auch das Gestein des Riffs ist sehr hart und es kostet große Mühe, um mit dem Hammer und Brecheisen ein Stückchen abzuschlagen. Das Finden von Stücken oder Stückchen Gold, die man „nuggets“ nennt, ist eine Seltenheit, doch kommt es auch vor und sind schon nuggets so groß wie eine Zuckererbe gefunden worden, ja selbst im Umfange und in der Länge eines Weißbrots, die einen Werth von 1 700 000 Mark hatten.

In die Felswände werden von Käffern Löcher für das Dynamit gebohrt oder gemeißelt, das man des Morgens und Nachmittags um 4 Uhr entzündet, wodurch genügender Vorrath an Steinen und Grus gewonnen wird, um sie in den ersten zwölf Stunden nach oben bringen zu können. Auf meine Frage nach dem Einfluß, den das neue Sonntagsgesetz für die Ferreira mine hätte, erhielt ich zu meiner Freude die Antwort, daß Sonntags so wie so nicht gearbeitet würde, außer der nöthigen Wache und erforderlichen Reparaturen. Gest arbeiten 650 Käffern unter Aufsicht einer ansehnlichen Zahl Weiher in dem Bergwerk, doch müssen die Arbeiter noch sehr vermehrt werden. Für den Augenblick ist überall Mangel an Minenkäffern. Von dem ganzen Personal sind Sonntags nur 12 bis 20 Leute im Dienst. Ein Käffer kann Mk. 2.50 bis Mk. 3.50 täglich verdienen, was für diesen viel ist. Der Arbeitstag dauert neun Stunden. Diese Angaben gelten jedoch nicht für alle Bergwerke. Es giebt auch solche Minen, wo die Käffern schlecht behandelt werden; zur Zeit war ein Prozeß anhängig gemacht gegen den Direktor eines Bergwerks, wo drei Käffern vor Hunger gestorben waren und die Farbigen in keiner Hinsicht besser behandelt wurden, als die Sklaven auf einer Plantage.

Durch alle Minengänge laufen Schienen, auf denen sich unaufhörlich kleine Wagen, skips genannt, fortbewegen. Letztere werden mit dem losgesprengten Gestein gefüllt und über schräglauufende Roste von kolossalnen Dimensionen entleert, so daß die ganze Masse auf einem Fleck liegt, von

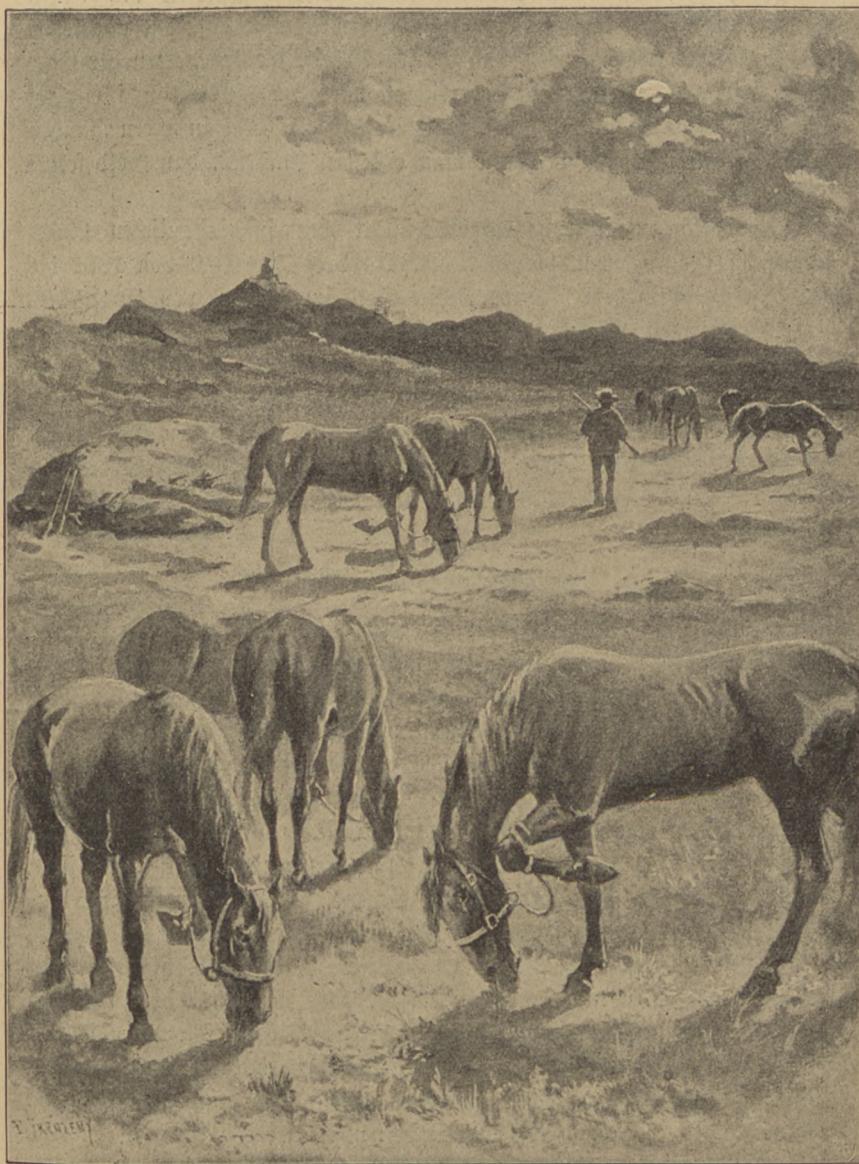


Schmelzhütte bei Francistown.

wo sie durch einen Fahrstuhl nach oben befördert wird. Man begreift nicht, wie so viel Arbeit so wenig Brauchbares aufbringen kann und wie das Wenige doch so großen Werth hat. Es kommt natürlich viel mehr Granit nach oben als Gold, denn die Gänge müssen gut Mannshöhe haben und so breit sein, daß man neben den Schienen laufen kann, ja, hier und da sind doppelte Gleise nöthig. Das für die Goldsucher werthlose Granit wird zu Straßenpflaster verwendet.

Das kostbare Gestein wird in „skips“ nach der „Batterie“ gefahren. Letzteres ist ein kolossales, sehr starkes hölzernes Gebäude von erstaunlicher Höhe und aus mehreren Galerien bestehend. Die Bearbeitung beginnt auf der obersten Galerie, wo das Erz in große Kübel gestürzt und durch Maschinen fein gestampft wird. Die Ferreira-minen-Gesellschaft besitzt 80 Stampfer. Die fein gestampfte Masse fängt man in sehr großen Gefäßen auf, durch welche unaufhörlich Wasser strömt, wodurch das Gold von den gröberen Massen geschieden wird. Doch ist dies nur eine vorläufige Scheidung und darum treiben die übrig gebliebenen groben Stoffe in einem Wasserwege nach anderen Behältern, in denen Quecksilber das Gold anzieht. Das auch jetzt noch übrig gebliebene Gold wird dann durch Cyanid, endlich durch Zink losgelöst. Zuletzt kommt das durch Quecksilber und Cyanid aufgesangene Gold in den Schmelziegel, um gereinigt herauszukommen.

Die Ferreira-minen-Gesellschaft arbeitet mit einem Kapital von rund 1800000 Mark und theilt ansehnliche Dividenden aus. Als Erzeugniß von zehn Tagen sah ich zwei Ballen Gold, mit Quecksilber vermischt, in Größe von kleinen Kokosnüssen, und im Geldschrank zwei unregelmäßige Stücke von ungefähr derselben Größe, doch schon vom Quecksilber befreit.



Pferdefesselung auf einem Buren-Vorposten.

Nun, der Uneingeweihte fühlt sich wohl enttäuscht. Es kommt ihm un-  
begreiflich vor, wenn er Stunden lang die Arbeitsamkeit auf einem  
Terrain, das einen Umkreis von einer halben Stunde hat, mit angesehen  
hat, ferner die Maschinerien und all die Arbeit, die im Herzen der Erde  
unter beständiger Lebensgefahr verrichtet wird und schließlich für zehn  
Tage ein Resultat findet, das zwei Leute auf ein Mal in ihren Händen  
forttragen können. Da bekommt man erst den Eindruck, daß Gold selten  
und kostbar ist. —

Immerhin ist das Gesammtresultat der südafrikanischen Gold-  
förderung ein ungemein beträchtliches. In dem Jahrzehnt von 1887 bis  
1897 ist allein in dem „Rand“-Gebiet Gold im Gewicht von 12 485 939  
Unzen gewonnen worden. Die Gesammt-Produktion aller Goldfelder  
Transvaals betrug 1896 nicht weniger als 2 497 938 Unzen, in Amerika  
wurden in demselben Jahre 2 618 239 Unzen gefördert, in Australien  
2 217 874 Unzen. Transvaal ist also eines der wichtigsten Goldgebiete  
der Welt. Außerdem finden dort im Bergbau (einschließlich der Stein-  
kohlenförderung) etwa 3 400 Weiße und vielleicht 25 000 Farbige Be-  
schäftigung.

### Das südafrikanische Pferd.

Der Basuto-Pony übertrifft, nach einer Schilderung im London Live-Stock Journal, vielleicht jeden anderen südafrikanischen Pferde-  
schlag, weswegen wir uns zuerst mit diesem Thiere beschäftigen wollen.  
Er kann als eine vergrößerte Ausgabe des Shetland-Ponys angesehen  
werden. Die Basutos haben sich von jeher als Reiter ausgezeichnet und  
im direkten Gegensatz zu allen anderen südafrikanischen Stämmen ihre  
Rasse rein erhalten. Der Basuto-Pony ist ein Produkt des Landes, dem  
er angehört. Das Basuto-Land ist gebirgig, felsig und spärlich bewässert.  
Es ist eine schwierig zu durchreisende Gegend, für welche man eines zu-  
verlässigen Pferdes bedarf, und der Basuto-Pony erfüllt diese Bedingung.  
Die Thiere sind durchschnittlich 13 englische Faust hoch, stark gebaut,  
kurz in den Beinen und lang im Körper, zähe wie Eichenholz und auf  
den Füßen so sicher wie eine Bergziege; sie können fast ohne Futter  
existiren und große Entfernnungen ohne Wasser zurücklegen. Besteigt der  
Basuto Morgens seinen Pony, so reitet er sofort in flottem Canter los  
und behält stundenlang diese Gangart bei; nur bergauf fällt er in Schritt,  
um, sobald er auf der Spize angelangt ist, sofort wieder die vorige  
Gangart aufzunehmen, in welcher es sogar Abhänge hinabgeht, die ein  
Anderer nur vorsichtig zu Fuß hinabklettern würde. Die an einem Tage  
von diesen Thieren zurückgelegten Entfernnungen sind fast unglaublich.

Ein Engländer entsandte gelegentlich einen Eingeborenen mit einem Briefe, der unmittelbare Antwort erforderte, an einen 41 englische Meilen (zu 1609 Meter) entfernten Freund. Der Eingeborene brach gegen 5 Uhr Morgens auf und kehrte mit der Antwort wenige Minuten vor 6 Uhr Abends zurück, hatte mithin 82 Meilen (fast 132 Kilometer) in 13 Stunden geleistet. Der Pony sah natürlich bei seiner Rückkehr etwas ermattet aus; als aber der Basuto auf ihn sprang, um sich in seinen Kraal zurückzugeben, ging er in dem gewöhnlichen Canter ab. In diesem Falle war der Reiter ein schwerer Mann, der gut und gern 85 Kilogramm wog. Er war weder mit Peitsche, noch mit Sporen versehen; das Einzige, was er in der Hand hielt, war ein kleiner Büschel aus Pferdehaaren, um die Fliegen fortzujagen. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte über eine Reihe steiler Hügel; außerdem hatte er zwei Flusläufe zu passiren, und es war in der nassen Jahreszeit. Die Basutos haben harte Zeiten durchzumachen gehabt, sich aber stets geweigert, sich von ihren Pferden zu trennen. Vor einiger Zeit erhielt ein Mann im Oranje-Freistaat vier Basuto-Ponys von einem ihm befreundeten Häuptling und spannte sie ein. Es herrschte früher die allgemeine Ansicht, daß diese Ponys für Zugarbeiten nicht geeignet seien; in diesem Falle haben sie sich aber als Zugthiere unzweifelhaft bewährt.

Nächst dem Basuto-Pony folgt das Pferd des Oranje-Freistaates. Diese Thiere sind 14 bis 15 Faust hoch, sehr selten höher und in Folge dessen für Zugzwecke geeigneter als der Basuto-Pony. Sie sind leicht gebaut und für englische Begriffe etwas zu langbeinig, aber wunderbar zähe und haben, wie alle südafrikanischen Pferde, wenige Untugenden, obgleich gelegentlich ein Böcker unter ihnen gefunden werden kann. Diese Pferde sind in der Kapkolonie und in Natal in allgemeinem Gebrauch.

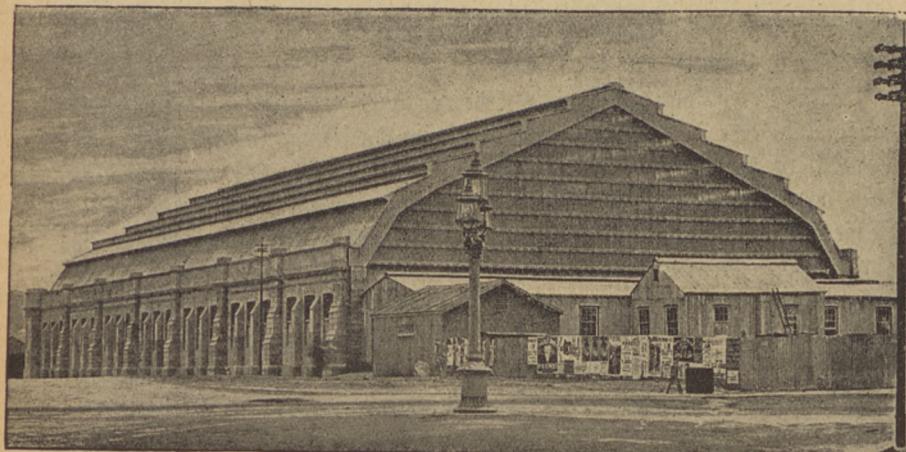
In Transvaal sind die Pferde etwas kleiner und sehen erbärmlich aus, sind aber sehr gut zu Fuß und vermögen ungeheure Gewichte im Sattel zu tragen. Es ist ein gewöhnlicher Anblick, zu sehen, wie ein 80—90 Kilogramm wiegender Bur mühsam auf den Rücken eines dieser Thiere klettert. Das Pferd scheint zuerst unter der Last zusammenbrechen zu wollen; der Rücken beugt sich buchstäblich, und die Knie zittern. Aber sobald der Reiter sitzt, steift sich das Pferd und geht den gewöhnlichen Canter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ohne irgend ein Extrafutter, mit Ausnahme desjenigen, das es während der kurzen Absattelung um die Mitte des Tages auflesen kann.

Kommt man zu den Kaffernpferden, so ist man von den vollendeten Formen, welche viele dieser kleinen Thiere zeigen, überrascht, aber

sie werden zu Tode geritten, in keiner Weise gepflegt, und es ist etwas ganz Ungewöhnliches, ein Kaffernpferd anzutreffen, welches keinen wunden Rücken hat. An fortgesetzter, ausgesprochener Grausamkeit ist der Kaffer schwer zu übertreffen; kehrt er von einer Reise zurück und nimmt den Sattel ab, so hängen an der Schafshaut (welche die Stelle der Satteldecke vertritt) oft Haut- und Fleischstücke des armen Thieres, und mit einem Hieb seines Knotenstocks entläßt der Kaffer dasselbe, es ihm überlassend, für sich selbst weiter zu sorgen.

Im Großen und Ganzen genommen kann man sagen, daß das südafrikanische Pferd mit denen anderer Länder vortheilhaft verglichen werden kann. Bei einer Ausstellung werden sie, nur nach ihrem Aussehen beurtheilt, sicherlich nur geringe Aussichten auf Prämiirung haben, bezüglich ihrer Tauglichkeit für schwere Arbeit, ihrer Ausdauer und ihrer Immunität gegen die meisten Pferdekrankheiten aber kaum von einer anderen Rasse übertroffen werden. Es sei hier übrigens bemerkt, daß die gefürchtete Pferdekrankheit, welche einst in wenigen Wochen Tausende von Pferden wegraffte, in jenen Bezirken, wo inzwischen der Boden „süß“ geworden ist, nahezu völlig verschwunden ist.

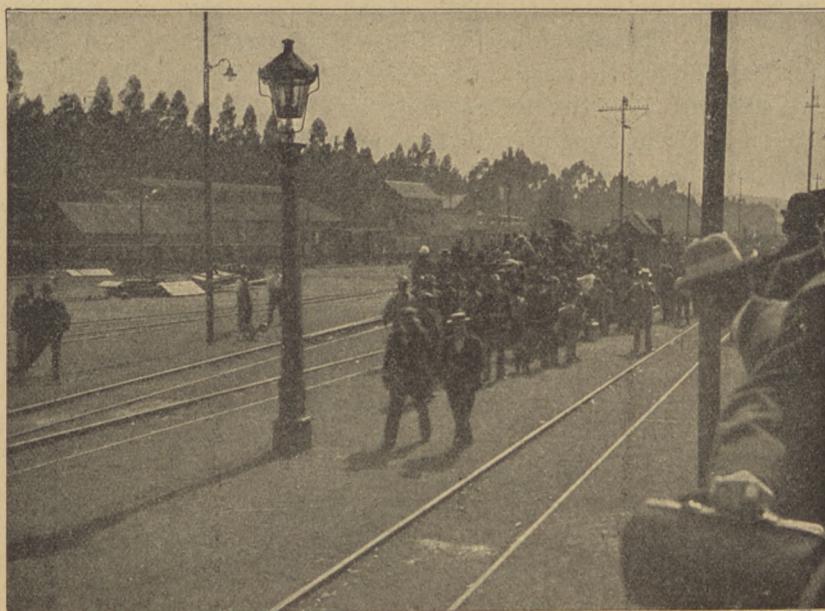
Sehr interessant ist auch die Art und die Weise, wie die Buren auf Vorposten ihre Pferde koppeln, damit dieselben nicht etwa, durch einen plötzlichen Schuß erschreckt, das Weite suchen können. Sie binden den Zügel um eins der Vorderfüße des Pferdes. Dies mag nun grasen, so viel es will, muß aber dabei das betreffende Bein heben und kann sich nur langsam vorwärts bewegen. Findet also wirklich ein Ueberfall statt so sind die Pferde stets in der Nähe und leicht aufzugreifen.



Der Bahnhof in Durban.

## Eisenbahnen.

Es giebt vier große Eisenbahnlinien in Südafrika. Bis 1890 gingen sie nur über englisches Gebiet und endeten an den Grenzen der beiden Republiken. Heute führt die größte von Kapstadt über De Aar, Kimberley, Bryburg, Mafeking bis nach Bulawayo; die zweite von Port Elizabeth über Middelburg, Bloemfontein, Johannesburg nach Pretoria. Beide stehen aber mit einander in Verbindung, so daß man ohne umzusteigen von Kapstadt nach Pretoria fahren kann. Die dritte Bahn führt



Eisenbahnstation Braamfontein bei Johannesburg.

von der Hafenstadt Durban über Pietermaritzburg, Volksruh, Heidelberg nach Johannesburg und Pretoria; die vierte endlich von der Delagoabucht nach Pretoria.

Die dritte Klasse wird nur von Farbigen benutzt, so daß selbst der ärmste Weisse in der zweiten zu fahren gezwungen ist. Dabei sind die Preise keineswegs billig, denn eine Fahrt von Kapstadt nach Pretoria, zu welcher der Zug wegen der großen Terrainschwierigkeiten fahrplanmäßig 48 bis 50 Stunden gebraucht, kostet in der ersten Klasse 240 Mark,

in der zweiten 170 Mark; dabei giebt es verschiedene Züge, die ohne schneller zu fahren, nur Wagen erster Klasse mitführen. Die letzteren bieten allerdings insofern eine Unnachmlichkeit, weil sie meist pünktlich eintreffen, während in den anderen eine Verspätung von 5 bis 6 Stunden nichts Ungewöhnliches ist; außerdem sind die Wagen zweiter Klasse meist überfüllt, was bei einer so langen Reise nicht leicht zu ertragen ist. Gepäck darf in die Wagen auch nicht gebracht werden, so daß eine Dame, die sich vielleicht auf einen Besuch von mehreren Monaten eingerichtet hat, für ihr Gepäck gerade so viel wie für ihr Billet zu zahlen hat.

Eisenbahnunfälle gehören in Folge der Unpünktlichkeit leider nicht zu den Seltenheiten, dagegen schließen sich die Reisenden in Folge des meist langen Beisammenseins schnell an einander an und nehmen jeder auf den Anderen die möglichste Rücksicht. Die gewöhnlichen Züge halten drei Mal am Tage eine halbe Stunde auf den „Gästestationen“ an, die Postzüge führen dagegen einen Küchenwagen mit. In dem letzteren ist aber außer den üblichen Speisen, die keine allzu große Mannigfaltigkeit aufweisen, nur Kaffee, Thee, Sodawasser und Limonade zu haben. Die Reisenden versehen sich daher fast ausnahmslos mit einem „Frühstückskorb“, der Butterbrot, harte Eier, Kapwein und mitunter auch einen Schnaps birgt. Fühltemand das Bedürfniß, eine Stärkung zu sich zu nehmen, so bietet er zuerst den Mitreisenden, mit denen er bekannt geworden ist, davon an; ebenso wird er nicht eher sein Pfeifchen stopfen, bis sich nicht der Nachbar aus dem Tabaksbeutel verschen hat. Dies geht natürlich die Reihe herum, so daß Niemand etwas einbüßt, aber es trägt viel zur Gemüthlichkeit bei. Scatspielern sei allerdings gesagt, daß, so lange der Zug sich auf kapländischem Gebiet befindet, Kartenspielen bei 100 Mark Strafe verboten ist.

Besondere Schlafwagen giebt es nicht. Die Abtheile der ersten Klasse sind für je vier Personen eingerichtet und zur Abendzeit legen sich zwei der Passagiere lang auf die Sitze hin und zwei klettern auf Schwebebänke, die ähnlich unseren Gepäckbrettern angebracht und nur entsprechend breiter sind. So ist jeder Passagier bequem untergebracht und genießt einen ruhigen Schlaf von 7 bis 8 Stunden, denn in Folge der bedeutenden Steigung (Pretoria liegt 4500 Fuß, Johannesburg 5200 Fuß über dem Meeresspiegel) geht die Fahrt langsam vor sich und muß zurück ebenso vorsichtig zurückgelegt werden. Auch bewegt sich der Zug alle Augenblicke über ein Flußbett, und oft genug kreuzen Viehherden den Bahnkörper, so daß schon aus Rücksicht auf diese Gefahr das Tempo nicht zu sehr beeilt werden darf.

### Die Staatsoberhäupter Transvaals und des Oranje-Freistaats.

Es sind zahllose Schilderungen von dem Leben des Präsidenten Paul Krüger erschienen, aber wir möchten jener den Vorzug geben, welche aus der Feder des schon mehrfach genannten Niederländers J. A. Wormser (Durch Südafrika, deutsch von K. Robolsky, Leipzig, Hamann) stammt.

Der Präsident hat ein schweres, mühsames Leben hinter sich, aber ist noch kräftig und gesund. Seine machtvolle Gestalt hat das Alter zwar schon etwas gebeugt und gewöhnlich fährt er in geschlossenem Landauer, doch ist letzteres zum Theil auch eine Vorsichtsmaßregel. Wenn ihm Paul am Sonntag Morgen aus der „Dopperskerk“ (reformierte Kirche) kommt, nimmt er den kürzesten Weg, obgleich derselbe noch vor kurzem über die Fundamente der im Umbau begriffenen neuen Kirche lief; er denkt nicht daran, einen Umweg zu machen. Jeder wird bei ihm vorgelassen, doch muß man Morgens zwischen 6 und 7 Uhr kommen, denn um 7 Uhr ist die Gelegenheit zur Audienz vorbei. In der genannten Zeit aber kann man gemüthlich eine Tasse Kaffee bei dem „Omh“ trinken, während er eine Pfeife raucht. Von Abends 8 Uhr an ist der Präsident für Niemand mehr zu sprechen, dann geht er zu Bett. Das Gesetz der Republik legt ihm die Verpflichtung auf, mindestens einmal im Jahre alle Dörfer des Landes zu besuchen, was er alle Jahre in vollem Maße erfüllt. Niemand kennt das Volk so gründlich wie der Präsident. Seit dem Jahre 1896 ist es jedoch unmöglich, alle Reisen zu machen, da die außergewöhnlichen Verwickelungen und die schnelle Entwicklung des Landes zu viel Zeit in Beschlag nehmen.

Am Geburtstag des Präsidenten (10. Oktober) ruht alle Arbeit; die Comptoirs und Läden sind geschlossen, das ganze Volk feiert.

Schon des Morgens um  $6\frac{1}{2}$  Uhr kann man dem Präsidenten zu seinem Festtage Glück wünschen. Um 7 Uhr werden ihm von einer Anzahl Kinder in seiner Wohnung einige Lieder vorgesungen. Um 8 Uhr bringt ihm die Militär-Musik ein Ständchen und gleich darauf paradirt die Kavallerie und die Artillerie vor ihm, um dann unter voller Musik durch die Straßen der Stadt zu ziehen. Die Transvaalsche Flagge weht nur auf den öffentlichen Gebäuden, doch tragen einzelne besonders schwärmerische Buren und Burinnen die nationalen Farben auf der Brust. Außerdem werden zur Mittagszeit vom Fort 21 Salutschüsse gelöst.

Um 10 Uhr hat sich eine ansehnliche Menge auf dem Platz gegenüber der Wohnung des Präsidenten versammelt. Die meisten Anwesenden sind Buren mit ihren Frauen und Angehörigen. Verschiedene Frauen hatten kleine Stühle mitgebracht und gaben in aller Seelenruhe den

Säuglingen ihre Brust. Fast alle hatten Gesangbücher mit. Schlag 10 Uhr erschien Präsident Krüger mit allen ihm verliehenen Orden auf der Brust, worauf die Ansprachen erfolgen, dann beginnt wieder der Empfang im Hause des Präsidenten, um bis  $1\frac{1}{2}$  Uhr zu dauern. Wer will, der geht hinein, wo in dem geräumigen Salon der Präsident, umgeben von seiner Familie, in einem Lehnsstuhle sitzt und seine Pfeife raucht. In weitem Umkreise steht eine große Anzahl Theilnehmender von dem Präsidenten nur durch einen Tisch geschieden, auf dem Torten, Gebäck



Wohnhaus des Präsidenten Krüger.

und Früchte in reichem Maße vorhanden sind und welche eifrig herumgereicht werden. Hin und wieder kommen einige Diener, um Bier und Wein zu präsentieren, bis endlich einer fragt, ob nochemand dem Präsidenten Glück wünschen will. Die Betreffenden versuchen nun vorzukommen, während die anderen sich langsam zurückziehen, um den aus dem Garten und dem Vestibül Eindringenden Platz zu machen. Das ist der geeignete Augenblick, um sich dem Präsidenten ungehindert nähern und einige Worte mit ihm sprechen zu können, die mit einem festen Händedruck beantwortet werden.

Die einzige Etikette, die man beobachtet, ist, daß man den Hut in die Hand nimmt; sonst geht jeder wie er gekleidet, ja, mit seinem Arbeitsrock, mit dem Regenschirm unter dem Arm und der Pfeife in der Hand, zu ihm hinein. Wer Lust hat, steckt bei seinem Aufenthalt ein Stück Torte in den Mund und entfernt sich wieder, ohne die geringste Höflichkeitsbezeugung, um wo möglich noch eine kleine Unterhaltung auf der



Präsident Paul Krüger.

Treppe zu pflegen. Nur drei Bewaffnete stehen vor dem „Präsidentenhaus“.

Um  $1\frac{1}{2}$  Uhr muß jedoch ein Ende gemacht werden, da die Zeit für den Lunch gekommen und um 3 Uhr der Gottesdienst zur Vorbereitung für das am andern Tage zu feiernde Abendmahl beginnt. Der Präsident ist nicht der Mann, der um der Geburtstagsfeier diese kirchliche Feier vernachlässigen würde.

Wenn man in Betracht zieht, daß es so ungemein leicht ist, sich dem Präsidenten zu nähern, so erscheint es wunderbar, daß vor der Wohnung desselben nicht nur ein Doppelposten steht, sondern daß diesem gegenüber sich auch noch ein Zelt befindet, in dem eine Wache von etwa zwölf Mann untergebracht ist. Ebenso wird der geschlossene zweispännige Wagen des Präsidenten, in dem dieser Wochentags um 8 Uhr nach dem Regierungsgebäude zu fahren pflegt, von sieben bewaffneten Polizisten begleitet. Es ist dies eben eine Vorsichtsmaßregel. Präsident Krüger hat mancherlei Feinde. Jeder von diesen weiß aber, daß die Buren gute Schützen sind und daß daher der, welcher ein Attentat gegen den Präsidenten versuchen würde, sofort niedergeschossen würde. Deswegen bildet die Wache eine ausgezeichnete Vorsichtsmaßregel für alle Fälle. —

Als Ergänzung hierzu mag dienen, was der Nordamerikaner Dr. Bigelow über das Heim des Präsidenten berichtet:

Der Präsident wohnt in einem kleinen Landhause mit einem niedrigen Strohdach und einer kleinen Veranda an der nach der Straße gehenden Front. An dem Straßendamme befindet sich ein unbebauter Streifen Landes, auf dem ich einige Zelte aufgeschlagen fand, welche von Buren freiwilligen besetzt waren, welche vor ihrem Regierungspalaste Wache hielten. Diese Soldaten trugen weiße Helme, blaue Röcke mit nur einer Reihe von Knöpfen, Barchendhosen und Reitstiefel mit Sporen.

Da wir an Herrn Krüger's Haustür keine Klingel entdecken konnten, so pochten wir mit unseren Knöcheln und schrieen. Niemand antwortete. Natürlich wäre ich nicht vorgelassen worden, wenn ich mich nicht in der Begleitung eines wohlbekannten Mitgliedes des Burenparlamentes befunden hätte. Da es weder einen Thürhüter noch eine Glocke gab, wir jedoch irgendwo im Hause laute Stimmen hörten, ein Geräusch, welches in mir die Einbildung hervorrief, als befände ich mich in einer Menagerie zur Fütterungsstunde, so ging mein Burenfreund durch das Haus nach dem hinteren Hofe und rief dort nochmals. Wiederum ohne Erfolg. Da entschlossen wir uns kurz, dem Klange der Stimmen zu folgen — oder wie Napoleon gethan haben würde, dorthin zu marschiren, woher der Donner der Geschütze dröhnte. Wir pochten an die Thür, hinter welcher Töne erschollen, wie meine Phantasie sie sich in einer aus Stieren und Löwen gebildeten Rathsversammlung vorstellen konnte. Da Niemand sich um unser Klopfen kümmerte, stieß mein Freund die Thür auf, und wir traten ein. Durch die dichten Wolken von Tabakrauch hindurch bemerkte ich ungefähr dreißig Männer, welche in ihrem Aussehen in seltener Weise den Landgeistlichen in Russland glichen. Sie hatten lange Bärte und ihr Haar fiel über ihren Nacken hinab. In ihrer Mitte saß einer, welcher sie alle beherrschte,

nicht nur durch den Umfang seiner Stimme, sondern auch durch ein Augenpaar, welches sogleich meine Aufmerksamkeit fesselte. Er zeichnete sich ebenfalls durch einen Bart und reichen Haarwuchs aus und bekräftigte seine aus der Kehle gesprochene Rede von Zeit zu Zeit durch einen Schlag mit seiner Faust auf die Tischplatte, wonach er zahlreiche Tabakswolken aussließt, indem er seinen Blick eine Zeit lang ruhig, aber eindringlich auf den sonderbaren Buren richtete, der es gewagt hatte, eine abweichende Meinung zu äußern. Seine breiten Schultern waren etwas unter der Last der Jahre gebeugt, und sein Gesicht zeigte Züge von Sorge und Krankheit. Aber es war das Antlitz eines gewaltigen Mannes. Nase und Mund waren stark entwickelt, und der Bau des Körpers ließ auf Entschlossenheit, wenn nicht auf Hartnäckigkeit schließen. Dort ist Paul Krüger's wirkliches Parlament. Hier empfängt er formlos seine Anhänger unter den Burghers und predigt ihnen, bis sie mit ihm übereinstimmen oder unfähig sind, ihm noch länger zuzuhören. Er theilt ihnen seine Wünsche mit, und nicht selten gelingt es ihm, sie davon zu überzeugen, daß die von ihm vorgeschlagenen Maßnahmen für die Sicherheit des Staates notwendig sind. So lange ist er ihr Führer gewesen, und so viele Erfolge hat die Republik unter seiner Leitung davongetragen, daß jetzt der Durchschnitt der Bürger Transvaals Ohm Paul für nahezu unfehlbar hält. Kein Präsident der Vereinigten Staaten hat sich in der Öffentlichkeit von so viel königlichem Prunk umgeben gezeigt, wie ich es von Ohm Paul bei Gelegenheit meines Besuches in Transvaal gesehen habe. Das weiße Haus in Washington hat nicht mehr Schildwachen und Thürhüter als das Haus jedes anderen amerikanischen Bürgers. Aber in Pretoria befindet sich nicht nur ein Truppenlager vor den Thoren des Präsidentenhauses, sondern sechs berittene Krieger geleiten ihn, wenn er durch die Stadt fährt, und Leute mit geladenen Büchsen umgeben das Gebäude, wo das Burenparlament tagt. —

Wie Präsident Krüger spricht, das möge die nachfolgende Rede zeigen, welche derselbe zur Größnung einer Rosen-Ausstellung, also einem absolut unpolitischen Ereigniß, gehalten hat:

„Damen und Herren! Es ist fast kein Ding von der Vorsehung geschaffen, das so sehr den Menschen schmeichelt und gute Gedanken in ihnen weckt, als Blumen. Jeder liebt die Blumen. Und doch ist fast nichts in der Schöpfung so vergänglich als Blumen.“

Denn wenn der Wind sich über'm Land erhebt,  
Dann knickt ihr Stiel, die Schönheit geht verloren;  
Man kennt und findet selbst den Platz nicht mehr.

Die Blumen sind das Bild des Menschen selbst. Das ersieht man oft aus der heiligen Schrift. Der Mensch ist so zart und vergänglich wie die Blumen.

Denn wenn der Wind sich über'm Land erhebt,  
Dann knickt unser Stiel, uns're Schönheit geht verloren,  
Man kennt und findet uns'ren Platz nicht mehr.

Doch wir sind nicht wie die Blumen gemacht, um zu brechen. Das kommt durch unseren Abfall von Gott; da ist der Tod gekommen. Ihr wißt, denke ich, alle den Weg, blühen zu bleiben. Jesus Christus ist als eine Rose von Saron gekommen, um auch wie eine zarte Blume hier zu blühen und zu sterben. Das geschah für uns. Nun, wie Ihr in unserem



Der Galawagen des Präsidenten Krüger.

Glaubensbekenntniß lejen könnt, auf Grund der heiligen Schrift, um als eine starke Blume in der Ewigkeit zu blühen, sind drei Stücke nöthig zu wissen: 1. wie groß Eure Sünden sind und Euer Elend ist; 2. wie Ihr von den Sünden erlöst werdet; 3. wie dankbar Ihr für die Erlösung sein müßt.

Ich beglückwünsche den Festausschuß, daß die Ausstellung so gut gelungen ist. Ich danke auch den Damen, die vornehmlich die Sorge für die Rosen tragen, daß sie so schön gerathen sind. Und den Kindern sage ich, seht wie Gott unser Vaterland, ganz Afrika, aber besonders

unsere Republik zu einem Lande von Blumen und Rosen gemacht hat, und wie hier von selbst wächst, was sie in anderen Ländern mit großer Mühe in Kästen und Warmhäusern aufzischen müssen, und seid Gott dankbar dafür. Und nun hoffe ich, daß die Republik anfangen wird, Rosenöl zu fabriziren, was wir besser als manches anderes Land thun können und nicht nöthig haben, es theuer aus Europa zu beziehen. Ich denke, ich breche hier ab und erkläre die Ausstellung für eröffnet." —

Das Betonen christlicher Gesinnung ist bei Präsident Krüger eine Hauptfache, und es ist bekannt, daß er zu Anfang des Krieges seinen Kommandanten empfahl, den 33. Psalm zu lesen.

Geradezu klassisch ist aber, wie Ohm Krüger 1895 bei der Einweihung der Synagoge in Johannesburg mitwirkte. Ein Franzose, der lange Jahre in Südafrika lebte, schildert diese Scene in folgender Weise: Die Israeliten von Johannesburg hatten eine neue Synagoge erbaut und



Regierungsgebäude und Hauptkirche in Pretoria.

hatten den Präsidenten, sie persönlich einzweihen. Dieser nahm die Einladung an und erschien am bestimmten Tage in Johannesburg. Als er auf der Schwelle der Synagoge den Hut abnahm, machte man ihn darauf aufmerksam, daß man in den jüdischen Tempeln den Hut auf dem Kopf behalte, aber Krüger ließ sich nicht beirren und bemerkte: "Ein Gotteshaus werde ich niemals bedeckten Hauptes betreten." Als aber die Einweihungsfeier zu Ende war, ging das Staatsoberhaupt — immer mit entblößtem Kopf — zum Altar vor und sprach mit lauter Stimme: "Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erkläre ich die Synagoge für eröffnet." Sodann kehrte Krüger ruhig nach Pretoria zurück. —

Über die Ahnen des Präsidenten berichtet M. M. M. im Daheim-Kalender von 1898, daß dieser selbst erzählt habe, er sei deutscher Abfunk und sein Großvater ein altmärkischer Landmann.

Von anderer Seite hören wir: Wie mit Bestimmtheit zu schließen ist, war der Großvater des Präsidenten der in Mehrin bei Braunau (zwischen Salzwedel und Stendal belegen) am 17. November 1751 geborene und im Jahre 1793 nach Holland ausgewanderte Ackermann Friedrich Krüger, ein Sohn des Ackermanns Joachim Krüger. Als der Sohn des Ausgewanderten, Ackermann Johann Friedrich Krüger, sich 1815 verheirathete, heißt es im Kirchenbuche in der Rubrik „elterliche Einwilligung“, daß der Vater ausgewandert und die Mutter verstorben sei. — Der Ausgewanderte, welcher ein sehr intelligenter Mann gewesen sein soll, ist, wie man hier auch noch sehr wohl weiß, einst zum Markt nach Seehausen (Altmark) geritten, hat das Pferd von dort zurückgeschickt und ist über Lübeck nach Holland gereist. Seinen, hier erst im Jahre 1856 verstorbenen Sohn hat er wiederholt brieflich aufgesondert, er möchte, nachdem er sich ordentliche Schulkenntnisse erworben, nachkommen nach Holland, wo es ihm besser gefallen würde als in der Heimath, hat ihm vorsorglich mitgetheilt, wo er in Amsterdam einkehren solle, er hat ihm ein noch im Besitz der Familie befindliches sehr praktisches Gebet- und Reisehandbuch für die Reise zugeschickt, welches den Titel führt: „Jesus! Mit demselben glücklich zu reisen zu Wasser und zu Lande.“ Der hier erst im Jahre 1856 in hohem Alter verstorbene Sohn des Ausgewanderten ist ja noch vielen hier selbst in Erinnerung, und man hat sofort die Ähnlichkeit desselben mit dem Präsidenten erkannt, als dessen jetzt viel verbreitetes Bild auch hier bekannt wurde. — Der Enkel des Ausgewanderten und Besitzer des Hofs, Ackermann Wilhelm Krüger, ist vor fünf Jahren gestorben, ein Enkel lebt noch, der altsitzende Ackermann Krüger in Garlipp, Kreis Stendal, Altmark. Der Urenkel ist der Ackermann und Schulze Wilhelm Krüger, hier selbst.

Dagegen berichtet der Afrikander J. F. van Dordt folgendes über den Stammbaum und die Jugendjahre des Präsidenten:

Der Stammvater des Geschlechts ist Jakob Krüger, ein Deutscher, aus Berlin gebürtig, wo er etwa 1686 als der Sohn von Franz Krüger und dessen Ehefrau Elisabeth geborene Hartwigs geboren wurde.

Jakob Krüger kam im Jahre 1713 als 27 jähriger junger Mann in der Kapstadt an und stand im Dienste der Ostindischen Compagnie. Er scheint jedoch durch irgend einen Unglücksfall eine Hand verloren zu haben, worauf er den Dienst der Compagnie verließ und die Erlaubniß erhielt, sich in Stellenbosch als Bürger niederzulassen. Hier heirathete er Johanna Kemp, und dieser Ehe entsprossen acht Kinder. Das sechste Kind war ein Sohn, der am 8. April 1725 Hendrik Krüger getauft wurde. Dieser verheirathete sich später mit Francina Cloete.

Es scheint, daß sich bereits Hendrik Krüger nach dem Osten gewendet hatte. Sein Sohn, Gert Krüger, der am 21. Mai 1750 getauft wurde, verheirathete sich bereits am 12. November 1769 mit Susanna Vacija Buys, die einer Familie entstammte, welche als eine der ersten nach dem Osten verzog, und in Graaff-Reinet wurde dann auch am 15. März 1778 ihr Sohn Stephanus Johannes Krüger getauft — der Großvater des Präsidenten, der geraume Zeit im Distrikte Graaff-Reinet gewohnt hat. Er verheirathete sich mit Sophia Margaretha Steenkamp am 28. Januar 1798 und wohnte später im heutigen Distrikte Tarka. Seine Frau schenkte ihm sechs Kinder, doch als er und die Seinen sich im Jahre 1836 dem Zuge Potgieters anschlossen, waren nur noch drei Söhne am Leben, nämlich Gert C. Krüger, geboren 1799, Casper Jan Hendrik, geboren 1804, und Theunis, geboren um das Jahr 1807. Von diesen heirathete Casper Jan Hendrik die Jungfrau Elsie Francina Steyn, die Tochter Douw Steyns, aus Bulhoek, nahe beim heutigen Dorfe Colesberg, wo das junge Ehepaar auch wohnen blieb. Hier erblickte am 10. Oktober 1825 der jetzige Präsident Paulus Krüger das Licht der Welt. Als Potgieters Zug in der Nähe von Colesberg den Oranjesflüß überschritt, schloß sich Casper Krüger mit seiner Familie seinem Vater, der am Zuge theilnahm, an. Der junge Paul war also damals wenig über 10 Jahre alt.

Damals mußte der Knabe seinen Geburtsort verlassen und mit in die Wüste ziehen, wo auch für ihn ein Leben von Kummer, Sorge und Gefahr begann. Das war seine Erziehungsschule, und ohne diese Schule wäre er sicher nicht geworden, was er ist. In den Jahren 1836—1852 und in der dann folgenden Zeit nicht minder lernte er die unerschrockene Tapferkeit, die ihm stets eigen geblieben ist, und die es bewirkte, daß ihm schon in seinen ersten Dienstjahren als Feldkornet die gefährlichsten Aufträge anvertraut wurden. Diesen Jahren ist die eigenartige Willenskraft zu danken, die alle Hindernisse und Schwierigkeiten überwindet, und die Entschlossenheit, die stets das eine Ziel im Auge behält und dieses Ziel dann auch zu erreichen weiß. Aufgewachsen in den ersten Tagen der Freiheit der Emigranten, bekannt mit all dem Leid, das über sie ergangen ist, Augenzeuge von den Strömen Blutes, die während des Auszugs geslossen sind, gegenwärtig bei dem Nachzuge nach der Ermordung Retiefs — das Alles hat bei dem Knaben und dem Manne jene Liebe für die Unabhängigkeit seines Volkes gezeitigt, für die Paul Krüger bereit ist, alles aufzuopfern. In seiner Jugend war er bekannt mit Männern wie Hendrik Potgieter, Andries Pretorius, Piet Uys, Charel Gilliers, Carel Landman und so manchem anderen, und diese Männer müssen einen tiefen Eindruck auf den verständigen Knaben

gemacht haben, der wohl mehr als seine Kameraden und Altersgenossen die Augen und Ohren offen hielt. Besonders muß der fromme und zugleich so mannhafte Charles Gilliers einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben ausgeübt haben, denn dieser brave Mann leitete gewöhnlich die sonntäglichen Gottesdienste, und die Worte, die er dabei sprach, müssen tief in die Herzen seiner Hörer gedrungen sein. Denn alle Emigranten waren von dem einen Gedanken erfüllt: Sie waren Gottes Volk, das von Gott aus dem Lande der Knechtshaft in das Land geführt worden war. Inmitten einer wilden Welt, zwischen brüllenden Löwen und heulenden Wölfen, fühlten sie, daß es nur Gottes Hand war, der sie im Kampf mit den Barbaren in seinen Schutz nahm, und ein Jeder war überzeugt, daß Gott mit ihnen stritt und daß ihm die Ehre des Sieges gebühre. Wenn eine große Gefahr sie traf oder Heimsuchung über sie kam, dann war es derselbe Gott, der sie wegen ihrer Sünden züchtigte und sie dadurch anspornen und treiben wollte, auf seinen Weg zurückzukehren. —



Frau Präsident Krüger.

Vermögens, und daß er dieses hat zusammenbringen können, verdankt er vor allen Dingen der Frau, die fast ein halbes Jahrhundert für ihn gesorgt, gestrebt und gespart hat. Ohm Paul war Farmer, Schäfer, Soldat, Geistlicher, Gesandter und Präsident, und in jeder Phase dieser wandlungsreichen Laufbahn hat „Tante“ Krüger unbedingten Glauben an ihren Gatten gehabt und ihm stets eine Bewunderung entgegengebracht, die fast etwas Pathetisches hat. Paul Krüger ist heute nach ihrer Meinung der größte Mann, den es giebt. Der strebsame, ehrgeizige Farmer fand einen Schatz, als er das sanfte blauäugige Mädchen fragte, ob sie ihn heirathen wolle, und als sie schüchtern zu Boden sah und sagte: „Ich kann backen, kochen, nähen, reinmachen und scheuern.“ Noch heute bäckt, näht und scheuert die erste Frau in Transvaal. Wenn der Präsident zu Hause ist, kann man sie jeden Morgen um 6 Uhr sich über einen kleinen Küchenofen beugen sehen, um ihrem Gemahl seinen Morgenkaffee zu bereiten. Wenn Frau Krüger ihren Pflichten für den

Von der Gemahlin Ohm Pauls entwirft ein englisches Blatt folgende Schilderung: Frau Krüger ist die Verkörperung häuslichen Wesens. In ihrem Neuzeren, ihrer Haltung und ihrer Rede ist sie so anspruchslos wie die Frau eines Farmers in Lincolnshire; sie ist auch ebenso sparsam und mäsig. Ohm Paul ist Besitzer eines großen

Haushalt nachgekommen ist, zieht sie ein schwarzes Alpacakleid an, setzt sich gemütlich in ihr kleines Wohnzimmer und stopft Strümpfe. Jedes Kleid, das sie trägt oder in den letzten Jahren getragen hat, ist von ihr selbst angefertigt. Die Frau des Präsidenten der südafrikanischen Republik hat niemals mehr als drei Kleider auf einmal gehabt und alle sind schwarz. Sie begnügt sich auch mit zwei Hüten, die wie die Kleider von ihr selbst garnirt werden. Der für besondere Gelegenheiten reservirte Hut, der bei Besuchen oder beim Kirchengang mit dem Präsidenten benutzt wird, ist in Pretoria ebenso bekannt wie Ohm Pauls unveränderlicher Cylinder. Einer ihrer vielen guten Charakterzüge ist ihre Liebe zu Thieren. Sie beklagt die Mode, Vögel oder Federn zum weiblichen Kopfputz zu tragen, und hat sich niemals einer solchen Unsitte schuldig gemacht. Als für ihren Gatten ein Standbild errichtet werden sollte, besuchte der Bildhauer Frau Krüger, um ihre Meinung über die Entwürfe einzuholen. Die Zeichnungen stellten den Präsidenten in seinem Alltagsanzug mit dem unvermeidlichen Cylinder dar. Bescheiden hat Frau Krüger darum, daß der Hut oben ausgehöhlte würde, so daß die Vögel daraus trinken könnten, wenn es regnete. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und wenn es in Transvaal regnet, sieht man einen kleinen Schwarm Vögel um den Hut des Krüger-Standbildes flattern, aus der Höhlung trinken und sich in dem Wasser baden. —

Präsident Steijn vom Oranje-Freistaat wurde am 2. Oktober 1857 in einer Stadt, die ungefähr 50 Meilen von Bloemfontein liegt, geboren. In seiner Jugend erhielt er die beste Erziehung, die man in Südafrika haben konnte. Nachdem seine Erziehung beendet war, kehrte er zur Farm seines Vaters zurück und lebte hier so wie alle anderen jungen Buren seiner Zeit. Mit 19 Jahren kam der junge Steijn nach Europa und studirte in England und Holland praktische Rechtskunde und Rechtsphilosophie. Mit 25 Jahren kehrte er in sein Geburtsland zurück und war durch 6 Jahre am obersten Gerichtshofe thätig. Dann wurde er Staatsanwalt, und mit 32 Jahren erhielt er die Ernennung zum Richter.



Präsident Steijn.

Im Jahre 1896 wurde er Präsident des Oranje-Freistaates. — Im Privatleben des Präsidenten herrscht die größte Einfachheit. Sein Haus ist nicht militärisch bewacht. Am Eingange zum Präsidentenhaus sind weder Soldaten noch Polizeileute postiert. Der einzige romantische Zug im Leben des Präsidenten ist mit seiner Frau im Zusammenhang. Er sah sie zuerst vor seiner Reise nach Europa. Damals war er 19 Jahre alt und sie ein helläugiges schönes Kind von 12 Jahren. Er hatte sie vorher nicht gekannt. Als er nach 6-jähriger Abwesenheit in seine Heimath zurückkehrte, war sie zu einem blühenden Mädchen von 18 Jahren herangewachsen, in das er sich alsbald verliebte. Aber er konnte sie nicht heirathen, bevor er sich eine Lebensstellung gegründet hatte, die ihnen beiden Auskommen sicherte. Deshalb arbeitete der junge Advokat mit verdoppeltem Eifer. Als junge Frau war Frau Steijn die rechte Hand ihres Gatten; Hunderte von Dokumenten in den Archiven des obersten Gerichtshofes tragen die klaren Schriftzüge einer energischen Frauenhand. Präsident Steijn ist ein sehr statlicher Mann; er erreicht eine Höhe von 6 Fuß, besitzt eine große Körperkraft und liebt Sport. Seine Augen blicken frei und furchtlos. Sein langes Gesicht und sein wallender Vollbart lassen ihn älter erscheinen, als er wirklich ist.

Der bereits mehrfach citirte Herr Wormser entwirft folgendes Bild von dem Präsidenten:

Glücklicherweise hat der Oranje-Freistaat einen Präsidenten, dem die Wohlfahrt des Landes vollständig anvertraut werden kann. Herr Steijn wurde mit ungefähr 7000 Stimmen gewählt, während sein Gegenkandidat Fraser es nur auf 1400 brachte. Er verdankt den Sieg seinem afrikanschen Herzen und dem unübertroffenen Einfalle von Jameson. „Jameson ist der beste Engländer, den ich kenne,“ sagte ein transvaalscher Bur zu mir, „denn er ist der dümmste.“ Das schien sich auch bei der Präsidentenwahl zu bestätigen, und jeder, der der Meinung ist, daß Rhodes und Jameson Unrecht thaten, muß für die Wahl von Steijn dankbar sein, dessen offenes und einnehmendes Neujere vollkommenes Vertrauen einflößt. Ein paar Abendstunden, die ich in Folge seiner Aufforderung bei Herrn Steijn verbrachte, vergingen im Fluge in lebendigem Gespräch über allerlei Gegenstände, während der Präsident selbst in aller republikanischen Einfachheit für das Anbieten von Erfrischungen sorgte und beim Abschiede seine eigene Hülse einen Diener entbehrlich machte.

### Kapstadt.

Wenn man in Südafrika von „der Stadt“ spricht, so ist damit unter allen Umständen Kapstadt gemeint. Vielleicht wird das anwachsende

Johannesburg auch einmal auf diesen Namen Anspruch erheben können, aber einstweilen wird es noch wie alle anderen Städte, ob groß oder klein, nur als „Ort“ gerechnet.

Die meisten Häuser Kapstadts sind hellgelb angestrichen; sie sind ein oder zwei Stockwerke hoch, geräumig gebaut, doch oft nur mit wenigen Fenstern versehen. Die Straßen sind mit Holz gepflastert, dem der darüber gestreute Sand eine röthliche Ockersärbung verleiht; nur die Hauptstraßen sind mit Trottoirs von großen grauen Steinblöcken versehen. Fünf oder sechs dieser Hauptstraßen laufen parallel vom Strande nach dem Tafelberg.

Die vornehmste unter ihnen ist Adderleystreet, die einst „Heerengracht“ hieß. Früher befanden sich dort Häuschen in holländischem Styl mit Treppengiebeln und Vorstufen, und auf den grün gestrichenen Bänken vor denselben schmauchten holländische Emigranten und deren Nachkommen ihre langen Thonpfeisen und schauten auf den schmalen Kanal, der mitten durch die Straße führte. Heute ist der Kanal längst zugeschüttet und die Straßenmitte ist nach Londoner Muster in einen Droschkenhalteplatz verwandelt. Auch die alten Häuschen sind aus Adderleystreet verschwunden und große prachtvolle Gebäude sind an deren Stelle getreten, aber in den beiden Parallelstraßen „Georgestreet“ (früher Kaisergracht) und „Longstreet“ (ehemals Prinzengracht) sieht man noch so manches alte Haus aus der Großvaterzeit. In Adderleystreet liegt das großartige Postgebäude, die Eisenbahnstation, die Paläste der beiden Dampfergesellschaften, der Castle Line und Union Line, ferner das Heim des City Club und der Standard Bank. Menschenmassen, deren Hautfarbe alle erdenklichen Schattirungen vom rosigen Weiß bis zum dunkelsten Ebenholzschwarz aufweist und deren Kleidung in allen möglichen Anzügen vom Leinenkittel bis zum pelzverbrämten Sammet besteht, wogen in derselben auf und ab, und leicht kann man an der Schnelligkeit des Schritts den unbeschäftigt Neuling von dem vielbeschäftigten Geschäftsmann unterscheiden.

Für den Fremden ist die Verführung in Kapstadt außerordentlich groß und man behauptet, daß hier der unsittlichste Hafenplatz der ganzen Welt sei. Nur zu leicht gerath man in zweifelhafte Gesellschaft, und bei einem Glase „Biquor“, der in Hunderten von Schenkstuben kredenzt wird, ist schnell Freundschaft geschlossen. Wer nicht eine tüchtige Portion moralischen Haltes mitbringt, ist bald verloren.

Zahllose Händler aller Art, meist farbigen Rassen angehörend, ziehen mit allerhand Artikeln, namentlich mit Obst, durch die Straßen. Der Fischmarkt, der viel Interessantes, aber keinen besonders einladenden

Geruch bietet, wird am Wasser abgehalten. Der Hauptmarkt findet auf einem großen freien Platz jeden Sonnabend statt.

Neben diesem Geschäftstheil giebt es noch ein Villenviertel, in dem gegen 70 000 Menschen nach Schluss der Arbeit Ruhe suchen; es liegt einige hundert Fuß über dem Niveau der eigentlichen Stadt und bietet einen wundervollen Blick auf das Meer. Auch an Vorstädten ist kein Mangel. Ein großer Theil derselben gruppirt sich um einen Berg, „Teufelspik“ genannt, unter ihnen das durch seine kolossalen Weinbergsandhäuser berühmte Constantia. Der Berg, welcher über 700 Meter hoch ist, hat davon seinen Namen, daß der Nordwind zur Sommerszeit



Wupper-Street in Kapstadt.

sich in den Spalten und Rissen desselben festsetzt und allerlei wunderbare Töne hervorbringt. Andere Vororte sind am Ozean angebaut, wie das durch seine Wetttrennen berühmte Greenpoint, ferner Seapoint und Campbay. Eisenbahnen und Pferdebahnen vermitteln bequeme Verbindung mit allen.

Daß es an „Vergnügungslokalen“ nicht fehlt, braucht kaum erwähnt zu werden, doch sind es viel weniger die Unfassigen als die Fremden, die sie aufsuchen. Deswegen konnte ein großer Circus, der dort angelegt wurde, sich auch nicht halten und das eiserne Gebäude dient nun als Skatingring.



Panorama von Kapstadt.

## Natal.

Ganz Natal ist bergig mit mühsamen steilen Bergen, und die armen Ochsen müssen sich vor dem schwerbeladenen Wagen auf das Neuerste anstrengen, wozu sie von mit großen Peitschen bewaffneten Kaffern getrieben werden. Sobald die Fuhrer vor einem Hügel stehen bleibt, kommen die Bambuspeitschen in Gang, begleitet von den Zurufen der Treiber, und wenn dies nichts hilft, so muß ein neues Gespann, achtzehn Ochsen, vorgekoppelt werden, um den Wagen vorwärts zu bringen.

Natal ist nur schwach bewohnt. Die ganze Bevölkerung besteht aus etwa 200 000 Einwohnern, von denen 50 000 der kaukasischen Rasse angehören. Überall sieht man die Dörfer der Zulukaffern, die wir an anderer Stelle beschrieben haben.

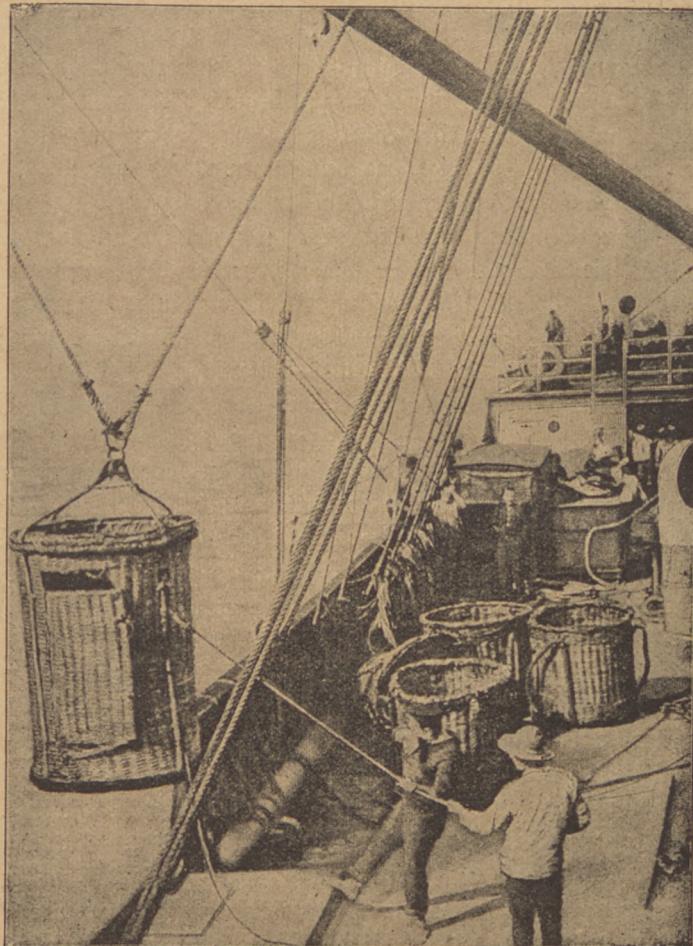
Der wichtigste und interessanteste Ort ist die Hafenstadt Durban. Sie liegt auf einer Landzunge, die den Indischen Ozean von der Bai scheidet. Im Halbkreise herum erheben sich dicht bewohnte Hügel von 300 bis 500 Fuß Höhe, und der Charakter der Landschaft entspricht derjenigen einer Tropenlandschaft. Die Stadt wurde am 23. Juni 1835 gegründet und nach dem damaligen Gouverneur des Kaplandes, Sir Benjamin D'Urbain, benannt. Die Stelle hat sich dann bald aus einer hügeligen, von Urwaldgebüsch durchsetzten Sandwüste in eine ansehnliche und verkehrsreiche Hafenstadt umgewandelt. Heute zählt Durban mit Einrechnung der Vorstädte an 40 000 Einwohner, von denen 17 700 Europäer, 11 000 Indier und 10 500 Schwarze sind. Die Straßen der Stadt sind meist breit und geradlinig angelegt; man zählt über 200, die Gassen und Plätze eingerechnet. Hervorragende Gebäude, meist großen Geschäftshäusern gehörend, sind in stattlicher Zahl vorhanden. Die Bauhätigkeit des ersten Halbjahres 1897 erstreckte sich allein auf 793 Neubauten. Durban zerfällt in eine schmale Landspitze (the Point), die eigentliche Stadt, welche sich nach beiden Seiten hinter der Spitze ausdehnt, und mehrere Vorstädte (Umbilo, Brickfield, Springfield, Ulligeni u. s. w.). Die Landspitze ist dem Seeverkehr vorbehalten. Die Arbeiten zur Verbesserung des Hafens haben viele Jahre beansprucht, besonders diejenigen zur Entfernung der Gefahren, welche eine Sandbank vor der schmalen Einfahrt den Schiffen bereitete. Die Parkanlagen der Stadt mit ihrer Lichtfontäne sind berühmt, ebenso die gute Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Town-Hall und Theatre Royal dienen musikalischen und dramatischen Aufführungen. An täglichen Zeitungen erscheint nur der „Natal Mercury“ morgens und der „Natal Advertiser“ abends.

Besonderes Interesse erregen die farbigen Damen welche Wormser in folgender Weise schildert. Die Frauen, im Allgemeinen klein und hübsch gebaut, kleiden sich bunt, machen sich aber lächerlich durch die Art, wie sie ihr Gesicht bemalen. Das pechschwarze, glänzende Haar wird sorgfältig in der Mitte gescheitelt, doch so breit, daß dazwischen ein feuerrother, etwa einen Finger breiter Streifen läuft, während außerdem noch zwei dicke, ockerfarbige Striche oberhalb der Augen gemalt sind. Das hübsch geformte Gesicht erhält dadurch das Aussehen einer halb teuflischen Maske, besonders wenn die junge Dame sich noch das Vergnügen erlaubt, ihr Nasenbein mit einem eisernen Ring zu durchbohren und an ihm ein großes Stück Kupfer befestigt, das den ganzen Mund verdeckt.

Eine besondere Eigenart von Durban ist auch die Weise, wie man die Passagiere ein- und auslädet. Die großen Schiffe können nämlich nicht über die Sandbank hinwegkommen, welche den Hafen von dem Ozean trennt. Der Verkehr zwischen den Dampfern und dem Festlande wird daher durch tugs (kleine Dampfboote) vermittelt. Die letzteren führen große Körbe mit sich, welche an einem starken Hiztau des großen Dampfers befestigt werden und in welche immer vier Personen gleichzeitig eintreten. Dann wird der Korb herumgeschwungen und langsam die 30 Fuß bis zum Deck des kleinen Dampfboots herabgelassen. Das Gepäck und die sonstige Ladung wird gleichzeitig an einer anderen Stelle in ähnlicher Weise durch große Netze herabgefördert. Wer übrigens glaubt, daß er, nachdem er so einige Minuten zwischen Himmel und Wasser geschwebt hat, nun glücklich geborgen ist, befindet sich in großem Irrthum. Die Südküste Afrikas ist wegen ihrer gewaltigen Stürme und der schweren Brandung in den Häfen verrufen. Während der halben Stunde, die der tug zur Fahrt braucht, ist er unter Sturzseen fast begraben, und die Insassen werden bis auf die Haut durchnäht und, wenn sie nicht absolut wetterfest sind, zweifellos seekrank.

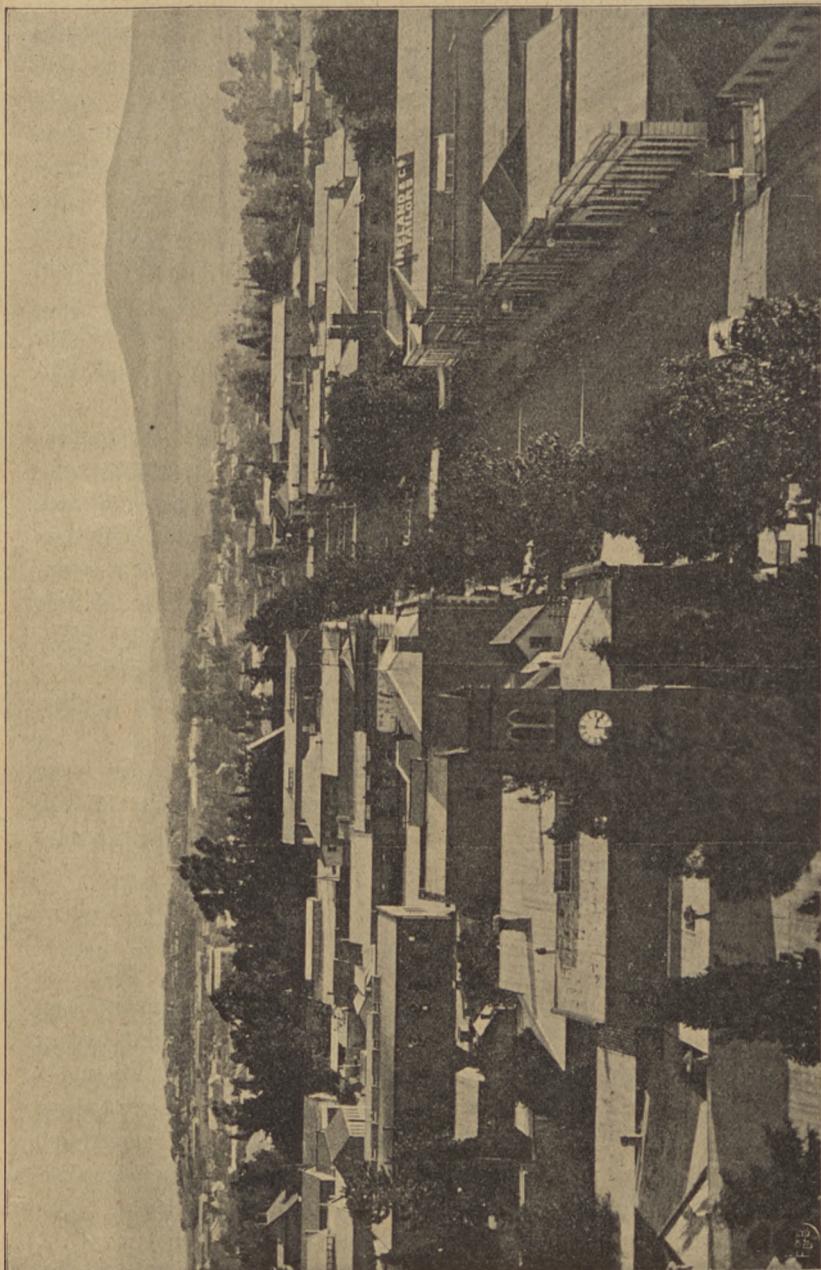
Nicht minder sonderbar sind auch die Durbaner „Droschen“. Abgesehen von der Pferdebahn werden nämlich zur Personenbeförderung nur ausnahmsweise Pferde verwendet. Man fährt gewöhnlich in bequemen offenen zweiräderigen Wagen für zwei Personen, die von einem Zulukaffer gezogen werden. Letztere sind besonders starke, riesenhafte Leute, die eine Stunde lang im Trab laufen können, ohne außer Atem zu kommen; wofür sie stundenweise mit 2 Mark bezahlt werden. Sie sind auf die komischste Art ausstaffirt; manche bedecken den Kopf mit großen Kränzen von Federn oder Palmlättern, andere winden ein Tuch darum, als hätten sie Hörner. Die geringe Bekleidung, die sie anhaben, schillert in den buntesten Farben, auch bemalen einzelne ihr Gesicht mit Figuren

in rothem Farbton. Ihr Gefährt bieten sie mit den sonderbarsten Grimassen und Lauten an, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und einen Concurrenten auszustechen. Man braucht nur an der Thür des Hotels zu erscheinen, um sofort ein halbes Dutzend dieser Leute mit ihren Wagen auf sich zustürzen zu sehen.



Wie man in Durban ans Land kommt.

Pietermaritzburg, Natals Regierungsitz, liegt auf einem Hochplateau, 54 engl. Meilen von Durban entfernt. 1839 gegründet, umfasst die heute 25 000 Einwohner (14 000 Europäer) zählende Stadt ihren Namen von den zwei Führern der holländischen Siedler, Pieter Retief und Gerd Mariß. Bis zum „großen Treck“ hatte die Buren-



Gesamtanblick von Petermaritzburg.

regierung hier ihren Mittelpunkt. Süd- und Ostrand der Stadt werden von dem Flusse Ufundi bespült, auf dessen jenseitigem Ufer der halbinselförmige Park sich ausdehnt. Von den öffentlichen Gebäuden sind die Legislatur, der oberste Gerichtshof, das Kolleg und eine große Bibliothek bemerkenswerth; das Gouvernementshaus ist noch im Bau, ebenso ein neues Rathaus an Stelle des 1892 abgebrannten. Pietermaritzburg liegt an der Hauptlinie von Durban nach Ladysmith. Im Südwesten, von der Bahlinie im Halbkreis umzogen, erhebt sich Fort Napier, das Hauptquartier der englischen Streitkräfte in Natal, auf einer Anhöhe. Die darin liegende Garnison wurde schon 1897 ganz bedeutend verstärkt und zählte Ende 1898 zwei Regimenter Kavallerie, zwei Regimenter Infanterie, ein starkes Geniecorps, Artillerie und Milizen, für welche ein Barackenlager errichtet war.

Die Stadt zeichnet sich durch ihren schönen Park und die massenhafte Anpflanzung des prächtigen Fieber-Gummibaums (*Eucalyptus globosus*) aus, der einen blauen Farbenton zeigt. Die Häuser sind nett, mit Ausnahme einiger öffentlicher Gebäude, und fast alle sind von Gärten und üppiger Vegetation umgeben, so daß selbst die Gassen einander alle zum Verwechseln gleichen und aussehen wie Parke und Alleen in einem großen Lustgarten. Ein Fremder vermag sich in Folge dessen kaum zurecht zu finden. In der Umgebung liegen dichte Wälder und dabei auch das hübsche Dorf Howick, wo der Mooirivier einen Wasserfall von 360 Fuß Höhe bildet.

Die dritte Stadt von Bedeutung ist Ladysmith, die etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, während Durban nur 17 Fuß über demselben ist. Die Umgebung, welche überreich an Wasser ist, wird uns weiterhin noch eingehend beschäftigen.

### Johannesburg.

Im Jahre 1881 war die erste Nachricht von Goldfunden in jener Gegend in weitere Kreise gedrungen, und bald darauf begann die Schebamine mit kolossalem Erfolge ihre Thätigkeit, doch bestanden die Wohnungen der Goldsucher noch 1885 in nur wenigen schäbigen Häusern, einigen Hütten und Zelten. Im Jahre 1891 zählte man gegen 40000 Einwohner und Anfang 1896 rechnete man bereits 131 400. Man schätzt, daß die Einwohnerzahl sich seitdem jährlich um 25—30 000 vermehrt hat. Im Juli 1896 zählte man 17159 Gebäude, die ein Areal von etwa  $15\frac{1}{2}$  Quadratkilometer bedecken, und zwar ist der Boden meist fiskalisch. Die Regierung verkauft den Boden nicht, trotz der theilweise ihr gebotenen

enormen Preise, sondern sie giebt ihn nur auf 35 oder 50 Jahre in Erbpacht, dann fällt er wieder an sie zurück.

Johannesburg ist ganz regelmässig mit rechtwinkligen, sehr breiten Straßen angelegt. Die hauptsächlichsten derselben sind Commissioner Street, Pritchard Street und President Street, und sie nebst vielen anderen sind auch gut gepflastert. Die Beleuchtung ließ vor einigen Jahren noch sehr viel zu wünschen übrig; nur der Haupttheil war mit spärlichen Gasflammen erleuchtet, die übrigen Stadttheile lagen Abends in totaler Finsterniß, so daß man sich mit Handlaternen mühsam behelfen mußte und oft genug in irgend eine Grube stürzte. Heute sind die belebten Stadttheile durchgängig elektrisch beleuchtet und das Beleuchtungsnetz wird fortgesetzt vergrößert. Auch eine Wasserleitung ist vorhanden, nur hat sie den Fehler, in der regenarmen Zeit, wo gerade die Nachfrage nach Wasser die grösste ist, wenig oder gar nichts von diesem nützlichen Stoff liefern zu können.

Der hauptsächlichste Mißstand ist aber der Staub. Findet man ohnehin in ganz Südafrika schon mehr davon, als den Lungen und den Kleidern gut ist, so genügt in Johannesburg ein geringer Windhauch, um Augen und Ohren mit rothgelbem Sande anzufüllen, so daß das Tragen von blauen Schutzbrillen ziemlich verbreitet ist. Giebt es aber Sturm, so muß Alles in die Häuser flüchten, denn die Staubwolken, die mit allerhand Nachricht untermischt sind, sind so dick, daß man kaum die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu sehen vermag. Bald darauf pflegt ein Unwetter mit so starkem Regenguss und so gewaltiger elektrischer Entladung zu folgen, wie es in Europa fast unbekannt ist; und wieder eine Stunde später ist das herrlichste Wetter von der Welt.

Der Handel hat seinen Sitz natürlich im Mittelpunkt der Stadt aufgeschlagen; dort findet man die großen Läden, die Comptoir, die Banken und die Hotels. Die letzteren sind in ziemlicher Zahl vorhanden und recht geräumig, aber fast stets überfüllt. Das grösste derselben ist von einer französischen Gesellschaft eingerichtet; es hat sieben Stockwerke und tausend Fremdenzimmer.

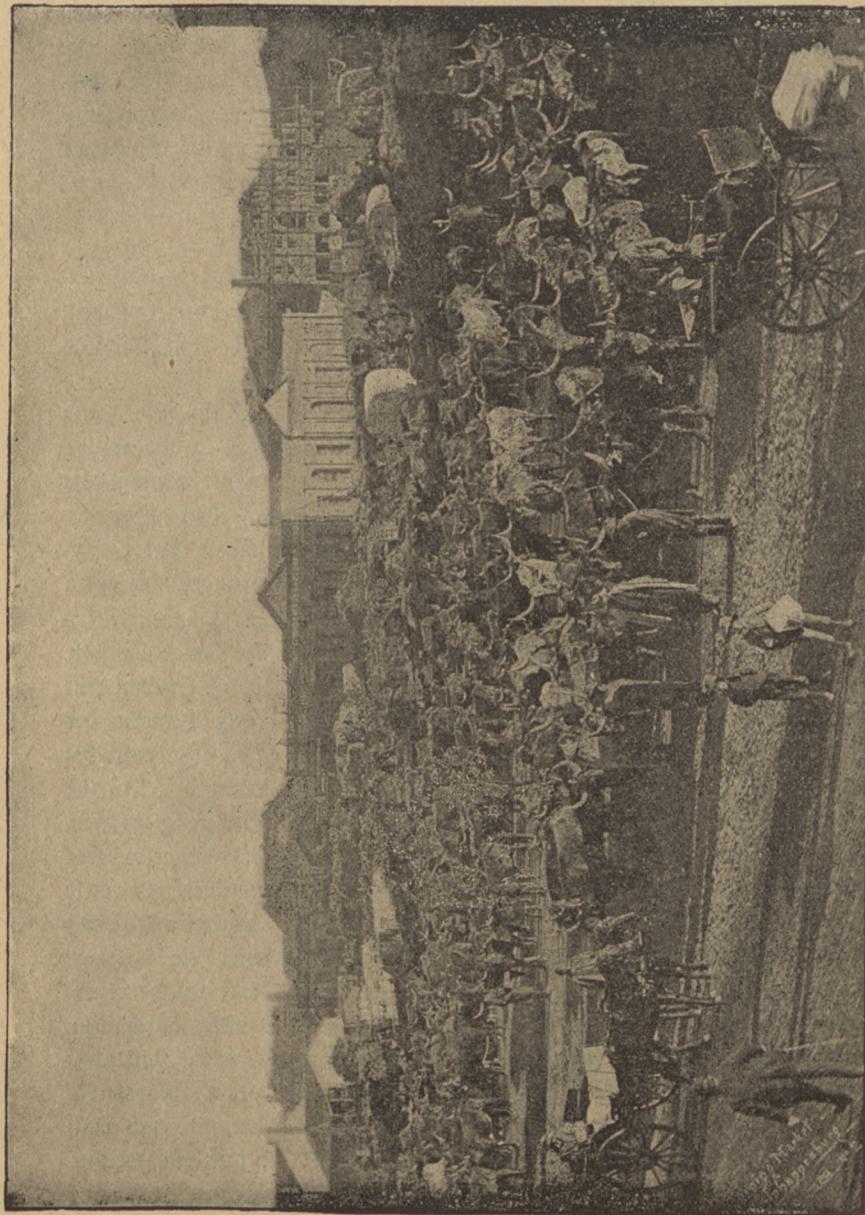
Das hervorragendste Gebäude ist das Regierungsgebäude, das ursprünglich dem Goldfields-Club gehörte, aber vom Fiskus erworben wurde. Es reichte jedoch von Anfang an nicht für seinen Zweck aus, so daß ein großer Theil der Bureaux in anderen Gebäuden untergebracht werden mußte, doch liegen sie sämmtlich am Regierungssplatz. — Die Börse, an der täglich in Minen-Antheilen Millionen umgesetzt werden, liegt in der Commissioner Street. Noch lebhafter geht es aber im Freien between the chains (zwischen den Ketten) zu. Hier ist nämlich die Straße

während eines großen Theils des Tages für Fuhrwerk durch Ketten abgesperrt, und in diesem Raum bewegen sich, besonders Nachmittags zwischen 4 und 6 Uhr, Hunderte von Maklern und Spekulanten, um mit Minen-Antheilen zu handeln. — An Kirchen zählt Johannesburg heute dreizehn, von den Bankgebäuden ist dasjenige der Nationalbank an der Ecke des Marktplatzes und der Simmondsstreet das bedeutendste. Der Marktplatz selbst ist der größte in Südafrika; er ist über 400 Meter lang und auf demselben befindet sich eine Markthalle, die täglich von 6—10 Uhr Morgens, Sonnabends aber von 6—1 Uhr geöffnet ist. Auch ein neues Postgebäude wird am Markt errichtet, da das alte, obwohl von vornherein auf Zuwachs berechnet, nach sechsjährigem Bestehen den Anforderungen nicht mehr genügte.

Club- und Logen-Gebäude sind in bedeutender Anzahl vorhanden; auch giebt es allerhand Asyle und Wohlthätigkeits-Anstalten. Eine der schönsten Partien der Stadt ist die Promenade über die Eisenbahnbrücke auf dem Wege nach Doornfontein, wo die Pferdebahn uns durch eine breite schattige Baumallee nach den Hospitalgärten und dem Hospital im Norden der Stadt führt, das mit einem Kostenaufwande von etwa einer Million Mark errichtet ist. In der Nähe befindet sich auch das Gefängniß, eine Polizeikaserne und ein Fort, das den Weg nach Pretoria beherrscht.

Für Unterhaltung und Belehrung ist mancherlei gethan. Eine öffentliche Bibliothek befindet sich in der Kerfstraat; Konzerte, Bälle und Vorträge finden meist im Saal der Freimaurer-Loge statt. Ein zoologischer Garten ist im Entstehen begriffen; vier Theater, nämlich das Standard-, Empire-, Royal- und Amphitheater sind bereits vorhanden, zwei neue werden erbaut. Einen ganz besonderen Reichthum hat Johannesburg aber an niederen Kneipen und öffentlichen Häusern. Der Volksraad hat, um diesem Unwesen zu steuern, ein Gesetz gegen die Prostitution erlassen, welches von den „Uitlanders“ in schärfster Weise angegriffen, von den in Afrika geborenen Weißen aber allgemein gebilligt wurde und auch schon gute Erfolge bewirkt haben soll. Mit großer Sittenlosigkeit gehen natürlich Trunkenheit, Diebstahl und ähnliche Sünden Hand in Hand; die jetzt dagegen festgesetzten Strafen, welche für ein Vergehen, das in Europa vielleicht mit einer Woche Haft geführt wird, eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren androhen, flößen einen heilsamen Schrecken ein.

Auch die Vororte, in welchen die Wohlhabenden ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, sind im Aufblühen begriffen, namentlich Doornfontein und Braamfontein. An letzterem Orte ist zugleich die Eisenbahnstation, in welcher täglich mehr als zweihundert Güter- und Personenzüge ein-



Wedding in Sodhpur.

und auslaufen. In diesen Vororten sind auch die Sportplätze, z. B. ein Cricketplatz, eine Arena für Radfahrer und nicht weniger als sieben Lawntennisplätze. Andere Vororte hingegen weisen einen ganz anderen Charakter auf, denn sie dienen der Arbeiterbevölkerung als Domizil. Die Häuser bestehen fast ausschließlich aus Wellblechbuden ohne Fußboden, nur ist der Sand zum Schutz gegen die Ameisen mit getrocknetem Kuhdüniger bedeckt. Schrecklich, aber doch hat schon so mancher Millionär seine Laufbahn in solcher Bude begonnen.

### Hafenstädte.

Außer den schon genannten Hafenorten sind noch drei zu erwähnen, nämlich die beiden englischen East London und Port Elizabeth, und das portugiesische Lorenzo Marques.

East London, das an der Mündung des Buffalo River am Südlichen Ozean gelegen ist, hat erst in der jüngsten Zeit an Bedeutung gewonnen. Früher mussten größere Schiffe in ziemlicher Entfernung vom Lande Anker werfen und die Vermittelung wurde durch kleine Dampfer besorgt, auf denen die Fahrt wegen des starken Seeganges fast nie zu den Annahmlichkeiten gehörte. Durch langjährige Baggerungen, die einen Kostenaufwand von mehr als 10 Millionen Mark erfordert haben, ist es neuerdings aber Schiffen bis zu einem Tiefgang von 5 Meter möglich, unmittelbar am Kai anlegen zu können. Da nun von East London eine schnellere und bequemere Eisenbahnverbindung nach dem Innern des Landes besteht als von Port Elizabeth, so wird der schon jetzt recht bedeutende Ausfuhrhandel mit Wolle, Angorahaar, Häuten und Fellen sich noch steigern und die bisherige Zahl von 7000 Einwohnern stetig wachsen. Für uns Deutsche hat die Gegend um East London noch ein besonderes Interesse, denn dort wurden nach Beendigung des Krimkrieges viele Offiziere und sonstige Angehörige der deutsch-englischen Legion angesiedelt (siehe das Kapitel „Die Deutschen in Südafrika“), wovon die dortigen Ortsnamen Berlin, Potsdam, Frankfurt u. s. w. noch heute Kunde geben. Besonders hervorragende Gebäude sind in der Stadt nicht vorhanden, doch machen das Stadthaus und das Postamt einen ganz stattlichen Eindruck. Den besten Ruf hatte East London bisher als Badeort. In den Sommerferien, d. h. zwischen Weihnachten und Neujahr, sah man bisher an der Küste dort alljährlich Zelt neben Zelt aufstehen, welches die deutschen und niederländischen Burenfamilien der weiteren Umgebung mitbrachten und das ihnen zugleich als billigstes und bequemstes Hotel diente. Dort zu baden und ab und zu mal nach dem Seekastell hin-

überzufahren, was aber für zur Seekrankheit neigende Personen durchaus keine so einfache Sache ist, genügte den bescheidenen Ansprüchen der dortigen Bevölkerung vollkommen.

Port Elizabeth, an der Westseite der Algoabai belegen, ist heute, was Handel und Schiffsahrtsverkehr betrifft, wohl die bedeutendste südafrikanische Hafenstadt, und hat in dieser Beziehung selbst die Hauptstadt der Kapkolonie überflügelt. Durchschnittlich verkehren hier jährlich 450 Dampfer und 150 Segelschiffe mit über einer Million Tons Gehalt. Leider ist der Hafen wenig geschützt, sondern eigentlich offene See, trotzdem müssen Schiffe mit größerem Tiefgang draußen auf der Rhede vor Anker gehen und die Löschung der Ladung den zahlreichen Lichterschiffen überlassen. Der am Hafen belegene Stadttheil ist das eigentliche Geschäftsviertel, und längs der Quais erheben sich mächtige Waarenspeicher, in denen die für den Export bestimmten Landesprodukte, wie Schafwolle, Angoraziegenhaar, Häute, Felle und Straußfedern aufgestapelt werden. Die Hauptstraße des Geschäftsviertels hat ein durchaus englisches Aussehen, ist mehr als  $3\frac{1}{2}$  Kilometer lang und eine der schönsten in Südafrika. Sie erhält eine besondere Zierde durch einen hohen, der Stadt einst von einem Privatmann geschenkten Obelisken, den man durch Hinzufügung eines Sockels mit Wasserbehältern als Trinkstätte für Passanten und Vieh nutzbar gemacht hat. Die Stadt besitzt noch ein zweites Denkmal, eine Pyramide, die an Lady Elizabeth erinnert, der Gemahlin des Sir Rufane Donkin, der 1820 hier die erste größere britische Ansiedelung anlegte und sie seiner Gemahlin zu Ehren Port Elizabeth taufte. Die Stadt zählt jetzt 25 000 Einwohner, darunter 14 000 Weiße. Der wohlhabende Theil derselben hat sich landeinwärts auf einen Hügelrücken, der an einen großen schönen Park grenzt, zurückgezogen und dort eine sich weit erstreckende Villenstadt angelegt.

Weit wichtiger als diese beiden Orte ist aber das an der Delagoabai gelegene Lorenzo Marques (eigentlich Lourenco Marques), und es wird noch forgesetzt an Werth und Bedeutung steigen. Daß diese unter  $26\frac{1}{2}$  Grad südlicher Breite gelegene Stadt, deren Bai der einzige Naturhafen von ganz Ostafrika ist, bisher noch keine größere Bedeutung hat erlangen können, hängt mit dem Niedergange des portugiesischen Reiches eng zusammen. Unter der Regierung Emanuel des Glücklichen (1495—1521) hatten die Portugiesen an der ostafrikanischen Küste festen Fuß gefaßt, und unter der Herrschaft seines Sohnes Johann III. (1521 bis 1557) war Lorenzo Marques am linken Ufer des Umkomaas, 32 Kilometer aufwärts von der Mündung desselben in die Bai, angelegt worden. Langsam, aber unaufhaltsam ist seitdem die Kraft des portu-

giesischen Reiches im Niedergang begriffen, und darauf fußend begann England 1823 Ansprüche auf die Delagoabai zu erheben. Der Streit über den Besitz derselben wurde 1875 durch einen Schiedsrichterspruch des französischen Präsidenten Mac Mahon zu Gunsten Portugals entschieden. England versuchte nunmehr auf andere Weise zu seinem Ziele zu gelangen und erreichte auf nicht sehr geraden Wegen 1880 tatsächlich von der portugiesischen Regierung die Abtretung der Delagoabai, doch verweigerte die Volksvertretung die Zustimmung, so daß England wiederum unverrichteter Dinge abziehen mußte. Locker hat es seitdem aber nicht mehr gelassen, und wenn es nicht eine Intervention der Großmächte fürchtete, so würde die portugiesische Flagge in Lorenzo Marques schon längst gestrichen und an deren Stelle der Union Jack gehisst worden sein. —



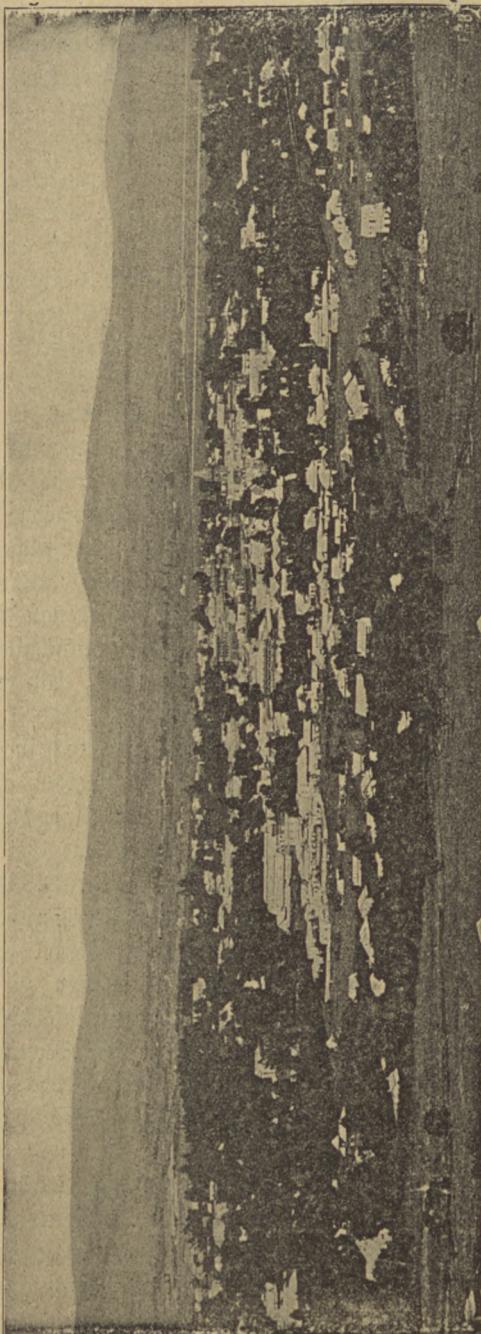
Lorenzo Marques.

Man kann aber der portugiesischen Regierung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie für die Cultivirung des dortigen so fruchtbaren Bodens auch nicht das Allergeringste gethan hat. Sümpfe und Mangrovewaldung machen die Niederung ungesund, und die Thettsafliege hindert die Viehzucht. Noch vor zwanzig Jahren wurde die Zahl der Einwohner von Lorenzo Marques auf 300 angegeben; was seitdem aus der Stadt geworden ist, verdankt sie einzig und allein der Eisenbahn, auf welcher man in 20 Stunden nach Johannesburg gelangen kann, sowie dem Goldreichthum und dem Aufblühen von Transvaal. In neuerer Zeit hat man auf portugiesischem Boden sogar noch bedeutende Kohlenlager entdeckt und es hatte daher den Anschein, daß Lorenzo Marques einst alle übrigen südafrikanischen Häfen in den Schatten stellen wird. Portugal

fliegen thatsächlich die gebratenen Tauben in den Mund; es hat weiter nichts zu thun, als von den eintreffenden Waaren Eingangs-zoll zu erheben — alles weitere überläßt es den Fremden.

### Buren-Städte.

Den Namen „Stadt“ verdienen nur sehr wenige Orte in Trans-vaal. Die meisten Ortschaften sind nichts weiter als Dörfer oder Dörfchen, und nur wenige, wie Barberton, Heidelberg und Middleburg können allenfalls als Landstädtchen gerechnet werden. Einige dieser kleinen Städtchen sind nicht uninteressant. Sie bestehen aus breiten rechtwinkligen Straßen, deren jede einen Graben mit fließendem Wasser in der Mitte hat. Diese eigenthümliche Bauart nebst den bei jedem Grundstücke befindlichen gut gepflanzten Gärten deutet auf holländische Vorbilder, der ursprünglichen Heimat des Burenstammes. Auch die Lebens-



weise der Einwohner ist eine überaus einfache: gestampfter Mais, gesalzenes Ochsenfleisch, Pampunen (eine Art essbarer Kürbisse) und Kornkaffee bilden fast ausschließlich die Speisenkarte.

Die eigentliche „Hauptstadt“ ist Potschepstroon, ein am Movi-River belegenes Städtchen, das zur Zeit etwa 5000 Einwohner umfaßt. Es war früher wesentlich kleiner und erhielt seinen Aufschwung erst, als in der Nähe Goldfelder entdeckt wurden, deren Ertrag sich im Jahre 1893 auf 24 406 Unzen belief. Das Klima ist außerordentlich gesund und besonders gerühmt wird das gute und reichliche Wasser. Die Straßen werden von schattigen Weidenbäumen eingefaßt, die in Verbindung mit den vielen Gärten der Stadt ein überaus freundliches Ansehen verleihen.

Der Sitz der Regierung befindet sich in Pretoria, die nach dem ersten Präsidenten der Republik Pretorius ihren Namen erhielt und seit dem Jahre 1896 durch den Bau von sechs Forts zu einer Festung gemacht wurde. Die Umgebung bietet wenig Naturschönheiten, doch ist ein alter Riesenbaum, der etwa drei Kilometer von der Stadt entfernt ist, unter der Bezeichnung „Wonderboom“ allgemein bekannt.

Nach Art der amerikanischen Städte besitzt Pretoria lauter gerade breite Straßen, die durch Querstraßen genau rechtwinklig und stets in gleichen Entfernungen von einander durchschnitten werden. Nur insofern macht sich ein Unterschied geltend, daß die Straßen auf beiden Seiten mit schattigen Bäumen bepflanzt sind.

Straßenpflaster und Trottoir sind noch im Entstehen begriffen. Der dicke gelbe Sand wirbelt in dichten Wölkchen auf, so daß Reiter und Fußgänger nach wenigen Minuten mit einer dichten Staubschicht überzogen sind. Ein Bad ist daher die größte Erquickung, die sichemand verschaffen kann und zum Glück liefern die 1891 eröffneten Wasserwerke gutes Wasser in reichlichem Maße. Für Straßenanlagen und Kanalisation sind in den letzten Jahren reiche Mittel aufgewendet worden, doch vernichten die schwerbeladenen Ochsenwagen zu viel. Am weitesten ist man mit der Beleuchtung. Es brennen Nachts über hundert elektrische Bogenlampen, aber nur wenn kein Mondschein im Kalender steht, und in Privathäusern hat sich vielfach das Glühlicht Eingang verschafft. Der Verkehr wird durch Omnibusse, Droschen und Equipagen vermittelt.

Pretoria hat heute zwischen 11 bis 12 000 Einwohner, deren Hälfte Eingeborene und Kulis sind. Die Farbigen wohnen in den Vororten, doch giebt es auch viele Weiße, die es vorziehen, sich in diesen niederzulassen; namentlich in der Nähe von Heys Park, Arcadia und Sunnyside giebt es zahlreiche Villen.

Unter den Gebäuden der Stadt ist in erster Reihe das Regierungsgebäude mit einer Front von  $53\frac{1}{2}$  Metern zu erwähnen. Es enthält die Amtszimmer des Präsidenten, des Staatssekretärs, des Ausführenden Raths, der höheren Beamten, sowie die Sitzungssäle für die beiden Volksräads, welche auch Gallerien für das Publikum enthalten. Diese werden aber wenig benutzt, da jeder in den Saal selbst kommen und dicht hinter den Mitgliedern des Raths in einem bequemen ledernen Sessel Platz nehmen kann. Die Reden der Mitglieder gehen übrigens sehr einfach vor sich: man bittet nicht um das Wort, auch wird dasselbe nicht ertheilt, sondern jeder, der etwas zu sagen hat, steht auf und spricht.

Recht zahlreich sind auch die Kirchen. Die bedeutendsten sind die holländisch-reformierte Kirche und die englische Kathedrale. Ferner ist eine römisch-katholische und eine wesleyanische Kirche vorhanden. Die Doppers- (Calvinistische) Kirche erhält ihre hauptsächlichste Bedeutung durch den Präsidenten Krüger, der dort jeden Sonntag auf einem einfachen Lehnsstuhl dicht unter der Kanzel anzutreffen ist, aber zuweilen auch selbst dort predigt. Außerdem giebt es noch eine deutsche Kirche, eine Baptisten-Kirche und verschiedene andere Gemeindehäuser.

Es sind ferner ein Gymnasium, eine Staatsbibliothek, ein Museum, verschiedene Schulen, ein botanischer und ein zoologischer Garten vorhanden, doch ist eben Alles noch im Entstehen oder im Aufblühen begriffen.

Sogenannte öffentliche Vergnügungshäuser besitzt Pretoria gar nicht. Es giebt dort ein Theater (President-Theatre), das durch einen Irrthum bei der Vermessung des Grund und Bodens ganz versteckt hinter ein anderes Grundstück zu liegen kam. Stark ist der Besuch nicht; die besten Kunden sind die Fremden. Das Gleiche ist bei den Trinkstuben der Fall. Die einheimische Bevölkerung lebt ruhig und häuslich und spürt kein Bedürfnis nach Verstreitung außerhalb des Hauses. Früh zu Bett und früh heraus, heißt die allgemeine Regel, so daß selbst in den Hotels die meisten Gäste gegen 10 Uhr ihr Zimmer aufsuchen.

Zweifellos steht Pretoria erst am Anfang einer großen Entwicklung. Baugrundstücke in den bevorzugten Stadttheilen haben heute schon einen fünf-, selbst zehnfachen höheren Werth als vor einem Jahrzehnt. Wenn einmal die schwelbenden oder bereits in Angriff genommenen Bahnprojekte vollendet sein werden, so wird es schon als Centrum eines gewaltigen Verkehrsnetzes erhebliche Bedeutung erlangen. Dazu kommen die in der Nähe gelegenen Schäze an Kohlen, Eisen, Zinnöber und Silber, mit deren Hilfe sich bald eine ausgedehnte Industrie entwickeln wird. Einstweilen sind hauptsächlich Dynamit- und Pulverfabriken vorhanden. Außerdem ist eine Cementfabrik und vor der Stadt eine Liqueursfabrik in Betrieb.

### Bloemfontein und Burgersdorp.

Der Oranje-Freistaat ist ein verhältnismäßig armes Land, das wenig an Naturschönheiten bietet. Es ist weniger ein bergiges Hochland, als ein stark wellenförmiges Plateau, auf dem Bäume eine Seltenheit sind. Fast die ganze Fläche ist jetzt leidliches Weideland mit kurzem Grase, aber früher war es „sauer“ und erst, seitdem Pferde- und Ochsenhufe den Boden festgetreten haben, ist er „föh“ geworden. Der einzige Ort von Bedeutung ist Bloemfontein, von dem der Niederländer J. A. Wormser folgende anziehende Schilderung giebt.

Bloemfontein ist weitläufig gebaut mit sehr breiten, fast ganz baumlosen Straßen. Die meisten Häuser sind weiß und nur ein Stockwerk hoch, einige der neueren sind aus rothen Steinen und haben zwei Etagen, doch ist ein Gebäude von drei Stockwerken eine Seltenheit. Schatten sucht man daher am Tage meist vergeblich; zwischen 12 bis 4 Uhr zeigen sich Weiße so wenig wie möglich auf den Straßen und erst gegen Abend wird die Temperatur angenehm und lustig. Der Markt in Bloemfontein ist ein erstaunlich großer, sandiger und schattenloser Platz, auf dem es oft sehr lebendig zugeht. Dort steht, in altholländischem Styl gebaut, das Postgebäude. Eindrucks voll und schön ist das Parlamentsgebäude, einfach „Rathssaal“ genannt. Es steht erst seit einigen Jahren und die sehr wüste Umgebung wird jetzt in einen Park umgewandelt. Die verschiedenen Räume desselben sind einfach und würdig gehalten, besonders der große Saal, in dem sich der Volksraad versammelt. Dieser zählt 60 Mitglieder, hinter deren Plätzen sich Raum für das Publikum befindet; außerdem bieten 250 bequeme, mit Leder bezogene Sessel auf der Tribüne Zuhörern Gelegenheit, den Versammlungen beizuwohnen.

Eine sonderbare Einrichtung ist der „Schut kraal“, eine vierseitige steinerne Ummauerung, in welchem das herrenlos umherschweifende Vieh aufgenommen, einen Monat bewacht und, wenn es inzwischen nicht eingefordert ist, zum Vortheil der Stadt verkauft wird. Bloemfontein besitzt auch ein Denkmal, das dem zweiten Präsidenten des Staates, J. H. Brand, gesetzt ist und die einfache Inschrift trägt: „Er war der Vater des Landes.“ Auch das Fort ist sehenswerth. Es liegt auf einem Hügel am äußersten Ende der Stadt und wurde, nach den letzten Ereignissen, so viel wie möglich verstärkt. Die Artilleristen sind alle Freiwillige, Burensohne. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört auch das Museum, in dem alles, was die Sammler aus fremden Ländern und dem eigenen erhalten können, aufgestapelt wird. Vornehmlich enthält es ausgestopfte Thiere, Gegenstände von Kaffern, Hottentotten und Buschmännern ver-



Das Parlamentsgebäude in Bloemfontein.

fertigt und in Afrika gefundene vorgeschichtliche Steine. Am interessantesten ist aber wohl jener Theil des Hauses, der den alten Rathssaal enthält: ein kleines, unansehnliches Gemach, in dem vor ungefähr einem halben Jahrhundert die Unabhängigkeit des Oranje-Freistaats unterzeichnet wurde. Dort ist jetzt auch der „Uysstein“ eingemauert, eine Erinnerung an den alten „Vortrekker“ Piet Uys. — Ein sehr schönes Gebäude, man könnte es Palast nennen, ist auch das „Präsidenten-Haus“.

Das Schulwesen ist gut entwickelt, doch schade, daß man auf der Straße fast ausschließlich englisch sprechen hört. In Bloemfontein sind bisher nur wenige Straßen gepflastert, doch besteht ein erhöhter Fußpfad, den kein Kaffer betreten darf. Ebenso darf kein Kaffer sich Abends nach 9 Uhr auf der Straße sehen lassen, noch dürfen ihm irgendwie spirituose Getränke verkauft werden, so daß die Stadt so sicher ist, daß Damen selbst spät am Abend ohne Begleitung auf der Straße gehen können.

Burgersdorp ist eigentlich nur ein kleines Städtchen und liegt zudem in der Kapkolonie, also auf englischem Boden, aber es ist ein Hort des Niederdeutschthums und in dem gegenwärtigen Kriege so vielfach

genannt worden, daß die Schilderung, die Wormser von ihm giebt, hier am Platze sein wird.

Burgersdorp ist ein freundliches Dorf und zählt an Weissen und Farbigen zusammen etwa 1200 Einwohner. Man hört hier viel holländisch sprechen, wozu in erster Reihe die Anwesenheit der theologischen Schule für die Südafrikanische Reformirte Kirche beiträgt. Die Einwohner finden Burgersdorp nicht hübsch, weil es nach ihrer Vorstellung zu dicht gebaut ist und die Häuser nur kleine Gärten haben. Die Straßen sind nämlich nur 30 Meter breit, und die Buren finden, daß sie „aufeinander“ wohnen; in Holländisch-Afrika ist man an solche Beschränkung des Grundes nicht gewöhnt. Schöne Bäume beschatten die Straßen; sie wachsen hier sehr schnell und hoch, werden aber bald alt und sterben ab. Einen Mangel giebt es in Burgersdorp, denselben wie in ganz Afrika: nämlich den Mangel an Wasser. Es vergehen Monate, ehe ein Tropfen Regen fällt. Das Dorf hat ein kleines, einfaches Denkmal von weißen Steinen zur Erinnerung an die Errichtung des niederländischen Sprachverbandes im Jahre 1887. Es steht in einem kleinen Park; eine der Inschriften am Fußstück lautet:

„Bewahrt uns unsre Sprach' o Herr!

Bu Deiner und der Väter Chr.“

Abgesehen von dem ziemlich großen Marktplatz, auf dem des Morgens die Männer, nicht die Frauen, ihre Lebensmittel kaufen und dem einzigen kleinen Hotel, dicht in der Nähe, giebt es nicht viel Bemerkenswerthes. Auch die umliegenden, mit Klippen versehenen Berge, die das Dorf in ein enges Thal einschließen, ziehen die Aufmerksamkeit nicht mehr an als die Hunderte von anderen gleichen Höhen, die man in ganz Südafrika findet. Seine Wichtigkeit entlehnt Burgersdorp der theologischen Schule, mit der auch ein Gymnasium verbunden ist. Der Unterricht wird von den Herren Jan Lion Cachet, Professor der Theologie, und S. Postma, Professor der Litteratur, ertheilt; ersterer wirkte seit 36 Jahren in Afrika, letzterer ist auf dem Erdtheil geboren. Ihre Assistenten sind die Herren Jac. du Plessis und Ph. Snijman. Die Anzahl der Studirenden beträgt 25, von denen die meisten angehende Kandidaten für die Reformirte Kirche der beiden Republiken und in der Kapkolonie sind. Die Arbeit eines Predigers in Afrika ist für unsere Begriffe recht beschwerlich. Da sehr viele Gemeinden zu klein sind, um einen eigenen Seelsorger halten zu können, führt ein Prediger, der in irgend einem Mittelpunkte wohnt, ein reisendes Leben. Nicht selten ist er zwei Nächte und einen Tag unterwegs, theils zu Eisenbahn, theils per Wagen, um an einem Sonntage irgendwo zu predigen und das Sakrament der Taufe zu versehen. Oft muß der Prediger seinen eigenen Wagen anspannen

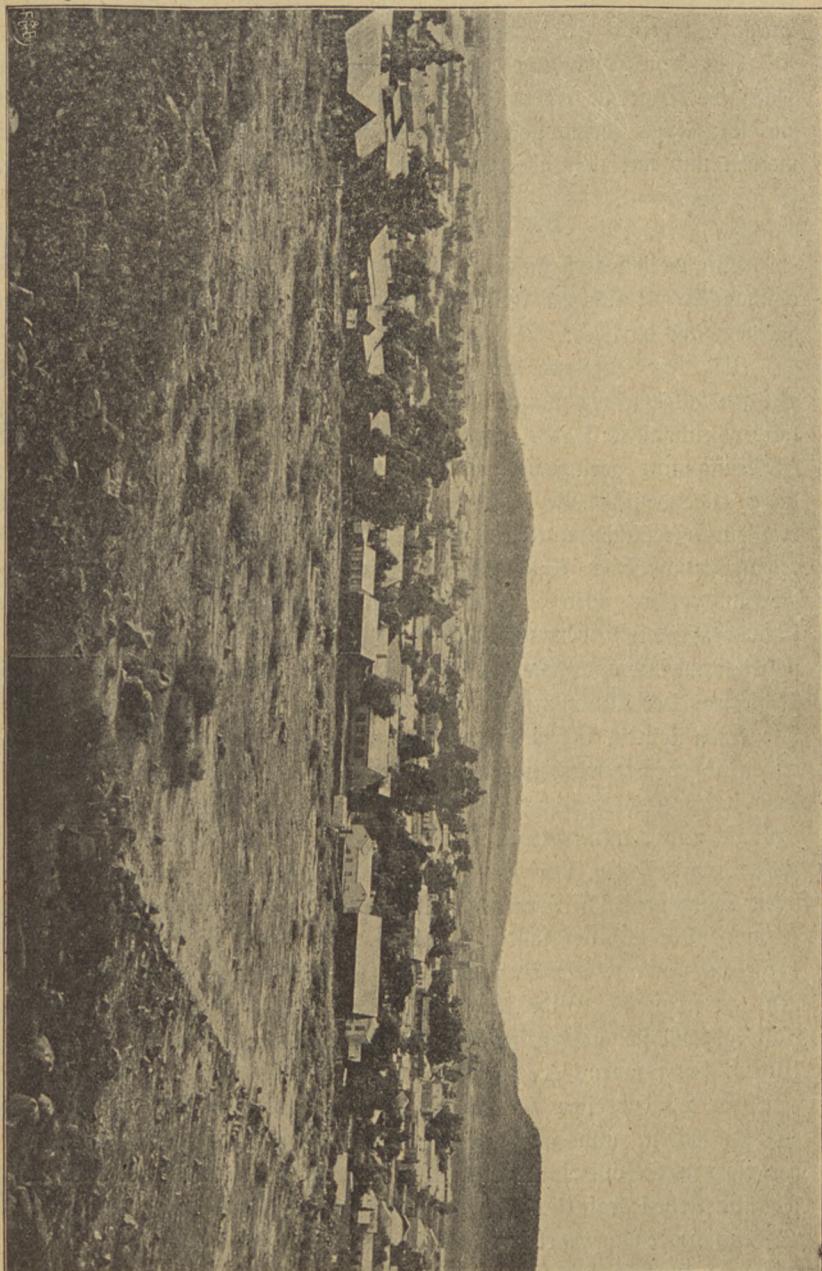
und eine Reise von drei Wochen machen, um den Gemeinden, die seiner Sorge anvertraut sind, einen Besuch abzustatten.

Für den Fremdling, namentlich niederländischer Abstammung, vergehen die Tage in einem holländischen Orte, wie es Burgersdorp ist, wie im Fluge, denn überall findet er Leute, die seine Bekanntschaft machen und mit ihm über die „alte Heimath“ sprechen wollen.

### Die Deutschen in Südafrika.

Wir wollen auch unseren Landsleuten einen kurzen Abschnitt widmen, obschon es mit sicheren Angaben über dieselben nur schlecht bestellt ist. Kärger sagt darüber:

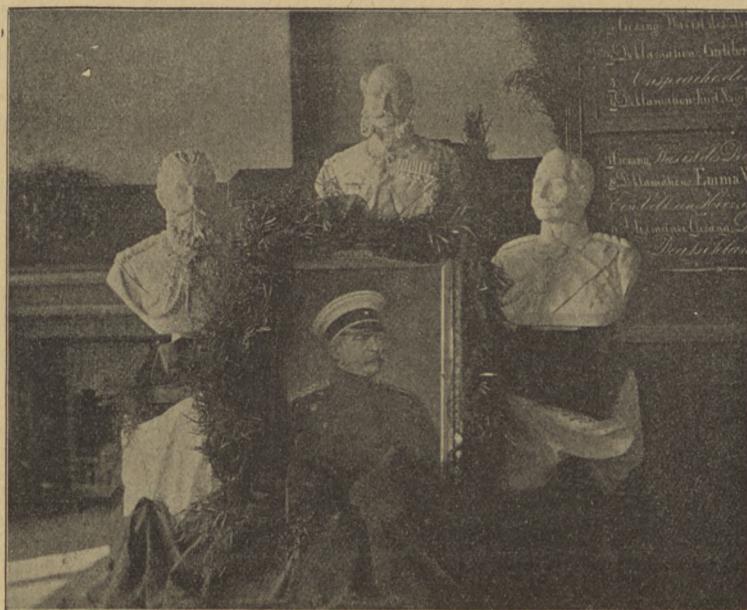
Über die Stellung der Deutschen in Südafrika lassen sich nicht die gleichen allgemeinen Angaben machen, wie über die Buren und Engländer, einmal weil ihre Anzahl im Verhältniß zur übrigen weißen Bevölkerung nur gering ist, und zweitens, weil die Elemente, aus denen die dortige deutsche Bevölkerung sich zusammensetzt, sehr verschieden sind. Um einflußreichsten unter ihnen sind die Kaufleute, am zahlreichsten die Klein-Grundbesitzer. Außer diesen beiden Berufen sind aber auch einerseits die Handwerker, andererseits gelehrte Berufsarten, namentlich in der Hauptstadt der Kapkolonie vertreten. Für den Wirtschaftsgeographen und Kolonialpolitiker am interessantesten sind zweifelsohne die Kleingrundbesitzer. Von der Regierung der Kapkolonie sind solche zweimal ins Land gerufen worden. Die einen sollten, indem sie in größeren Massen möglichst nahe bei einander angesiedelt wurden, eine seßhafte, dichte Bevölkerung im Kaffernland bilden und damit als Puffer zwischen den altbewohnten Theilen der Kolonie und den unruhigen Kaffern dienen, nachdem die zu dem gleichen Zweck angesiedelten, übrigens zum überwiegenden Theile auch aus Deutschen bestehenden Offiziere der Krim-Legion sich zu zerstreuen angefangen hatten. Die anderen sollten all ihren Fleiß und ihre Arbeitskraft dazu hergeben, um aus den öden Sandflächen der Kap-Halbinsel ein Kulturland zu schaffen. Beide Aufgaben haben unsere Landsleute redlich erfüllt, obwohl sie, namentlich die im Kaffernland angesiedelten, recht wenig Unterstützung seitens der Kap-Regierung erhalten haben. Die Fähigkeit deutscher Landarbeiter — und solche waren es ausschließlich, die dahin gezogen waren, und zwar Knechte, Tagelöhner und Heuerlinge — auf der eigenen Scholle Landes unter Einsetzung der eigenen und der ganzen Familie Arbeitskraft sich langsam, aber sicher in die Höhe eines behäbigen Wohlstandes emporzuarbeiten, hat sich hier wieder einmal aufs Glänzendste bewährt; dagegen hat sich das deutsche Element in politischer Beziehung bisher stets schmiegsam und unselbstständig bewiesen.



Bloemfontein, vom Fort aus gesehen.

Ganz das Gleiche gilt von Deutschen, die in Natal sich angesiedelt haben und die theils von einer deutschen Kolonialgesellschaft, theils von der Hermannsburger Mission hinübergebracht worden sind.

So anerkennenswerth nun auch diese Fähigkeit der Deutschen ist, politisch hat sie, wenn in fremden Kolonien entwickelt, doch ihre starken Schattenseiten. In den Augen der in den Kolonien herrschenden Völker erlangen die Deutschen dadurch den Ruf eines fleißigen und sparsamen und darum als wirtschaftliche Mitarbeiter sehr gern gesuchten und hochgeachteten, aber eines — politisch minderwertigen Volkes.



Bismarck-Gedenkfeier in der deutschen Schule zu Johannesburg.

Der innere Grund für ihre geringe Anteilnahme an der Politik ist klar. Die harte Arbeit des Kleinbauern läßt ihm keine Zeit, sich eine höhere Bildung anzueignen und seinen geistigen Horizont zu erweitern. Weder gewinnt er daher an politischen Fragen allgemeinerer Natur ein lebhafteres Interesse, noch ist er im Stande, aus seinem Kreise Personen vorzuschieben, die zur politischen Vertretung seiner Interessen geeignet wären. Die deutschen Kaufleute und Gelehrten andererseits, die hierzu die geeignete Qualifikation wohl hätten, haben keine Beziehungen zu den Kolonisten und oft auch kein richtiges Verständniß für ihre Interessen und würden es in den meisten Fällen mit ihren geschäftlichen

und politischen Interessen kaum vereinbar finden, ihr Deutschthum bei den Wahlen und im Parlament allzu scharf hervortreten zu lassen. So kommt es denn, daß die Deutschen nur einen einzigen Vertreter, Herrn Schermbrucker, einen ehemaligen Legionär, der sich auch im Kaffernkriege als Kolonel ausgezeichnet hat, ins Kap-Parlament entsandten.

Die allzu große Anpassungsfähigkeit des Deutschen an seine Umgebung macht es auch erklärlich, daß, während zwischen Engländern und Buren immer noch ein starker Gegensatz der Empfindungen herrscht, die Deutschen bei beiden Nationalitäten wohl gelitten sind. —

Seit Kärger das Vorstehende niederschrieb, hat sich doch so manches geändert, namentlich hat die Stellungnahme der Deutschen zu Gunsten der Transvaal-Regierung gelegentlich der Johannesburger Unruhen die Deutschen den Buren näher gebracht, den Engländern mehr entfremdet. Auch ist die Zahl der den gebildeten Kreisen angehörenden Deutschen, die in den letzten Jahren nach Transvaal gekommen sind, nicht unerheblich gewachsen, wodurch das Interesse für das Mutterland größer geworden ist und auch die Gedenktage, welche das deutsche Vaterland feiert, dort festlich begangen werden.

Dagegen hat Bergerath Schmeißer schon 1893 festgestellt, daß deutsches Kapital in ganz beträchtlichem Umfange in Transvaalminen angelegt ist, daß aber die Direktoren der Gesellschaften meist Engländer und Nordamerikaner sind und den nicht unbeträchtlichen Bedarf an Geräthschaften in ihrer Heimath bestellen. In Folge dessen ist Deutschland an der Einfuhr in Transvaal lange nicht in dem Maße beteiligt, wie es sich im Verhältniß zu dem dort festgelegten deutschen Kapital gebührte. Der Ausgang des Krieges ist mithin auch für dieses von großer Bedeutung. Wenn heute an der Berliner Börse die angeblichen Erfolge der Engländer mit einer Haifische begrüßt werden, die Buren siege aber eine Baisse zur Folge haben, so wird damit den wahren Interessen des deutschen Handels ins Gesicht geschlagen. Im englischen Südafrika herrscht ein undurchbrechbarer Ring von englischen und amerikanischen Industriellen, und je mehr der englische Einfluß wächst, um so weniger wird es dem deutschen Handel möglich sein, in Südafrika Fuß zu fassen.

### Farbige.

Wer Menschenrassen studiren will, dem bietet sich die beste Gelegenheit in Kapstadt, wo Neger, Kaffern, Hottentotten, Malayen, Chinesen, Hindus und alle nur denkbaren Kreuzungen von Europäern mit Bewohnern anderer Erdtheile anzutreffen sind. Jeder geht so bekleidet, wie es ihm behagt, doch in vollständiger Garderobe, abgesehen von den Füßen,

Um meisten fallen die großen mohammedanischen Frauengestalten von theilweise erstaunlichem Umfang auf; theils sind sie in weite, farbige, prächtige Gewänder gekleidet, theils in Mousseline oder Kattun und nur den Kopf mit kostbaren seidenen Tüchern umwunden. Nicht minder stattlich treten die Muselmänner auf, denn sie sind fast sämmtlich wohlhabend. Weite gelbe, orangefarbene, braune, grüne, blaue oder weiße Kastans umhüllen ihre Glieder, und auf dem Haupte thront der weiße Turban. Ein wunderbares Gemisch von Völkerrassen hat den Kutscherbock bestiegen: dort ruft uns ein Mann an, dessen häßlicher grauer Hut den Kaffer dokumentirt, ein zweiter, der uns seine Dienste anbietet, trägt die steife rothe persische Mütze, ein dritter den hohen, spitzen, breiträndigen Strohhut der Malahen.

Um meisten sind natürlich Angehörige der afrikanischen Rassen vertreten. Die langen, stockmageren Gestalten der Kaffernfrauen sieht man in ganzen Gruppen auf der Straße. Der Kopf ist bloß, nur ein schmales schwarzes Band hält die Haare zusammen, die kaum zwei Zoll Länge haben. Die nackten Arme sind mit Ringen geschmückt; aus dem kurzen Rock ragen die bloßen Beine und Füße hervor. Um den Leib ist eine buntgestreifte Decke geschlungen, die zugleich das auf dem Rücken getragene jüngste Kind umhüllt; während die älteren Kinder, ebenso lang und ebenso hager, mit wenigen Lumpen bedeckt, neben der Mutter einherlaufen. Einer anderen Rasse gehören die schwarzen Frauen an, die wir in den Hauptstraßen mit Holzammeln beschäftigt sehen. Es sind kleine, aber wohlgeformte Gestalten mit glänzendem, pechschwarzem Haar, das lang und wirr um die Schultern hängt. Durch die Ohrläppchen, den Nasenflügel und die Unterlippe ist je ein blunter Knopf gebohrt, und, wenn ein Streit entsteht, so zanken sie sich in unverständlichen, schnell hervorgestossten Lauten.

Die Asiaten haben sich namentlich auf den Obsthandel geworfen. Mit kahl geschorenen, dunkelgelben Wangen, glänzendem Haar, schwarzem Schnurrbart und rother Mütze auf dem Haupt, sitzen sie schweigend im Schatten des Leindaches ihres Handkarrens. Die lächerlichste Figur machen die Kaffernprediger. Hände und Gesicht schwarz, schwarzer Amtsröck nach englischem Muster, schwarzer niedriger Hut — das einzige Weiß sind die blinkenden Zähne und der Kragenstreifen, d. h. wenn dieser frisch ist, was aber nicht allzu oft vorkommt. Mit diesem tiefernsten Leichenbitter-Aufzug kontrastirt höchst ergötzlich das Spazierstöckchen, das sie in munterstem Tempo in der Hand schwingen und das ihnen das Ansehen eines Dandy verleihen soll. Ein einfacher Kaffer mit seiner buntfarbigen, nationalen Decke bietet einen tausendmal angenehmeren Anblick.

Ein großer Theil des Kaffernstammes ist christlich und halb civilisiert, nämlich die „Singos“, die als Diener und Arbeiter der Kolonisten von denselben abhängig waren. In den meisten Fällen befanden sie sich gut in diesem abhängigen Verhältniß, doch sind sie von Natur unzulässig. An Zahl den Weißen relativ überlegen, hätten sie zur Zeit des Aufstandes mit Leichtigkeit an einem einzigen Tage die weiße Bevölkerung ausrotten können. Indessen zogen damals viele von ihnen mit Vergnügen in den Kampf gegen ihre eigenen Stammesgenossen, indem sie dabei den englischen Truppen unschätzbare Dienste leisteten.



Fischverkäufer in Kapstadt.

Die Kaffernbevölkerung, die in ganz Afrika dicht zerstreut ist, wird von ihren besonderen Häuptlingen beherrscht, die da und dort ihre Unterhäuptlinge und Vasallen haben. Die Civilisation hat dieses Verhältniß zersplittert, indem viele Stammesangehörige ihren Vortheil darin fanden, an der Küste und in den Städten Arbeit bei den Weißen zu suchen, die sie leidlich gut bezahlten und besser behandelten, als ihr eigener Häuptling.

Im Allgemeinen drängen sich, wie wir bereits sagten, die Kaffern nicht nach der Arbeit. Am besten ist es für sie, wenn sie einen nicht zu hohen, aber gleichmäßigen Tagelohn verdienen. Auf dem Felde ar-



Sträflinge in Pretoria. Nach einer Darstellung in „L'Univers illustré“.

beiten sie meist fünf Tage in der Woche und gönnen sich zwei Ruhetage. Besser wird natürlich die Arbeit in den Minen bezahlt. Sie verdienen dort bei einer neunstündigen Arbeitszeit etwa 2,50 bis 3,50 Mark am Tage, müssen sich für eine bestimmte Zeit verpflichten, täglich zur Arbeit zu kommen, bummeln dafür aber nachher Monate lang, bis die Noth sie wieder an die Arbeit treibt. Zuweilen kommt es aber auch vor — und zwar macht man den Vertretern englischer Gesellschaften diesen Vorwurf —, daß sie die Arbeitskraft der Kaffern in der rücksichtslosesten Weise ausnützen, daß sie dieselben auf das Grausamste behandeln und ihnen so wenig Nahrung zukommen lassen, daß sie buchstäblich verhungern.

Die in den Minen arbeitenden Kaffern sind meist „freie“ Kaffern, und ihre Heimath ist Natal. Dort sieht man überall Kafferndörfer, die gewöhnlich aus fünfzehn bis dreißig Hütten bestehen, während es früher solche gab, die tausend Hütten zählten. Der Reichthum der Kaffern besteht in Rindvieh und Schafen, und wenn daher ein junger Kaffer heirathen will, so geht er zunächst in ein Bergwerk und arbeitet dort so lange, bis er vier oder fünf Ochsen kaufen kann, denn so viel muß er den Schwiegereltern schenken, damit sie ihm ihre Tochter zur Ehe geben. Der Haushalt beginnt damit, daß der junge Gatte wiederum arbeitet, — aber nicht zu viel, sondern gerade genug, um sich und seine Frau zu ernähren und einen eigenen Viehstand zu beschaffen, dessen Sorge er der Gattin überläßt. Schon nach wenigen Jahren geht er jedoch mit dem Gedanken um, sich zur Ruhe zu setzen. Er arbeitet nun wieder ernstlich, um fünf oder sechs Ochsen zu kaufen, für die er eine zweite Frau erwirbt; im folgenden Jahre verschafft er sich auf die gleiche Weise eine dritte Frau, dann noch eine vierte und vielleicht eine fünfte. Jetzt ist er wohlhabend genug, um der Arbeit aus dem Wege gehen zu können. Die Frauen müssen alles thun und alles beschaffen, was zum Lebensunterhalt nöthig ist, und die Herde vermehrt sich von selbst. Der Kaffer selbst liegt den ganzen Tag auf dem Rücken in der Sonne und trinkt zur Stärkung Kaffernbier. Um seine Söhne bekümmert er sich nicht, und die Töchter verkauft er, wenn sie herangewachsen sind, Stück für Stück um vier bis sechs Ochsen an heirathslustige Kaffernjünglinge. Wenn ihm nicht gerade die Kinderpest einen Strich durch die Rechnung macht, dann wird er schneller und bequemer zum wohlhabenden Mann, als ein Kaufmann oder Handwerker in Europa, und was die Hauptsache ist — er wird nicht nervös dabei!

Die Natalkaffern sind die richtigen Zulukaffern, die sich auf ihre dunkle Hautfarbe etwas besonderes zu gut thun. Sie sind kräftig ge-

baut, besser entwickelt und von größerem geistigen Intellekt, als die übrigen Kaffernstämme. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich nicht viel von derjenigen der Männer: ein Korallengürtel um den Unterleib bildet den Anzug, Ringe um Arme, Beine und Hals und zuweilen auch durch die Nase dienen als Schmuck.

Man nennt alle Eingeborenen zwischen Kapstadt und Zambesi „Kaffern“, aber sie sind keineswegs gleichen Stammes. Da sind Gaikas, Galcas, Basutos, Pondas, Zulus, Swazies, Schangans, Machoppis, Matabele, Mashona und die Secucuni-Stämme, deren Sitten und Bräuche von einander abweichen. Die Stämme reden auch verschiedene Sprachen. Die vornehmste ist die Zulusprache, die von den Zulus, Swazies und Matabeles gesprochen wird, welche früher zu einem einzigen Stämme verbunden waren, sich aber infolge gegenseitiger Streitigkeiten von einander getrennt hatten.

Eins ist aber allen Kaffernstämmen gemeinsam, nämlich ihr Nationalgetränk, „Tjoala“ genannt. Dieses wird aus Mais bereitet, ist säuerlich und dick, löscht den Durst und ist auch sättigend. Es wird von Männern, Weibern und Kindern genossen und ist zugleich berauschkend. Nicht selten trifft man einen ganzen Kaffernkraal bei Gelegenheit eines Festes in der aufgeräumtesten Stimmung infolge dieses Getränkes an.

Die Eingeborenen in der Kapkolonie sind jetzt stimmberechtigt, was in keiner anderen Kolonie der Fall ist. Sie könnten mithin sogar als besser gestellt angesehen werden als die Weißen, die sogenannten „Uitlanders“ in Transvaal.

Es mag nicht uninteressant sein, hier eine Schildderung der Farbigen aus dem sechzehnten Jahrhundert einzufügen. Dort heißt es:

Bei dem Spitz Bonae Spei werden viel seltsamer Völker gefunden, die noch nicht alle bekannt: denn es seind etliche so grimmig, daß man weder mit gütte noch reuße mit ihnen handlen kan. Aber etliche, die da wohnen im Psittich (Papagei) Landt haben sich anfenglich, da man zu ihnen kommen ist, nemlich Anno Christi 1500, bald ergeben. Sie gehen in ihrem Land nackt vnd machen Brot auf einer Wurzlen, die nennen sie Ignane, sie seind auch nicht ganz schwarz, schemen sich nicht, daß sie gar nackt gehn, sie durchstechen die Unterlippe vnd setzen Edelgestein in die Löcher, ihre Häuser seind von Holz gemacht, gedeckt mit Blettern und Ästen, und untersezt mit hölzernen Seulen.

Fünfzehn Meil dar von liegt die Bay Soldania: Dasselbst herumb gibt es so viel Ochsen und Schaaf, daß die Schiffleut ein grossen Ochsen umb ein alt Messer, und etlich Schaaff umb zwien alte Nägel gekauft haben. Die Eynwohner sein freundlich genug: sie sind wol proportioniert, haben

Mäntel auf Thierhäuten gemacht biß an die Weiche vnd ist das härlige inwendieg auf dem Leib. Die Weiber haben lange Brüst biß auff den Nabel: Es ist ein wildt und eynfältig Volk, wissen weder Vögel noch Fisch zu fangen, deren sie doch eine grosse menge haben.

Aus der Schilderung der Frauen ergiebt sich deutlich, daß es sich um den Stamm der Matabele handelt und daß also die Berichte jener Zeit keineswegs so minderwerthig sind, wie man vielfach annimmt.



Eine Droschke in Durban.

Zum Schluß möchten wir noch einige Worte über die Basuto sagen, da gerade dieser Stamm es ist, der hauptsächlich Transvaal und den Oranje-Freistaat bevölkert. Merensky hat ihn sehr ausführlich geschildert und wir wollen nur das Wichtigste aus seinem Bericht hervorheben.

Man sieht hoch aufgewachsene, kräftige Gestalten, aber auch ziemlich viel schwächlich ausschehende Leute. Auch die Hautfarbe variiert vom tiefsten Schwarz bis zu einem hellen Gelb. Die Lederkleidung der Leute ist ein-

sach und zweckmäßig: Die Männer tragen eine aus feinem, gut gegerbten Fell gefertigte lederne Bekleidung, die Weiber eine Lederschürze und eine Art ledernen Fracks.

Die Basuto haben bereits eine gewisse Höhe der Kultur errekommen; sie sind durchaus seßhaft. Es gibt Städte von mehreren tausend Einwohnern. Aus Furcht vor den Angriffen der Zulu und Swazi haben sie ihre Ansiedlungen meist um Berge herum oder am Fuße von Gebirgen angelegt. Die Städte bestehen aus verschiedenen Komplexen und Gehöften, deren jedes einer Sippe gehört.



Farbige Dienstboten.

Die Gehöfte sind stets von einem Hof, dem Kchoro, umgeben, der als Versammlungsort dient und in dem sich auch Hürden für Schafe und Ziegen befinden. Dieser Hof ist von Stangenwerk umgeben und der Zugang zu ihm wird Nachts mit Stangen zugesetzt. Auf dem Kchoro ist an der Feuerstätte der Ort, wo sich der Häuptling zur Rathssitzung, zur Gerichtssitzung oder zur Verhandlung mit Fremden niederläßt.

Vom Kchoro tritt man in die inneren Höfe, die von zierlichen Rohr- oder Reisigwänden eingefaßt und mit einem Anwurf von ge-

schlagenem und geglättetem Lehmb versehen sind. Hier sind die eigentlichen Wohnräume, während die in den Höfen stehenden Häuser hauptsächlich als Schlafstuben und Vorrathskammern dienen. Die Häuser sind immer ordentlich, oft sogar niedlich gebaut. Eine runde Lehmmauer trägt ein Dach, dessen Gestell aus sauber behangenen Stangen besteht und mit Stroh oder Sorghum-Stangen eingedeckt ist. Die Thür ist niedrig, Fenster fehlen. Eine besondere Lagerstätte giebt es nicht, sondern man breitet Abends Matten aus, legt ein Scheit Holz oder ein zusammengerolltes Fell unter den Kopf und hüllt sich in eine Decke.

Die Basuto treiben Ackerbau. Ihr Ackergeräth ist Hacke, welche ihre Schmiede geschickt herzustellen verstehen. Meist ist die Feldarbeit Sache der Weiber, nur gelegentlich helfen ihnen die Männer. Außer dem Ackerbau wird Viehzucht getrieben, deren Besorgung ausschließlich den Männern obliegt. Eigentliche Handwerker fehlen fast ganz, abgesehen von Schmieden und Erzschmelzern.

### Löhne und Bedienung.

Über diesen so wichtigen Gegenstand schreibt Wormser:

Ein junger Mann mit nicht zu hohen Ansprüchen kann mit einem monatlichen Einkommen von 300 Mark leben. Mehr ist nicht nöthig, wenigstens nicht in Pretoria. An kleineren Orten kann man zur Noth noch etwas davon sparen. In Johannesburg ist es jedoch kein Reichthum, wenn man etwas mehr verdient, denn dort sind verschiedene Dinge theuer. Ein junger Mann von 20—23 Jahren, der in Europa vielleicht mit 800—1000 Mark auskommen muß, führt dort ein Herrenleben bei einem Einkommen von 300 Mark monatlich.

Auch für Handwerker ist das Land günstig; ein tüchtiger Arbeiter verdient in gewöhnlichen Zeiten 20 Mark täglich. Davon muß er aber 5 Mark an zwei Kaffern zahlen, die als Handlanger bei ihm arbeiten. Denn der Weiße thut nur, was der Farbige nicht machen kann. Der Maurer trägt keinen Stein nach oben, dazu miethet er sich einen Boy. Der Verdienst beträgt also netto 15 Mark pro Tag, gleich 90 Mark in der Woche, wovon ein Handwerker, selbst wenn er für seinen Stand verhältnismäßig gut leben will, 30 Mark zurücklegen kann.

Von allen Weißen, die in der Afrikanischen Republik wohnen, haben die europäischen Damen wohl den schwersten Posten auszufüllen. Sobald sie nach Afrika kommen, finden sie sich fast ganz der nöthigen Hilfe beraubt. Es giebt wohl weiße Dienstboten, doch verheirathen sie sich nicht

selten sehr schnell. Ein Deutscher in Johannesburg hatte sich aus Deutschland ein Küchen- und ein Stubenmädchen herüberkommen lassen, was allein 1500 Mark Reisekosten verursachte. Den zweiten Tag nach der Ankunft der beiden Mädchen war die Köchin verlobt und als sie sich sechs Wochen darauf verheirathete, bekam das Stubenmädchen auch Lust nach Veränderung, mit demselben günstigen Erfolge. Die 1500 Mark meines Freundes hatten also nur dazu gedient, zwei tüchtigen Arbeitern zu guten Frauen zu verhelfen.

Eine deutsche Hausfrau lässt nur im Notfall ein Kaffernmädchen an den Kochtopf gehen; lieber kocht sie selbst, obgleich es bei einer Temperatur von  $130^{\circ}$  F. kaum am Herde auszuhalten ist. In vielen Familien genießt man daher das Mittagessen um ein Uhr und speist des Abends kalt, da sonst die Damen den ganzen Tag kochen müßten.

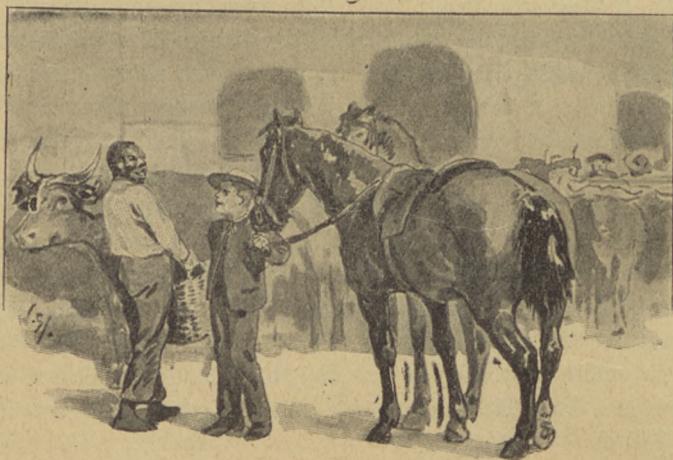
In den großen Städten ist es im Allgemeinen nicht schwer, ziemlich geschickte Kaffern zu bekommen, die sich als Hausbedienstete vermieten wollen. Gewöhnlich wendet man sich zu diesem Zweck an einen Kaffer, der bereits in einer weißen Familie dient, und trägt ihm auf, einen seiner „Brüder“ (Stammesgenossen) zu suchen und ihn zum Dienst zu überreden, wofür er einige Schillinge erhält. Mit dem neuen Boy schließt man einen festen Vertrag auf einen, drei oder sechs Monate ab. Der Lohn wechselt zwischen 15 und 20 Mark für die Woche; im letzteren Falle geht der Kaffer Abends nach Hause, um dort die Nacht zu bleiben. Außerdem erhält er wöchentlich die Kost, d. h. 21 Pfund Milies, wovon er perridge (Brei, Mehlsuppe) kocht und außerdem ein Mal in der Woche Fleisch.

Wenn das Alles verabredet ist, geht man mit dem Boy nach der Polizei, wo ihm nochmals der Vertrag vorgelesen wird, den dann beide Parteien unterzeichnen, d. h. der Kaffer macht ein †, unter das die Obrigkeit beglaubigt: „das ist die Handschrift von . . .“. Nun ist der Kaffer für die Zeit gebunden, während ihn der Herr bei schlechter Führung ohne Weiteres entlassen kann. Läuft der Boy fort, dann spürt die Polizei ihn auf und er wird gewöhnlich zu „zehn bis zwanzig mit dem Shambod“ verurtheilt, einer Peitsche aus Nilpferdhaut, die nicht sanft auf den Körper fällt. Des Abends nach neun Uhr darf kein Kaffer ohne einen von seinem Herrn ausgestellten „Paß“ in der Stadt getroffen werden, alle müssen in ihrer Schlafstelle sein. Weiber, die starke Getränke an Kaffern verkaufen, werden mit Geld bestraft.

In Transvaal wird fast überall die Hausarbeit, die in Europa von weiblichen Dienstboten verrichtet wird, von Kaffern gethan.

## Hotelwesen.

Köstlich ist, was Wormser über das Hotelwesen in Südafrika berichtet. Dabei muß man sich noch vergegenwärtigen, daß er ein Holländer ist, und nur holländische Einrichtungen herbeiwünscht, während in Grieben's Reisebibliothek mit vollem Recht geschrieben steht: „Die Gasthäuser in Holland haben höhere Preise als am Rhein und in der Schweiz. Die kleineren Gasthäuser stehen denen am Rhein namentlich auch in der Möblierung nach, und an die Eigenthümlichkeiten der Gasthofsbesitzer muß sich der Deutsche, welcher leicht den Mangel einer aufmerksamen Bedienung herausfinden wird, erst gewöhnen.“



Ein farbiger Pferdeknacht.

Wormser schreibt also: Man würde bei uns (d. h. in Holland) ein Gasthaus dritten Ranges schlecht nennen, in dem die Einrichtung nicht besser wäre, als in den besten Hotels erster Klasse hier. Die Wände der Zimmer sind rein, und über das Bettzeug kann man sich im Allgemeinen auch nicht beklagen; doch segt, so viel mir bekannt, der Kafferknacht nie den Fußboden. Das Haussmädchen scheint nicht zu wissen, daß ein Handtuch auch mal gewaschen werden muß. Da mein Hinweis darauf keine Wirkung hatte, so wischte ich meine Stiefel damit ab, so daß es eine schöne, braunrothe Farbe erhielt und dann warf ich es unter den Waschtisch. Nun erhielt ich ein neues, das wer weiß wie lange vorhalten mußte, bis ich schließlich selbst für den Umtausch sorgte.

Da ich ein Zimmer für einen Monat genommen hatte und auch die meisten Mahlzeiten im Hotel einnahm, meinte ich, daß die Forderung,



Schwarze Policemen.

eine eigene Serviette zu erhalten, nicht unbescheiden, nicht nöthig zu sagen wäre. Servietten sind aber Gemeingut und es läßt sich schwer sagen, wie viele Vorgänger sich schon des Exemplars bedient hatten, daß ich am ersten Tage erhielt. Auf mein ausdrückliches Verlangen bekam ich eine sogenannte „schoon“ (reine) mit einem Serviettenring. Ueber das Tafellaken aber will ich schweigen.

Die meisten Hotelwirthe sind Schweizer; aber obgleich sie aus dem Lande kommen, das durch die gute Einrichtung seiner Hotels besonders berühmt ist, muß man — die Wahrheit bekennend — sagen, daß die Schweizer in Südafrika ihre Gäste mehr ausnützen als versorgen. Ihnen scheint es nur um eins zu thun zu sein: viel Geld zu erwerben, um so schnell als möglich nach Europa zurückzufahren zu können. Einige Proben aus meinen Erfahrungen beweisen es genügend. Das einzige Hotel in Kapstadt, das einen Fahrstuhl besitzt, ist das Royal Hotel. Der Fahrstuhl steht zur Benutzung von Morgens um 6 Uhr (wenn ihn Niemand braucht) bis Abends um 9 Uhr (wenn noch keiner zu Hause ist). Gerade um die Zeit, wenn man ihn benutzen möchte und am wenigsten geeignet ist, 70 Stufen zu erklettern, ist er geschlossen.

Einige Wochen später kam ich in einem Hotel in Pretoria Abends um 9 Uhr mit drei Herren zur Abhaltung einer Besprechung auf mein Zimmer und fand zu meinem Erstaunen die Koffer und mein sonstiges Besitzthum auf mein Bett geworfen. Wir entdeckten bald, daß sämmtliche Möbel frisch gestrichen und noch vollständig naß waren, so daß wir erst andere uns beschaffen mußten, um Platz nehmen zu können. Wie das hätte werden sollen, wenn ich erst zur Nachtzeit nach Hause gekommen wäre, schien dem Hotelier völlig gleichgültig zu sein.

Ein anderer Gastwirth gab mir auf meine Klage über die jammervolle Zubereitung des Essens die lakonische Antwort: „Ich kann nichts dazu thun, der Koch ist schon des Morgens ganz betrunken. Ich habe mir aber schon einen andern aus Deutschland verschrieben.“

Das Schlimmste aber ist, daß man keiner Rechnung trauen kann und sich auch nicht geniren muß, sie selbst in Ordnung zu bringen, wo zu oft einige Stündchen gehören. Wenige von meinen Hotelrechnungen sind mit den Beträgen bezahlt worden, die ursprünglich darauf standen. Da, eine befindet sich in meinem Besitz, die auf 600 Mk. lautet und mit 360 Mk. bezahlt wurde! Also die Kleinigkeit von ungefähr 240 Mk. zu hoch gerechnet war! Aber es währte 10 Stunden, ehe alles gestrichen, was zu viel darauf stand.

Sch bin überzeugt, daß eine Gesellschaft mit genügendem Kapital, die das Glück hat, einen guten Verwalter zu finden, großen Gewinn und

Bortheil ziehen dürfte, wenn sie in Pretoria ein großes Hotel ersten Ranges errichten und verwalten lassen wollte, in dem man wirklich auf holländische Art bedient und befestigt wird.

Die Gäste zahlen pro Tag 10—15 Mk.; dafür können sie wohl verlangen, daß sie rücksichtsvoll behandelt werden. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man in einem Lande, in dem es Überfluss von allerlei Früchten giebt, in einem der größten Hotels als Dessert nach dem Mittagsmahl eine Schale stehen sieht, auf der für jeden Guest ein Radieschen liegt! Auch ist es bei uns nicht Sitte, die Löffel, Messer und Gabeln so furchtbar geputzt zu finden, daß man nach dem Berühren derselben Hände davon bekommt wie ein Schuljunge, der zum ersten Male mit Tinte geschrieben hat. Ebenso berührt es nicht angenehm, wenn man in einer gemeinsamen Schlafkammer Nachts um 2 Uhr durch den Angstruf seines Kameraden geweckt wird, der mit seinem „Bett der Zukunft“ zusammengebrochen ist und hilflos mit seinem Kopf zwischen oder unter den Trümmern liegt, wie es in Johannesburg vorgekommen ist. Ein Tisch, der in zehn Stücke zu Boden fällt, wenn man ihn auf eine andere Stelle setzen will und der am folgenden Tage, mit Stricken zusammengebunden, wieder im Zimmer steht, gehört nach meinem Dafürhalten ebenfalls nicht zur Einrichtung eines guten Hotels. Im Badezimmer muß man auch einen anderen Stuhl haben, als solchen wie ich in meinem Logis in Pretoria vorsand, von dem sich die vier Füße nach allen Weltgegenden ausstreckten, sobald ich mich darauf setzte. Noch einmal: Der Niederländer, der in Pretoria ein Hotel errichtet und gut verwaltet, z. B. nach dem Muster des Grand Hotel in Durban, das einzige mir bekannte Gasthaus in Südafrika, das ich ohne Vorbehalt empfehlen kann — macht sicher gute Geschäfte. Das Grand Hotel in Durban hat etwas eigenartig Bezauberndes an sich. Man befindet sich in einer halbtropischen Landschaft. Große Plätze, mit tropischen Gewächsen besetzt, von zarten Tüchern beschattet, scheiden die niedrigen luftigen Schlafzimmer von einander, in denen die Bettstellen unter Moskitonetzen verborgen sind. Die Bedienung geschieht durch junge Malahen, in untadelhaftes Weiß gekleidet, die, mit großen weißen Turbanen auf dem Kopfe, barfuß durch den Speisesaal wandeln, beaufsichtigt von einem stattlichen älteren Malahen, dessen grauer Bart bis auf die Brust herabfällt.

Das Beste, was man in den meisten Hotels zu essen bekommt, ist das Brod und Schafffleisch; letzteres ist mit einigen Ausnahmen sehr gut. Dagegen besitzt das Rindsfleisch in den Hotels durchgehend die Eigenschaft undurchbeißbar zu sein. So zähes Fleisch wie in den beiden

Hotels in Pretoria und in dem Gasthause in Bloemfontein habe ich nirgends gefunden. Wie man mir versicherte, liegt die Ursache nicht fern. Die Ochsen, deren Fleisch hier gegessen, oder wenigstens in den Hotels vorgesetzt wird, stehen im Werthe und beziehungsweise im Alter mit den Pferden gleich, die Sinck in Amsterdam schlachtet. Sie haben unverhältnismäßig viel länger vor dem Wagen als auf der Weide gestanden. Die Folge der unschmackhaften Zubereitung der Speisen ist, daß Niemand mit Genuß bei Tische sitzt, sowie man es bei uns in den Hotels gewohnt ist. Man isst, weil man muß, und das Mahl dauert oft nur wenige Augenblicke. Ich habe nie gesehen, daßemand in einem Hotel länger als 20 Minuten zu seinem Mittagsmahl nöthig hatte. Wein, und vor allem Bier sind sehr theuer, eine Flasche Bier kostet 4 Mk., und Wasser wird bei Tische nicht getrunken. An Stelle einer kleinen Tasse Kaffee nach dem Diner, trinken manche der echten Eingeborenen, die sich im Hotel aufhalten müssen, zwei bis drei große Tassen Kaffee während des Mittagmahles. Der Kaffee ist beim Preise für letzteres mit einbegriffen.



Im Royal-Hotel in Durban.

## Geschichtliche Entwicklung Südafrikas.

### Urbewohner und Portugiesen.

Wir haben uns daran gewöhnt, die Urbewohner anderer Erdtheile als „Wilde“ zu bezeichnen und uns darunter Wesen vorzustellen, die sich von der höher organisierten Thierwelt fast nur durch den aufrechten Gang unterscheiden. Diese Ansicht ist aber eine durchaus unzutreffende und lediglich durch die gefälschten Berichte entstanden, welche Portugiesen und Spanier verbreiteten, um damit ihre Grausamkeiten gegen die Eingeborenen, ihren Sklavenhandel und ihre Sklavenjagden zu beschönigen.

Die Kunst- und Kulturforschung bemüht sich jetzt, ein richtiges Bild von der hohen Entwickelungsstufe zu erlangen, auf der sich die Unwohner des Golfs von Mexiko, des Caraibischen Meeres und des Stillen Ozeans befanden, als Columbus den Boden Amerikas betrat. Die Spanier selbst haben anerkannt, daß die dortigen Eingeborenen ihnen in liebvolster Weise entgegenkamen, aber deren Reichtum reizte sie, und unter dem Deckmantel christlicher Religion verübten sie die boshaftesten Grausamkeiten, Diebstahl und Mord. Die späteren Empörungen der Urbewohner sind nicht auf deren schlechten Charakter, sondern auf das verabscheuungswürdige Verhalten ihrer Unterdrücker zurückzuführen.

Und wie es die Spanier in Amerika machten, genau so handelten die Portugiesen in Afrika. Allerdings befanden sich die Urbewohner Südafrikas nicht auf einer derartig hohen Kulturstufe wie diejenigen Amerikas, aber sie hatten feststehende Häuser, besaßen Schmuck und sonstige Reichtümer, gingen in Seide und Baumwolle gekleidet und trieben Viehzucht in großem Umfange. Sie waren ferner im Bergbau und der Metallindustrie recht erfahren und standen mit den Arabern in regen Handelsbeziehungen; ja die Unwohner des Indischen Ozeans scheinen sich sogar im Besitz von Schiffen befunden zu haben, die einer ziemlichen Gewalt der Stürme Widerstand zu leisten vermochten.

Wir haben schon an anderer Stelle berichtet, daß portugiesische Admirale bei Sofala zwei mit Gold beladene arabische Schiffe trafen, und daß sich in Folge dessen ein unter Leitung von Franciscus d'Almeida stehendes portugiesisches Expeditionscorps 1506 auf verrätherische Weise in den Besitz des dortigen Hafens setzte und daselbst eine Festung anlegte. Die Portugiesen begnügten sich aber nicht damit, den Eingeborenen ihr Gold zu rauben, sondern sie entvölkerten das Land, soweit es ihnen nur möglich war, obßchon sie selbst eingestehen mußten, daß die Eingeborenen ihnen nicht das Geringste zu Leide thaten. Von allen europäischen Völkern waren die Portugiesen die ersten, welche Sklavenhandel betrieben, und schon im Jahre 1460 bestand in Lissabon ein förmlicher Sklavenmarkt. Die Portugiesen und die Engländer waren diejenigen Nationen, welche den Spaniern ungezählte Ladungen von Sklaven sandten, als diese die amerikanischen Indianer, die ihnen als Arbeitskräfte nicht genügten, durch Neger ersetzten. Das einst so reich bevölkerte Südafrika wurde, soweit die portugiesische Machtphäre sich erstreckte, nahezu entvölkert, und es ist gar kein Wunder, daß die wie Thiere gehetzten Einwohner bald einen grimmigen Haß gegen die Weißen empfanden und diese, wo und wann nur immer möglich, überfielen und tödteten. Unter diesem Haß haben die Buren, als sie später selbst durch die Engländer aus ihrem Besitzthum vertrieben wurden, viel leiden müssen, aber die Schuld an dem Kulturrückgang der dortigen Farbigen und an so manchen schlechten Eigenschaften derselben, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet haben, tragen allein die Portugiesen.

Daß diese nicht auch am Kap sich niedergelassen haben, ist nur einem Zufall zuzuschreiben. Der berühmte portugiesische Admiral Bartolomeu Diaz war der erste Europäer, der das Vorgebirge entdeckte (1486). Er gab ihm wegen der vielen dort herrschenden Stürme den Namen Capo dos tolos los tormentos (Kap aller Stürme), aber König Johann II. verwandelte ihn in Capo de buona esperanza, weil man nunmehr hoffen durfte, auf diesem Wege nach Ostindien zu gelangen. Diaz selbst war dort nirgends gelandet, dagegen setzte Vasco da Gama, der am 22. November 1497 das Kap umschiffte und glücklich den Seeweg bis nach Ostindien fand, seinen Fuß etwas weiter östlich, bei Rio d'Infante, ans Land.

Sein berühmter Nachfolger, Don Francesco d'Almeida, ging, nachdem er mehrere Jahre als Vicekönig in Ostindien gewaltet, die Under und die ihnen zu Hilfe gekommenen Aegypter geschlagen und die portugiesische Herrschaft befestigt hatte, auf seiner Rückkehr nach Europa in der Tafelbai bei Kapstadt mit seiner ganzen Flotte vor Anker. Es

entstand ein sehr lebhafter Tauschhandel, bei dem die Portugiesen gegen die üblichen werthlosen Gegenstände zahlreiche Ochsen und Schafe kauften, bis schließlich Streit entstand. Die Portugiesen behaupten, man habe mit Gewalt einem der Ihrigen die Schuh Schnallen fortnehmen wollen, doch entspricht dies so wenig dem Charakter der Eingeborenen, daß man wohl ohne Weiteres die Schuld den Portugiesen beimesse darf. Bei dem Streit wurden die Letzteren von den Farbigen nach den Schiffen gejagt, doch kam der Vicekönig mit einer großen Anzahl der Mannschaft den Seinigen zu Hilfe. Nun entstand ein wirkliches Gefecht, aber die Portugiesen hatten keine Feuerwaffen mitgenommen, sondern griffen die Eingeborenen mit Schwertern und Dolchen an. Die Letzteren waren jedoch mit ihren Speeren und Pfeilen den Europäern weit überlegen, und von der gesamten gelandeten Mannschaft erreichte auch nicht ein Einziger die Schiffe. Der Admiral selbst kam, wie alle Uebrigen, ums Leben.

Diese Niederlage floßte den Portugiesen einen solchen Schrecken ein, daß sie die Hottentotten als Menschenfresser und als die grausamsten Wilden, die es überhaupt nur gäbe, verschrieen. Sie selbst wagten nie wieder, das Festland zu betreten, sondern machten nur auf der in der Tafelbai gelegenen Robben-Insel Station, wovon eine Anzahl Höhlen, die über und über mit portugiesischen Namen bedeckt waren, lange Zeit Kunde gaben.

Um sich jedoch an den Hottentotten zu rächen, griffen die Portugiesen zu folgender List, die ihrem Charakter gerade auch nicht zu besonderer Ehre gereicht. Sie kannten die Vorliebe der Schwarzen für alles Glänzende, und brachten deshalb zwei Jahre nach der erlittenen Niederlage eine große geladene Messing-Kanone ans Land, unter dem Vorzeichen, die Eingeborenen damit beschicken zu wollen. Sie hatten zwei lange Schiffstane vor der Mündung befestigt, und von den zahllosen Schwarzen wollte natürlich Keiner bei dem Fortzischen des kostbaren Geschenkes fehlen. Sobald sich nun dieser Menschenschwarm in Bewegung setzte, feuerten die Portugiesen das Geschütz ab und der ganze Menschenhaufen wälzte sich in seinem Blute. Die Bestürzung der Eingeborenen war so groß, daß die Portugiesen mit ihrem Geschütz glücklich wieder auf ihre Schiffe gelangten, doch wagten sie keinen zweiten Besuch.

Da den Portugiesen in erster Reihe um Gewinnung von Schätzen zu thun war und das Kapland kein Gold zu bieten schien, so beschränkten sie sich auf die Ostküste Afrikas. Ihre Niederlassungen blühten bald in Mozambique und am unteren Sambesi empor; binnen Kurzem beherrschten

sie die wichtigsten Plätze der ganzen Ostküste von der Delagoabai bis an den Eingang des Rothen Meeres. Ihre Faktoreien gegen Angriffe der Araber zu schützen, bauten sie starke Forts in Aden, Mombasa, Kilwa, Mozambique, Quelimane, Tati und Lourenzo Marques.

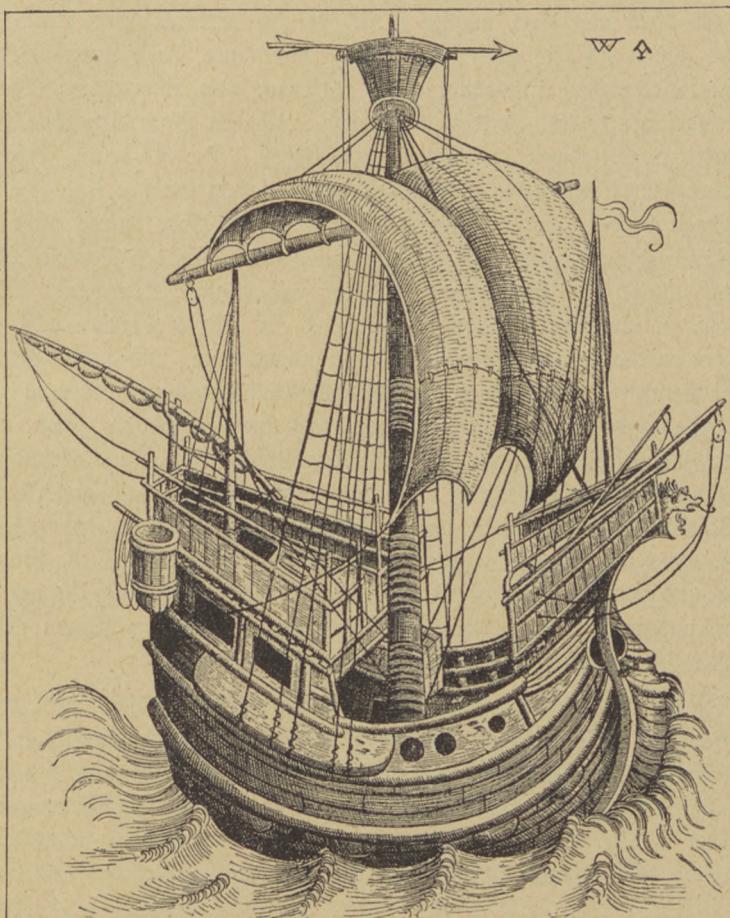


Holländisches Fort am Kap 1687.

### Die Landung der Holländer.

Seitdem die Holländisch-Ostindische Kompagnie im Jahre 1602 gebildet wurde, machten die Schiffe derselben auf ihrer Hin- und Rückfahrt immer am Kap, das etwa in der Mitte der Fahrt lag, Station, um Lebensmittel an Bord zu nehmen. Sie wärsen am Hafen eine kleine Schanze auf, damit sie während ihres Aufenthaltes gesichert wären und richteten auch an einer bestimmten Stelle eine Art Briefkasten her, den immer das nächste nach der entgegengesetzten Richtung fahrende Kompagnie-Schiff entleerte, so daß man über das Geschick jedes einzelnen Schiffes nach beiden Richtungen verhältnismäßig schnell unterrichtet war.

Als im Jahre 1648 wieder ein Kompagnie-Schiff dort vor Anker lag, kam es dem Schiffsbarbier Johann van Riebel in den Sinn, daß es für die Kompagnie äußerst vortheilhaft sein müsse, wenn sie am Kap eine Handelsstelle errichten würde. Er sah, daß das Land äußerst



Ein niederländisches Schiff am Ausgange des 15. Jahrhunderts.

fruchtbar war, daß zahllose Viehherden sich auf demselben bewegten und daß auch die Einwohner durchaus nicht so wild waren, wie die Portugiesen sie schilderten. In Holland angelangt, arbeitete er seinen Plan schriftlich aus, übergab denselben den Kompagnie-Direktoren und hatte die Freude, daß er gebilligt wurde.

Der Barbier wurde zum Admiral ernannt und ihm eine kleine Flotte von vier Schiffen unterstellt, die alles mit sich führte, was an Leuten, an Material und an Werkzeugen zur Anlage einer dauernden Niederlassung nötig war; auch versah sich Ribek mit allerhand Pflanzen und Samen, von denen er hoffte, daß sie am Kap gedeihen würden.

Glücklich angelangt, machte er sich die Hottentotten durch kleine Geschenke schnell zu Freunden und schloß mit ihnen bald einen Vertrag ab, in welchem die Einwohner gegen Lieferung von Waaren im Werthe von ungefähr 50 000 Gulden das ganze Land am Vorgebirge den Holländern zur beliebigen Ansiedelung überließen. Die Abtretung erfolgte unter großen Ceremonien, und Ribek begann sofort mit der Anlage eines viereckigen Kastells im Tafelthal. Aus Holz und Erde wurde dicht am Salzflusse (Bout River) eine Schanze ausgeführt, die den Namen „Keer de Kō“ führte und groß genug war, um alle Häuser, Magazine, Ställe u. s. w. zu umfassen. Dann suchte Ribek ein großes Terrain aus, auf welchem er die mitgebrachten Sämereien auspflanzte, und zwar legte er einen Weinberg, einen Park, ein Blumenstück und einen Küchengarten an. Alles gedieh in solchem Maße, daß die Kompagnie schon nach kurzer Zeit jedem, der sich am Kap niederlassen wollte, ein Grundstück von 60 Morgen als Geschenk versprach, sofern derselbe nach drei Jahren den Nachweis liefern könnte, daß es so angebaut sei, daß er davon leben könne, ohne der Kompagnie zur Last zu fallen. Getreide, Vieh, Wagen, Pflug und sonstige Geräthe wurden den Ankömmlingen nach Bedarf geliefert, und mußten nur, wenn die Kolonisten auf eigenen Beinen stehen und sich selbst versorgen konnten, zurückgegeben werden.

In Folge dieser günstigen Bedingungen trafen natürlich mit jedem Schiffe neue Ansiedler ein, und die Kolonie dehnte sich schnell an der Küste aus. Die Kompagnie nahm hieraus Veranlassung, auch das Gebiet von Natal hinzuzukaufen, und zwar geschah dies für Waaren und Geräthe im Werth von 30 000 Gulden. Außerdem wurden zur besseren Bebauung des Bodens Sklaven von den Portugiesen angekauft.

Während dieser ganzen Zeit hatten die Holländer mit den Hottentotten nur ein einziges Mal einen blutigen Zwist, der aber mit einem direkten Bündniß zwischen beiden endete. Dieser Vertrag wurde von den Eingeborenen so treu gehalten, daß sie jeden der Ihrigen, wenn er auch nur Schlechtes gegen die Bundesgenossen zu beabsichtigen schien, aufgriffen und ihn dem holländischen Gouverneur auslieferten. Von Zeit zu Zeit kamen die Häupter der einzelnen Stämme nach dem Kastell, um durch Geschenke von Vieh das Bündniß zu bekräftigen, wofür sich

die Holländer durch Gaben von Tabak, Branntwein, Korallen und ähnlichen Dingen erkenntlich zeigten.

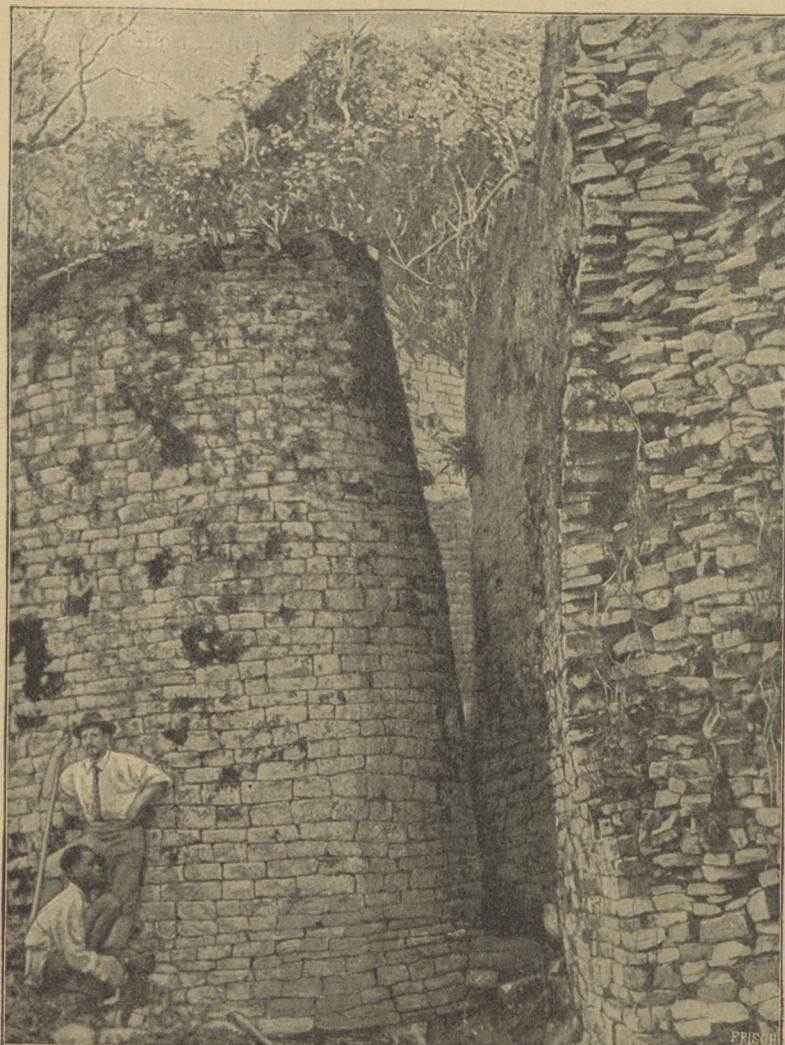
Hieraus läßt sich also nicht nur der gute und friedliche Charakter der Holländer und der Hottentotten im Gegensatz zu dem grausamen und habgierigen Gebaren der Portugiesen erkennen, sondern auch, daß die Holländer die Oberherrschaft über das Land auf durchaus ehrliche Weise erwarben, wenn ja natürlich auch nach heutigen Begriffen der dafür gezahlte Preis ein minimaler zu sein scheint. Dennoch ist dieser Punkt nicht unwichtig. Die Engländer sagen heute: Die Holländer faßten im 17. Jahrhundert in Afrika Fuß, wie alle anderen Nationen in ihren Kolonien Fuß gefaßt haben, und wir haben im 19. Jahrhundert jenes Gebiet in gleicher Weise im Besitz genommen. Das ist aber nicht wahr, sondern die Holländer haben ihre Rechte legal und ohne Verlezung anderer Ansprüche erworben; die Engländer haben aber das Land mit Gewalt genommen und das ehrliche Recht Anderer mit Füßen getreten.

### Die Einwanderung der Hugenotten.

So lagen die Verhältnisse am Kap, als die ersten Hugenotten, durch die Dragonaden aus ihrem Vaterlande vertrieben, erschienen. Wilhelm Doerkes schildert in der „Kreuzzeitung“ die Ansiedlung derselben in folgender Weise:

Die Hugenotten hatten in großen Mengen eine Zuflucht in Holland gesucht, das besser zu erreichen war als England und auch toleranter war als das calvinistische Genf; außerdem eröffnete Holland, damals eine Seemacht ersten Ranges, ihrer Thätigkeit Aussichten auf alle Theile der Welt. Zwischen 1670 und 1685 traten verschiedene der Refugies in den Dienst der Ostindischen Kompagnie, obwohl die Mehrzahl derselben wenig Lust zeigte, Europa zu verlassen. Ein erster Versuch der Regierung der „Unirte-Provincien“ im Oktober 1685, den immer stärker werdenden Zufluß von Flüchtlingen nach den überseeischen Besitzungen abzuschieben, hatte daher wenig Erfolg. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685, welche Frankreich durch diesen Aderlaß seiner besten Kräfte beraubte, die den Nachbarvölkern zu Gute kamen, verursachte der holländischen Regierung anfangs nichts als Unruhe und Verlegenheit. Alle holländischen Grenzstädte waren mit Flüchtlingen überfüllt; während zweier Jahre herrschte ein ununterbrochener Andrang, die reinste Invasion durch religiöse Verbannte. Denn auch Tausende von Waldensern aus Piemont, durch fanatische Verfolgung aus ihren stillen Thälern vertrieben, suchten ebenfalls in Holland Schutz und Unterkunft.

und vermehrten die Rathlosigkeit der holländischen Behörden, welche die armen Glaubensverwandten nicht ausweisen konnten, im Lande selbst aber



Die alten phönizischen Ruinen bei Zimbabve.

auch keine Verwendung für sie zu haben glaubten. Man fand schließlich Mittel und Wege, die Waldenser in den benachbarten reformirten Ländern unterzubringen; den französischen Refugeis bot man im Herbst

1687 die freie Ueberfahrt auf Schiffen der Ostindischen Kompagnie nach dem Kaplande an. Sie sollten dieselben Rechte genießen und der gleichen materiellen Vortheile theilhaftig sein wie die Kolonisten holländischer Abstammung. Jede Familie würde einen angemessenen Landbesitz mit Wohnung umsonst und zu sofortigem freien Eigenthum erhalten; ferner



Hugenotten auf dem Marsch.

verpflichtete sich die Kompagnie, den Ansiedlern mit Allem unter die Arme zu greifen, ihnen einen Kredit zur Anschaffung der Wohnungs-ausstattung, der nothwendigen Ackerwerkzeuge und Vorräthe zu eröffnen. Außerdem sollte es ihnen freistehen, nach Verlauf von fünf Jahren wieder nach Europa zurückzukehren.

Diesmal blieb den Heimathlosen nichts anderes übrig, als dem deutlichen Wunsche der holländischen Regierung zu willfahren; man mußte

auswandern in das Land der Antipoden, in unbekannte unwirthliche Gegend, wo es von wilden Thieren und wilden Menschen wimmelte, in ein Land, das die noch unvollkommene Schiffahrt kaum mit Europa in Verbindung erhielt, das eine fabulirende geographische Darstellung in den Augen der Auswanderer noch furchtbarer mache. Väter, Mütter, kleine Kinder, zusammengepfercht in dem Zwischendeck enger Segelschiffe, schlecht erholt von den Verfolgungen, den Quälereien, der aufreibenden Flucht, wo die Dragoner des Roy Soleil hinter ihnen Jagd machten, hinausgeführt aufs weite Meer von ihren besorgten Gastgebern, für welche sie eine Last waren, fuhren sie so einer ungewissen Zukunft entgegen. Unter den Passagieren finden sich Namen, die heute noch in der Geschichte der südafrikanischen Freistaaten glänzen, so ein Pierre Joubert, Abraham de Billiers, Guillaume du Toit u. s. w. Auch ein Arzt aus Poitiers, Jean Prieur du Plessis, aus der Verwandtschaft des Kardinals Richelieu, wanderte damals nach dem Kaplande aus und wurde der Ahn mütterlicherseits des Präsidenten Krüger.

Bis zum Jahre 1708 führten dann noch andere Schiffe französische Hugenotten nach Südafrika, aber allmählich in immer geringerer Anzahl. Die oben genannten ersten Auswanderer, ungefähr 300 an der Zahl, gelangten nach mühseliger langer Fahrt in einem elenden und ganz erbärmlichen Zustande am Orte ihrer Bestimmung an, wo sie das Mitleid der bereits ansässigen Kapbevölkerung erregten. Die Holländer hier waren selbst nicht sehr reich; aber nichtsdestoweniger veranstalteten sie unter sich noch Geldsammlungen, und es gelang ihnen, eine mäßige Summe zusammen zu bringen, welche dem Pastor Simond, dem einzig emigrirenden Prediger, eingehändigt wurde, der sie dann unter die Bedürftigsten vertheilte.

Die Ostindische Kompagnie schickte ebenfalls verschiedene Vorräthe, Biskuit, Hülsenfrüchte, eingepökeltes Fleisch, für zwei bis drei Monate ausreichend, ferner eine Ladung Bretter und Balken zur Errichtung von Baracken. Der Rath der Burghers von Kapstadt stellte sechs große Transportwagen zur Verfügung; der „Heemrad“ des Städtchens Stellenbosch, einige Meilen östlich von Kapstadt gelegen, gab weitere sechs, so daß sich der traurige Zug langsam ins Innere in Bewegung setzen konnte.

Die Regierung der Vereinigten Provinzen hatte nun durchaus nicht die Absicht, im Innern der Kapbesitzungen eine französische Kolonie entstehen zu lassen, welche einen kleinen Staat im Bereiche der Ostindischen Kompagnie dargestellt hätte. Die Emigranten sahen sich daher in ihrer Hoffnung, zusammenbleiben zu können, unangenehm enttäuscht, indem sie

auf weit auseinander liegende Farmen zerstreut angesiedelt wurden, inmitten einer durch Rasse und Sprache ihnen fremden Bevölkerung, die dreimal stärker war wie sie selbst. Verschiedene nahmen daher die ihnen gemachten Anerbietungen gar nicht an und zogen es vor, bei ihren Landsleuten zu bleiben, bei denen sie als Ackernachte oder Dienstboten eintraten. Trotzdem waren die Ansiedler nicht so weit von den beiden Städtchen Stellenbosch und Drakenstein entfernt, als daß sie nicht jeden Sonntag das eine oder andere auffsuchen können, wo der französische Pastor abwechselnd in dem Hause eines Burghers den Gottesdienst abhielt. Dafür bezog er von der Regierung ein monatliches Gehalt in holländischem Gelde, das ungefähr 150 Mk. nach heutigem Münzfuße darstellte.

Stellenbosch, Drakenstein und Fransche Hoef bildeten die Centren der französischen Ansiedelungen, deren Bewohner von den ersten Tagen ab eine wunderbare Arbeitskraft und Thätigkeit entwickelten. Inmitten der phlegmatischen Holländer, welche, ohne sich zu beklagen, das schwere Zoch der Kompagnie ertrugen, bildeten die Franzosen das bewegliche Element, den Sauerteig in der bereits stumpf werdenden Masse der eingesessenen Kapfholländer, und mit ihrem Erscheinen entwickelte sich ein ganz neues Leben in der Kolonie.

Die holländische Regierung konnte sich nur Glück wünschen zu dem Geiste des Aufschwungs, den sie durch die Ansiedelung der Hugenotten der Kolonie eröffnet hatte. Der Hauptgrund der dürftigen Entwicklung der Kolonie lag in der Ungeschicklichkeit der Holländer bei der Bodenkultur, indem sie die Reichthümer des Landes nicht auszubeuten verstanden und den Anbau nicht rationell betrieben.

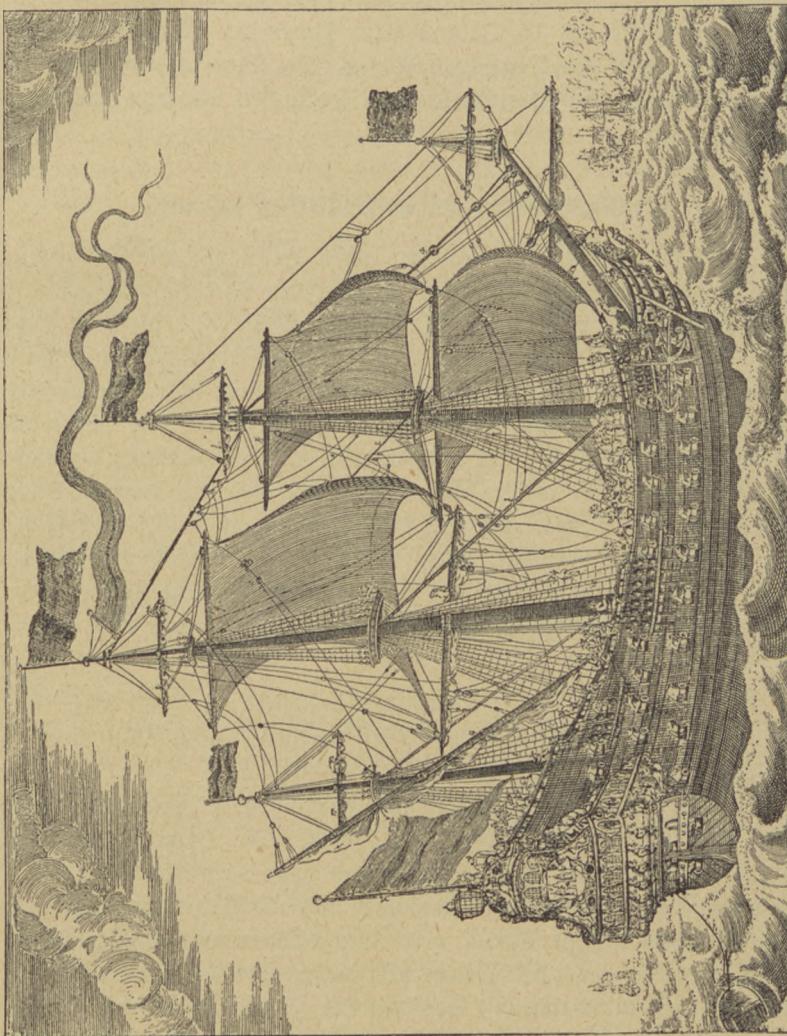
Die Hugenotten, die größtentheils aus der Agrarbevölkerung Südfrankreichs stammten, wärsen sich mit solcher Intensität auf die Ver vollkommenung des Wein- und Olivenbaues, auf die Branntweinbrennerei und andere industrielle Beschäftigungen, daß jener Theil der Kolonie in kurzer Zeit ein ganz verändertes Aussehen erhielt. Das Städtchen Stellenbosch wurde zum Mittelpunkt der Weinkultur. In einem bergigen Hügellande, von Thälern durchzogen, unter einer warmen reisenden Sonne blühte der Weinbau und brachte reichliche Erträge. Auch der Ackerbau rentierte sich in dem Lande, wo die Fruchtbarkeit des Bodens wetteiferte mit einem milden Klima und gesunder Luft. Die Exilirten glaubten hier am anderen Ende der Welt den Himmel von Südfrankreich wiederzufinden. Um die Illusion noch vollständiger zu machen, gaben sie ihren Farmen, den Bächen und Flüßchen, den Wäldern und Hügeln heimathliche Benennungen.

Naum einigermaßen fest angefiedelt und eingewöhnt, verlangten die französischen Einwanderer von der Regierung die Errichtung einer eigenen Schule. Die Compagnie bewilligte sie ihnen und ernannte unter dem 8. November 1688 einen französischen Lehrer, der beider Sprachen mächtig war, zum Vorsteher der Schule in Drakenstein. Er bekam eine Bezahlung von ungefähr 20 Mk. in Baar für den Monat, freie Wohnung, freies Holz und hatte auch noch sonst kleine Vortheile. Außer der Ertheilung des Unterrichts hatte er nebenbei als Gehilfe des Pastors bei fischlichen Funktionen mitzuwirken.

Die Franzosen hatten jetzt vor der Hand alles Wünschenswerthe: ihren eigenen Pastor, eine eigene Schule, gute Wohnungen, hübsche, solide Häuser, viel besser als die Baracken der ersten Zeit, jedes mit einem kleinen Garten versehen; ein außergewöhnlich gutes Wetter begünstigte ihre landwirthschaftlichen Arbeiten während der ersten Jahre. So kamen sie allmählich aus der anfänglichen Noth heraus, die Verhältnisse gestalteten sich immer günstiger, wenn auch noch keine Reichthümer angesammelt werden konnten. Und doch fehlte ihnen noch etwas, für sie sogar etwas sehr Wesentliches: sie beanspruchten eine selbstständige, unabhängige Kirche zu Drakenstein. Denn ihre reformirte Gemeinde bildete nicht eine gesonderte Kongregation, sondern als Nebenzweig der allgemeinen holländischen Kirche stand sie wie diese unter dem Kapkonsistorium. Man sandte eine Deputation nach Kapstadt, um diese Wünsche vorzutragen, aber ohne Erfolg. Im Gegentheil, sie wurden hart angelassen, ihre Bitte als allzu weitgehend abgewiesen und ihnen Undankbarkeit vorgeworfen gegen eine Regierung, die so viel für sie gethan habe, mehr noch, als für die holländischen Kolonisten. Noch vor der Ueberreichung der Petition in Kapstadt hatte man auch eine Eingabe an die Regierung in Amsterdam gemacht; lange wartete man in Angsten, welcher Bescheid aus Europa zurückkäme. Denn schon machte sich eine Spannung zwischen Franzosen und Holländern bemerkbar, die ständig zunahm. Letztere klagten über angebliche Anmaßung und fürchteten einen Staat im Staate, erstere behaupteten, in ihrer Gewissensfreiheit bedrängt zu sein. In einer öffentlichen Versammlung von Hugenotten schwuren sogar viele, keine Ehen mit Holländerinnen mehr eingehen zu wollen, indem sie allerdings dabei vergaßen, daß sie sich durch dieses Gelübde zu ewiger Ehelosigkeit verurtheilten. Während eines vollen Jahres ruhten die gegenseitigen Beziehungen fast ganz, der feindselige Zustand wurde unerträglich.

Da kam endlich die Entscheidung von Amsterdam, welche die aufgeregteten Gemüther wieder beruhigte. Zwar waren die Hugenotten nicht mit allen Anordnungen einverstanden, da die Regierung sich eine strenge

polizeiliche und finanzielle Aufsicht vorbehielt, aber die Anerkennung einer eigenen Kirche zu Drakenstein, sowie eine Kirchenverfassung war doch erreicht worden, und der Friede zwischen Holländern und Franzosen wieder-



Ein Kriegsschiff im 17. Jahrhundert.

hergestellt. Die holländische Regierung verfolgte im Uebrigen ihr Ziel, das französische Element mit der holländischen Bevölkerung zu verschmelzen, mit Konsequenz und Geschick. Der Prozeß ging langsam, aber stetig vor

sich; die Hugenotten waren zu wenig zahlreich, um sich ihm widerzusetzen zu können, und die zahlreichen französisch-holländischen Heirathen trugen sehr wesentlich zur Beschleunigung bei. Bereits 1709 konnte die Regierung, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, die Aufhebung der französischen Sprache als offizielle Gerichts-, Kirchen- und Schulsprache anordnen, und um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die französischen Einwohner nur noch die heimischen Namen, die Sprache verstanden sie bereits nicht mehr. Die Verschmelzung beider Rassen war eine vollzogene Thatssache.

### Die Entwicklung der holländischen Kolonie.

Über die Zustände am Kap der guten Hoffnung, wie sie sich ein halbes Jahrhundert nach der ersten holländischen Niederlassung gestaltet hatten, giebt uns ein Deutscher, der Magister Peter Kolb die beste Auskunft. Er war als junger Mann von dem preußischen Geheimen Rath Baron von Krosgk nach dem Kap gesandt worden, um dort astronomische Beobachtungen zu machen, reiste am 2. Oktober 1704 von Berlin ab und blieb fast zehn Jahre am Kap, worauf er nach Deutschland zurückkehrte und als Rektor in Neustadt an der Orla angestellt wurde. Seine Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung fand, obwohl sie einen dickebigen Quartband füllt, wegen ihrer Zuverlässigkeit solchen Beifall, daß sie ins Französische und Englische übersetzt wurde. Ihr werden wir nun die wichtigsten Daten, die für unseren Zweck nöthig sind, entnehmen.

Das Land, soweit es die Holländer damals in Besitz genommen hatten, wurde in vier Kolonien oder Bezirke eingetheilt, nämlich das Vorgebirge, Stellenbosch, Drakenstein und Waveren.

In dem ersten Bezirk lag Kapstadt, damals Göde-Hoop (Gute Hoffnung) genannt, und dicht dabei ein Kastell. Die Stadt erstreckte sich bis zur Seeküste, hatte breite Straßen und schon mehr als 200 Häuser. Die meisten der letzteren waren geräumig und aus Steinquadern gebaut; sie hatten einen großen Vorhof und einen schönen Hintergarten. Nur wenige bestanden aus zwei Stockwerken; die meisten beschränkten sich auf ein Erdgeschoß und waren mit Stroh gedeckt. Da Matrosen und Hottentotten durch Unachtsamkeit verschiedentlich Brände herbeigeführt hatten, so war das Tabakrauchen auf den Straßen verboten; der Zu widerhandelnde wurde an einen Pfahl gebunden und erhielt Prügelstrafe.

Das Hauptgebäude war die Kirche, die zwar einfach aufgeführt war, aber trotzdem mit Einzäunung und Küsterwohnung 30 000 Gulden ge-

kostet hatte. Sehr geräumig war ferner das Hospital. Selten kam ein der Holländischen Compagnie gehörendes Schiff auf der Ausreise nach Ostindien oder der Rückreise nach Europa am Kap vorbei, das nicht eine beträchtliche Anzahl Kranke an Bord hatte, die dann ausgeschifft wurden, so daß häufig fünfzig, mitunter sogar hundertfünfzig Kranke verpflegt werden mußten.

Ein Kastell war an Stelle der ursprünglichen, dann aufgegebenen vierseitigen Schanze vom Gouverneur Baz nach europäischem Festungsmuster angelegt und von seinem Nachfolger Adrian van der Stell ausgebaut worden. Es gewährte einer beträchtlichen Anzahl von Soldaten Quartier und umfaßte auch die Gütermagazine der Compagnie.

Auf dem Löwenberge befand sich ein etwa sieben Fuß hohes Denkmal aus Ziegelsteinen, das von dem Gouverneur Simon van der Stell zur Erinnerung an eine im Jahre 1680 ausgeführte Besteigung des Berges durch die Gemahlin des General-Gouverneurs von Ostindien, Nyklofs van Goens, errichtet worden war.

In der Umgebung befanden sich viele kleinere und größere Ortschaften, unter ihnen das heute noch so berühmte Constantia, dessen erste Weingärten 1688 angelegt wurden. Der Fluß, an dem es liegt, hieß damals Kaiser-Fluß, in Erinnerung an einen Deutschen, Namens Kaiser, der darin ertrunken war. Die Bewohner waren meist in recht behäbigen Verhältnissen und lebten vornehmlich von der Viehzucht. Durchschnittlich besaß jeder Eigentümer seine hundert Stück Kinder und fünf- bis sechshundert Schafe, aber es gab auch genug, welche die doppelte Anzahl ihr Eigen nannten. —

Der zweite Bezirk hieß Stellenbosch und war von dem Gouverneur Simon van der Stell 1670 angelegt worden. Der hauptsächlichste Ort in demselben brannte 1710 mit Kirche und Rathaus durch Ungeachtlichkeit beim Anzünden einer Tabakspfeife nieder, wurde jedoch sehr schnell wieder aufgebaut.

Fünf Jahre später war von demselben Gouverneur auch die dritte Kolonie Drakenstein angelegt worden. Diese wurde hauptsächlich von Franzosen, aber auch von einer Anzahl Deutschen bewohnt. Eigentliche Dörfer gab es dort nicht, sondern die Ansiedlungen lagen über einen weiten Komplex zerstreut. Etwa in der Mitte befand sich die Kirche und eine Mühle, während Raths- und Gerichtsverhandlungen in Stellenbosch abgehalten wurden. — In dieser Kolonie Drakenstein wohnten Europäer und Farbige in engster Verühring mit einander und doch war es während eines Zeitraums von fast 30 Jahren nur zu

einer einzigen Reiberei gekommen, die noch dazu bei dem Erscheinen von Soldaten ohne Weiteres beigelegt wurde. Außerdem kamen Hottentotten mit Bieh, Honig und anderen Lebensmitteln regelmäßig zum Markt nach Kapstadt, und auch hier lief stets Alles glatt ab. Zu erwähnen wäre wohl noch, daß man schon am Ende des 17. Jahrhunderts in diesem Bezirk eine Kupfer- und eine Silbergrube entdeckt hatte, von der Ausbeutung derselben aber Abstand nahm.



Aufmarsch holländischer Artillerie um 1760.

Als vierte Kolonie war endlich 1701 Waveren, etwa 25 bis 30 Meilen östlich vom Kap, angelegt worden. Dieselbe bot außerordentlich reiche Weideplätze, doch waren zur Zeit unseres Gewährsmannes noch keine Häuser daselbst erbaut, sondern nur Hütten für die Hirten.

In den abgelegeneren Gegenden gab es Elefanten in starker Anzahl, und die Hottentotten stellten ihnen um so mehr nach, da nicht nur das Elfenbein einen hervorragenden Tauschwert bildete, sondern auch

das Fleisch von ihnen verzehrt wurde. Die Manier, die Elephanten zu fangen, war eine ziemlich sonderbare. Man wußte, daß diese Dickhäuter auf ganz bestimmten Wegen „im Gänsemarsch“ gingen, um Wasser zu saufen. Nun grub man ein Loch von etwa vier Fuß im Geviert und sechs bis acht Fuß Tiefe. In der Mitte desselben rammte man einen dicken, oben angespitzten Pfahl ein und füllte die Grube mit Reisig und Blättern aus. Sobald der leitende Elephant mit seinen Vorderfüßen die Grube berührte, stürzte er hinein und durchstach sich an dem Pfahle



A. B. C. Der Hottentotten Manier die Elephanten zu fangen.

Wie die Hottentotten Elephanten fingen.

die Gurgel oder die Brust, worauf die Hottentotten aus ihren Verstecken hervorstürzten und ihn mit großen Steinen vollends todtenschlugen. —

So günstig sich die Verhältnisse für die Ansiedler der Kapkolonie stellten, so wenig kam für die Holländische Kompagnie dabei heraus. Daz in den ersten zwanzig Jahren, wo Gebäude, Magazine, Kirchen, Befestigungen u. s. w. anzulegen waren und die Ansiedler in wahrhaft humaner Weise mit Geräthschaften und sonstigen Bedürfnissen unentgeltlich versehen wurden, bedeutende Zuschüsse erforderlich waren, versteht sich von selbst. Auch muß man der Kompagnie das Lob ertheilen, daß

sie den Ansiedlern gegenüber selbst späterhin die denkbarste Rücksicht nahm und nur geringe Steuern und Zölle erhob; sie zog aber aus dem Verkauf von europäischen oder asiatischen Waaren an die Colonisten einen beträchtlichen Vortheil, den man auf etwa 225 000 Gulden jährlich schätzte, so daß sich etwa eine Gesamteinnahme von 240 000 Gulden herausstellte.

Damit hätten die Ausgaben wohl beglichen werden können, denn an Gehältern für die höheren Beamten waren 37 900 Gulden, für die Soldaten, Aufseher, Handwerker und Diener in einer Stärke von 546 Mann 81 672 Gulden jährliches Gehalt vorgesehen, wozu sich noch für Unterhaltung der Gebäude und der meist aus Madagaskar gekauften Sklaven eine entsprechende Summe gesellte. In gar keinem Verhältniß hierzu standen die Zuschüsse, die dem Gouverneur und den höheren Beamten gewährt wurden und die alljährlich 56 000 Gulden erforderten, während die unteren Beamten an Wohnungsgeldzuschüssen und dergleichen zusammen etwa 11 800 Gulden empfingen. Das Schlimmste war aber die Mißwirthschaft der Gouverneure. Diese erhielten an Gehalt 3255 Gulden, an Repräsentationsgebühren 500 Gulden und nebenbei noch ein bedeutendes Quantum an Lebensmitteln; dazu gesellte sich freie Wohnung im Kastell und Benutzung eines zur Erholung angelegten, schloßähnlichen Landhauses. Der Kompagnie wurden außerdem alljährlich für Bewirthung der Offiziere und Mannschaften der passirenden Kompagnieschiffe rund 150 000 Gulden und für die Lazarethverpflegung der Kranken an 20 000 Gulden in Rechnung gestellt, so daß die Ausgaben alljährlich die Einnahmen um etwa 160 000 Gulden überstiegen.

Despotismus oder Verschwendungs sucht werden so ziemlich allen Gouverneuren vorgeworfen. Eine ziemlich spaßhafte Geschichte wird von dem Gouverneur Goske (1672—1676) erzählt. Dieser war sehr stolz auf die von ihm verstärkten Befestigungswälle und daher gewaltig erregt, als ihm zu Ohren kam, daß ein Konstabler geäußert habe, feindliche Kanonen könnten vom Duivels-Piek aus das Kastell in Grund und Boden schießen. Er diktirte nun dem Feuerwerker Folgendes als Strafe zu: Dieser solle sich zwei der besten Kanonen der Kolonie aussuchen, sie auf den Duivels-Piek bringen lassen, sie selbst laden und richten und auf das Kastell abfeuern. Gelänge es ihm, eine Kugel in das Kastell zu werfen, so solle er frei sein; gelänge es aber nicht, so würden ihm drei Monate von seinem Gehalt abgezogen, um die Kosten des Versuches damit zu decken. Dank den „alt' Grietjes“ der Holländer jener Zeiten konnte der unvorsichtige Konstabler den Wahrheitsbeweis für seine Worte nicht liefern. Kaum zwölf Jahre später sah aber die Regierung selbst

ein, daß er Recht gehabt habe und das Kastell in der That von jenem Hügel aus zerstört werden könne. Ob dem vorwitzigen Propheten dann das entzogene Gehalt nachgezahlt worden ist, darüber ist in der Chronik der Kapkolonie nichts bemerkt.

Wesentlich schlimmere Vorwürfe werden aber den bereits genannten Mitgliedern der Familie van der Stell gemacht. Adrian van der Stell nahm für seine Person alles Land bis nach Natal in Anspruch, so daß seine Besitzungen einen größeren Umfang als ganz Holland hatten. Er ließ für seine zahllosen Viehherden überall Ställe und Gebäude auf Kompagniekosten errichten; er baute für sich, wo es ihm gefiel, Villen oder Schlösser; führte der Weg über einen Fluß, so ließ er eine kostspielige Brücke bauen; kurz, er bereicherte sich auf Kosten der Gesellschaft in der unverschämtesten Weise. Daneben that er aber auch den Kolonisten Gewalt an. Er nahm einem Gärtner, dessen Grundstück ihm im Wege lag, einfach sein Land fort; er ließ die Leute, die sich an der sogenannten Falschen Bai angesiedelt hatten und vom Fischfang lebten, fortprügeln und betrieb den Fischfang durch Kompagnie-Sklaven zu Gunsten seiner eigenen Tasche, kurz er trieb die Sache so arg, daß ihn schließlich die Kompagnie nach Holland zurückrief, wo durch Gerichtsspruch sein ganzes Eigenthum zu Gunsten der Gesellschaft beschlagnahmt wurde. Aber auch die übrigen höheren Beamten hatten sich in so unverantwortlicher Weise bereichert, daß die Kompagnie 1707 allen ihren Beamten den Besitz von Landgütern untersagen mußte.

Wir können, nachdem wir diese Verhältnisse so eingehend geschildert haben, die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts überspringen. Es wird sich Niemand mehr wundern, daß, obschon die Kapkolonie sich unausgesetzt entwickelte, die Holländisch-Ostindische Kompagnie auf keinen grünen Zweig kam, sondern daß, als ihr ganzer Besitz 1795 als holländisches Staatseigenthum erklärt wurde, derselbe überaus verschuldet war.

### Die englische Occupation 1795.

Seit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges standen sich Holland und England als Rivalen gegenüber. Jedes der beiden Länder suchte die Oberherrschaft auf dem Meere zu besitzen, doch gewann England mehr und mehr die Oberhand.

Als daher die nordamerikanischen Provinzen 1775 sich vom englischen Zolle frei zu machen suchten, fanden sie bei den Niederländern wohlwollende Unterstützung, und England erklärte deswegen 1780 an Holland den Krieg. Einer der ersten Schritte war, daß englische Kriegsschiffe

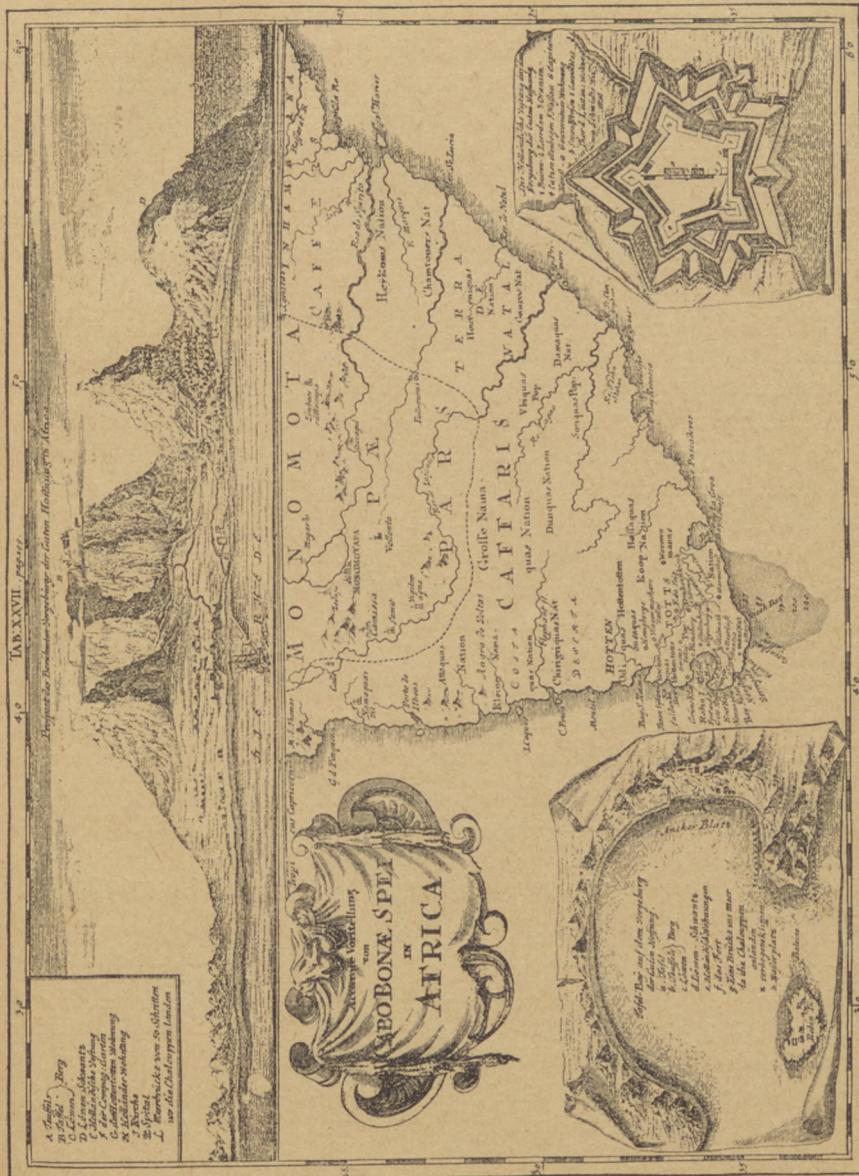
unter Commander Johnstone das Kap bedrohten, doch verhütete eine dort vor Anker liegende französische Flotte unter Admiral Suffren die Besetzung. Eine zweite, im Jahre 1782 versuchte Landung der Engländer wurde durch die Holländer glücklich abgeschlagen. Inzwischen hatte auch der niederländische Contreadmiral in der Heimath, und zwar am 5. August 1781 bei Doggersbank, einen Sieg über die englische Flotte erfochten, doch zwangen die wirren Verhältnisse im eigenen Lande und überhaupt



Tauschhandel zwischen Holländern und Hottentotten.

die damaligen europäischen Verhältnisse die Niederländer, im Frieden von Versailles ihre Besitzungen in Borderindien an England abzutreten.

Statt sich zu einigen und das Staatenbanner hochzuhalten, liebäugelte ein Theil der Holländer mit den französischen Republikanern, während ein anderer dem Erbstatthalter Wilhelm V., der mit Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen vermählt war, treu blieb. Zunächst half König Friedrich Wilhelm II. seinem Schwager, so daß der Aufstand unterdrückt zu sein schien, dann ließ sich der Erbstatthalter aber



durch England verleiten, der Koalition gegen Frankreich beizutreten. Die Franzosen siegten; die aufrührerische Partei in Holland benützte die Gelegenheit, einen Aufruf zu Gunsten der französischen Republikaner zu erlassen; ein großer Theil der Städte ergab sich ohne Weiteres, und der Erbstatthalter mußte fliehen. Am 26. Januar 1795 wurde die Erbstatthalterwürde für aufgehoben erklärt und die Niederlande verwandelten ihren Namen in die „Batavische Republik“.

In der Wirklichkeit waren die Niederlande jetzt völlig geschwächt und nichts weiter als ein französischer Vasallenstaat. Französische Intendanten und Kommissare sogen das Land aus; es mußte 100 Millionen Franks Kontribution bezahlen und ein französisches Heer von 30 000 Mann ernähren, kleiden und in jeglicher Weise unterhalten. Diesen Zustand benützte England, um sich sämmtlicher niederländischer Kolonien, unter denen Ceylon und das Kapland die wichtigsten waren, zu bemächtigen. Eine Flotte unter Befehl des Admirals Elphinstone und des General Craig erschien am 6. September 1795 am Vorgebirge der guten Hoffnung und stellte das ganze Land, wie man sich diplomatisch ausdrückte, „unter britischen Schutz.“

Der Vorwand war allerdings kurios genug. Wie man im Mutterlande Holland die Republik ausgerufen und den Erbstatthalter verjagt hatte, so vertrieben auch die Kolonisten in Graaff-Reinet und Swellendam die von der Kapregierung eingesetzte Distriktsverwaltung und proklamirten die „Republik Swellendam“. Da nun der Erbstatthalter nach England geflohen war, so hielt sich letzteres angeblich für verpflichtet, dessen Autorität in den Kolonien zu schützen und brachte eine derselben nach der anderen „in seinem Namen“ in ihre Gewalt. Zunächst nahm es den Holländern 4 Kriegsschiffe, 6 reichbeladene Ostindienfahrer und 110 andere Kaufsahrteischiffe weg.

In der Nähe des Kaps traf die britische Flotte auf holländische Schiffe, die aus Indien kamen und deren Ladung wohl 10 Millionen werth war. Der niederländische Kapitän Lucas dachte an Vertheidigung und fuhr in die Saldanhabai ein, indem er auf die Unterstützung der Republikaner rechnete. Sobald aber die englische Flotte in Sicht kam, empörte sich das holländische Schiffsvolk zu Gunsten des Erbstatthalters und die Engländer nahmen Schiffe und Ladung als gute Prise an sich. Auch die Regierung der Kapkolonie, die durch den Aufstand erheblich geschwächt war, vermochte der bedeutenden englischen Macht gegenüber, die gleichzeitig vom Lande und von der See angriff, keinen genügenden Widerstand zu leisten, und die Festung am Vorgebirge mußte sich ergeben.

General Craig, der den Gouverneurposten übernahm, wußte wohl, daß die Burenbevölkerung mit dieser Annexion wenig einverstanden war und beeilte sich deshalb, Forts auf Devil's Hill, Craig's Tower und an der Algoa-Bai zu errichten, und bildete gleichzeitig ein Regiment aus eingeborenen Hottentotten. Interessant ist aber, daß die englischen Machthaber die Bedeutung Südafrikas so sehr unterschätzten, daß Nelson die Tafelbai eine Spelunke nannte, die zu nichts tauge, als von Ostindienfahrern besichtigt zu werden.

Bald darauf verschwand die holländische Flagge völlig vom Meere. Nachdem die niederländische Flotte unter de Winter am 14. Februar 1797 bei Kap Vincent von den Engländern geschlagen worden war, wagten sich die Holländer nur noch unter neutraler Flagge aufs Meer. Die englische Flagge wurde aber die Beherrscherin der Meere, und unser Friedrich von Schiller sang im Jahre 1800:

Seine Handelsflotten strekt der Brite  
Gierig wie Polypenarme aus,  
Und das Reich der freien Amphitrite  
Will er schließen wie sein eigenes Haus.  
Zu des Südpols nie erblickten Sternen  
Dringt sein raschlos ungehemmter Lauf;  
Alle Inseln spürt er, alle fernren  
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

### Die Kapkolonie wird England zuerkannt.

Am 25. März 1802, nach Pitt's Rücktritt, wurde zwischen England einerseits und Frankreich und Holland andererseits der Friede zu Amiens geschlossen, in dem das letztere alle seine Kolonien mit Ausnahme von Ceylon zurückhielt, so daß nun auf dem Kap wieder das Banner der Batavischen Republik aufgehisst und General Janssens als holländischer Gouverneur eingesetzt wurde.

Gerne hätte jetzt Holland sich aus allen kriegerischen Verwicklungen gezogen; aber es ging nicht. Schon 1803 entbrannte von Neuem Krieg zwischen England und Frankreich, und Holland wurde von dem letzteren gezwungen, nicht nur selbst 16 000 Mann zu stellen, sondern auch 18 000 Franzosen zu unterhalten. Außerdem erhielt es in Ludwig Bonaparte, dem Bruder Napoleons, am 8. Juni 1806 einen neuen König.

Auf dies letztere Ereigniß hatten die Engländer gar nicht gewartet, sondern bereits am 4. Januar 1806 erschien ihre Flotte unter dem Befehl von Sir D. Baird und Sir H. Popham vor Kapstadt. Die

englische Macht bestand außer den Marinetruppen aus sechs Regimentern, und einem solchen Angriff waren die Holländer nicht gewachsen. General Janjens wurde trotz tapferer Gegenwehr am 8. Januar bei Blaawberg geschlagen und Kapstadt musste 2 Tage später kapituliren.

Die Trauertage für die Niederländer hatten damit aber noch nicht ihren Abschluß gefunden. Die Holländer mußten auf Napoleons Seite in allen Schlachten mitkämpfen; die Briten landeten mit 40 000 Mann und wurden erst nach schweren Kämpfen zurückgeschlagen; große Dammbrüche verheerten das Land; die Kontinentalsperrre vernichtete den Handel; Dardinot rückte mit 20 000 Mann ein und sog dem erschöpften Land den letzten Blutstropfen aus; dann legte Ludwig Bonaparte die Krone

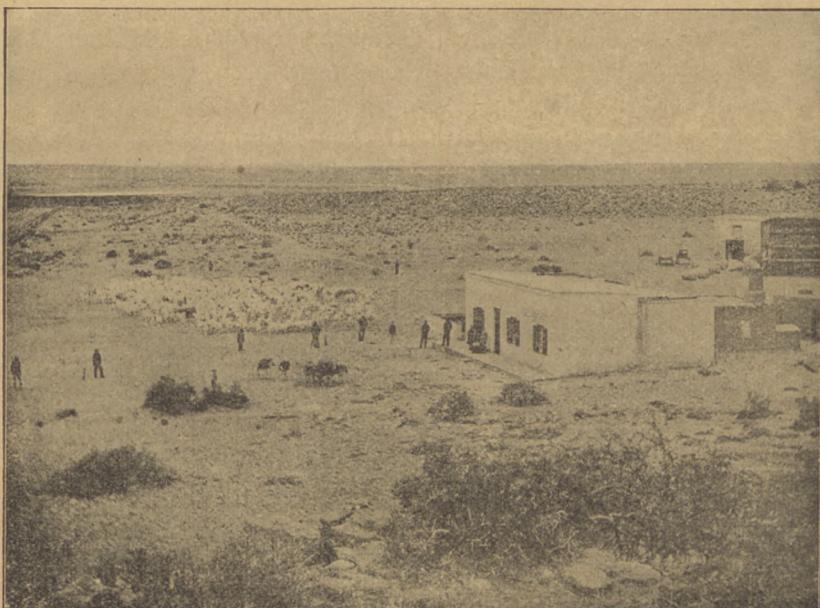


Besitzergreifung der Kap-Kolonie durch England 1795.

nieder und am 9. Juli 1810 wurde Holland durch Dekret Napoleons zur französischen Provinz gemacht.

Als Napoleons Glückstern im Niedergang begriffen war, brach (November 1813) ein Aufstand in Holland aus, der die französischen Behörden vertrieb. Die preußische Nordarmee unter Bülow rückte ein, und Wilhelm von Oranien, der Sohn des vertriebenen Erbstatthalters, wurde als König ausgerufen. Da trat der Wiener Kongreß zusammen. Man kleisterte aus Holland, Belgien und Luxemburg ein Reich zusammen, das unmöglich lebensfähig war und später wieder in seine einzelnen Theile zerfiel. Schon im ersten Pariser Frieden (13. August 1814) hatte Holland auf die Besitzung am Kap verzichten müssen; im Wiener Kongreß erhielt es die ostindischen Inseln, einen Theil von Guiana und einige kleine Inseln in Amerika zurück, aber Kapland blieb als englisches Besitzthum anerkannt.

Der Verlust der Kapkolonie war keineswegs so leicht zu verschmerzen. Kapstadt allein hatte etwa 1100—1200 Häuser und eine Einwohnerzahl von 5500 Weißen und freien Farbigen und etwa 10 000 Negersklaven. Es hatte schöne Kirchen, Regierungsgebäude, Kasernen, sogar ein Theater, und ein großer Theil der Bewohner befand sich in äußerst behäbigen Verhältnissen. Lebensmittel aller Art waren ungemein billig, nur Brennholz war in Folge der Miszwirthschaft der ersten Gouverneure theuer und knapp. Die freien Hottentotten betrieben meist das Fischereigewerbe



Pachthof in der Karoo mit Straußen- und Schafzucht.

und lebten ebenfalls in einer recht zufriedenstellenden Lage. Die ganze Kapkolonie wurde auf 62 000 Einwohner geschätzt, von denen 22 000 Europäer, 14 000 freie Hottentotten und 26 000 Sklaven waren.

Es ist nicht zu leugnen daß, als die Engländer Herren des Landes wurden, ein gewisser Aufschwung eintrat, wozu in erster Reihe der lebhafte Handelsverkehr mit England und Ostindien beitrug. Von England selbst geschah für die Hebung zunächst jedoch nichts, und erst im Jahre 1819 bewilligte das Parlament für diejenigen, die dorthin auswandern wollten (also für Engländer), 50000 Pfund Unterstützung.

Daraufhin rückte im Jahre 1820 der erste größere Trupp Engländer, insgesamt etwa 4000 Mann, in Kapland ein.

### Die ersten Zwistigkeiten.

Die Autoren, welche diese Frage behandeln, pflegen gewöhnlich in der Sklavenfrage den Beginn der Streitigkeiten zwischen den Holländern und Engländern zu suchen. Diese gab allerdings den Anstoß zu der eigentlichen Buren-Bewegung, aber die Reibereien begannen schon, als die Engländer den Fuß ans Land setzten.

Im Jahre 1799 wurde auf Befehl der englischen Regierung der Kommandant Adriaan von Jaarsveld, ein tapferer aber hartköpfiger Mann, wegen angeblicher Fälschung in Haft genommen. Die Buren an der Ostgrenze, die dem König Georg III. den Treueid verweigert hatten, waren hiermit keineswegs einverstanden. Martinus Prinsloo versammelte in aller Eile einen Trupp Bürger, unter denen sich Coenrad du Buis, Jan Botha, Gerrit Rautenbach, Barend Bester, Gerrit Scheepers, Lucas Meyer, Jacob und Jan Krüger, Paul und Willem Venter befanden, und rettete den alten Kommandanten aus den Händen der wenigen Dragoner, die ihn nach Kapstadt führen sollten.

Darauf sandte die englische Regierung den General van den Leur mit einer starken Truppenmacht ab, welche die oben Genannten mit vielen Anderen gefangen nahm und sie, obwohl sie nicht den geringsten Widerstand geleistet hatten, gefesselt nach Kapstadt brachte. Dort erwartete sie eine langwierige Untersuchung, die für die Meisten mit entehrenden Strafen endete. Einige wurden zu lebenslänglichem Gefängniß, andere zur Verbannung verurtheilt; manche mußten sogar auf dem Schafotte ihr Leben lassen. Die holländische Regierung beeilte sich nach dem Frieden von Amiens, die Gefangenen zu entlassen, doch war Adriaan von Jaarsveld bereits im Gefängniß gestorben.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man den Aufstand des Jahres 1815, zum Theil wenigstens, als eine Folge der eben geschilderten Vorgänge ansieht, denn auch dieser ging von den Grenzburen aus. War es bei dem ersten Streite Martinus Prinsloo, der das Zeichen gab, so trat später Hendrik Prinsloo an die Spitze der Unzufriedenen. —

Der zweite Zwist hatte die „Philanthropie“ der Engländer zur Ursache. Wir wissen, daß die Kaffern ihr Gebiet den Holländern verkauft hatten. So lange die Zahl der Ansiedler noch eine geringe war, kam man sehr gut mit einander aus, als aber die Europäer mehr Raum be-

anspruchten, entstanden Reibereien. Die Kaffern hatten entschieden, nicht bloß vom gesetzlichen Standpunkt betrachtet, Unrecht, sondern auch ihre Moral war zweifellos im Niedergang begriffen. Diebstähle von Kindern kamen in ausgesetzt vor, und es ist sehr erklärlich, daß die Grenzburen, die unter diesen Diebstählen fast täglich zu leiden hatten, sehr schlecht auf die Kaffern zu sprechen waren. Man kann ja nun vom rein menschlichen Standpunkte aus wohl in Betracht ziehen, daß in Folge der Sklavenjagden der Portugiesen viele Eingeborene aus dem Innern nach dem Süden flüchteten, daß diese einen grimmen Haß gegen die Weißen im Herzen trugen und daß sie den Diebstahl eines Kindes für geringer als den eines Menschen halten mußten. Mit anderen Worten, man kann an diesem Umschwung der Verhältnisse den Portugiesen einen großen Theil beimesse und sich das Verhalten der Farbigen psychologisch erklären — aber man kann es den Buren auch nicht verargen, daß sie, sobald sie von der Entwendung eines Kindes hörten, sich auf's Pferd setzten und dem Diebe nachjagten und ihm, wenn sie ihn trafen, ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf jagten, ebenso, daß sie bei der notorischen Faulheit der Kaffern denen, die sich als Arbeiter vermietheten, stark auf die Finger sahen und den Stock häufig auf deren Rücken tanzen ließen.

Zur Verschlimmerung der Gegensätze trug der Eifer der Missionare, der holländischen ebenso gut wie der englischen, nicht wenig bei. Sie predigten ihren farbigen Zuhörern, daß vor Gott alle Menschen gleich seien und der Hottentotte gerade so viel gelte wie der Bur. Das war den ersten natürlich sehr angenehm: sie wurden trohiger und auffässiger oder entließen wohl gar nach einer Missionsstation, um dort unter dem Vorwande, zum Christenthum überzutreten, ein freies und bequemes Leben zu führen. Die Buren aber vermochten nicht, sich diese Anschauning zu eigen zu machen, denn wir wissen bereits, daß selbst die jetzt noch geltende Verfassung ihres Staates ausdrücklich die Gleichstellung beider Rassen verneint.

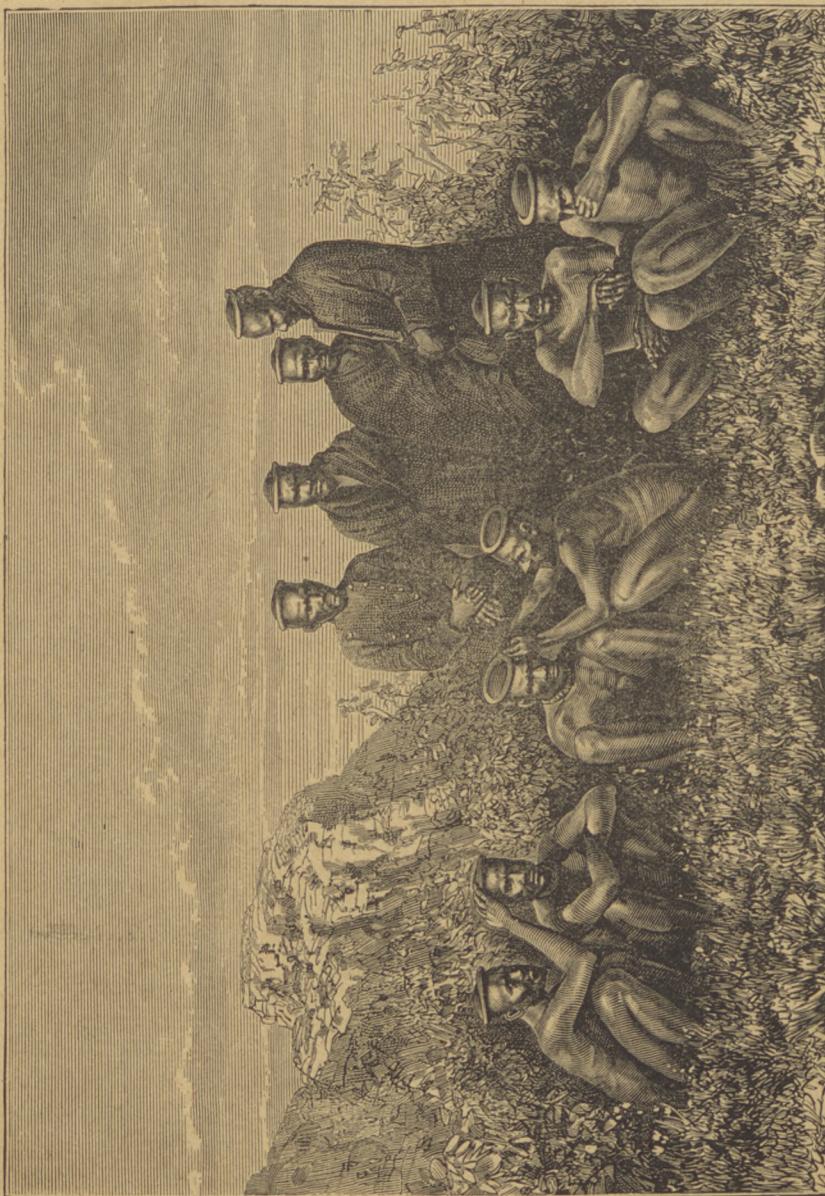
In jener Zeit stand in allen europäischen Kulturstaaten der sogenannten „Herrschaft“ ein gewisses Büchtigungsrecht dem Gesinde gegenüber zu (die Prügelstrafe ist in der englischen Armee erst vor Kurzem beseitigt worden) und die sprichwörtliche Faulheit der Kaffern mag vielleicht veranlaßt haben, daß es in Südafrika etwas schärfer gehandhabt wurde. Die Missionare Dr. van der Kemp und Read berichteten nun aber von so entsetzlichen Mißhandlungen der Farbigen nach England, daß die Regierung 1812 eine Gerichtskommission zur Untersuchung einsetzte und 15 Buren und 2 Frauen wegen angeblichen Mordes an

Schwarzen, 13 Buren und 2 Frauen wegen vorsätzlicher Körperverletzung und eine noch viel größere Anzahl wegen geringer Vergehen unter Anklage stellte. Es wurden über tausend Zeugen vernommen, und das Endergebnis war, daß es sich in fast allen Fällen um Klatsch und einfache Zänkereien handelte, die mit völliger Freisprechung endeten; für die wenigen ernsteren Fälle aber, wo Ersatzansprüche gerechtfertigt waren, genügten die bereits vorhandenen gesetzlichen Vorschriften.

Die naturgemäße Folge war eine gewaltige Erbitterung auf Seite der Buren und ein Wachsen der Unverhämtheit auf Seite der Hottentotten. Dazu kam noch, daß, nachdem die Buren den englischen Truppen unter Colonel Graham 1811—1812 bei der Unterdrückung der Kaffern die denkbar größten Dienste geleistet hatten, die englische Regierung ein Regiment Hottentottensoldaten einrichtete, das nicht nur zur Bewältigung der Farbigen benutzt wurde, sondern auch Polizeidienste den Weißen gegenüber verrichten sollte. Diese Maßregel führte zu dem Aufstande von Slachtersnek, der noch heute unvergessen ist und dessen Erwähnung jeden Buren die Faust ballen läßt.

Der Kolonist Frederik Bezuidenhout sollte einen Hottentotten gemäßhandelt haben und weigerte sich, vor dem Gerichtshof, vor den er geladen war, zu erscheinen. Hierin hatte er entschieden Unrecht und es war dem Gerichtshof nicht zu verargen, daß er einen Haftbefehl ausfertigte. Aber es war in Anbetracht der so deutlich erkennbaren Abschauungen des Verkagten und seiner Nachbarn geradezu frevelhafter Uebermuth, daß man den Leutnant Rousseau mit einer Abtheilung Hottentottensoldaten schickte, um den Angeschuldigten vor Gericht zu führen. Dieser hatte sich in seiner Behausung verschanzt und dachte nicht daran, sich zu ergeben. Vielmehr drohte er den ersten über den Haufen zu schießen, der es wagen würde, Hand an ihn zu legen. Nichtsdestoweniger rückten die Soldaten vor und Bezuidenhout feuerte, ohne jemand zu treffen. Darauf ergriff er mit seinem Diener die Flucht und verbarg sich im Dickicht. Nach kurzer Zeit wurden die Flüchtlinge in einer Höhle aufgespürt; abermals setzte sich Bezuidenhout zur Wehr, worauf die Truppen auf ihn Feuer gaben und ihn tödlich verwundeten.

Die Verwandten und Freunde des Unglücklichen beschlossen, seinen Tod zu rächen und die Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Der Anschlag wurde jedoch verraten und der Aufstand im Keime erstickt. Man versicherte sich der Führer des Aufstandes, nämlich des Bruders des Unglücklichen, Hans Bezuidenhout, seiner Frau Martha, einer geborenen Faber und ihres kleinen Sohnes, und Hans wurde mit dem Tode bestraft. Dies empörte die Aufständischen erst recht und sie ent-



Eine feierliche Ceremonie bei den Bulutaihs.

schlossen sich nunmehr, die Dinge auß Neuerste zu treiben. Sie ersitten jedoch bald einige Schläppen und wurden in einer tiefen Schlucht im Winterberg, welche Tradok vom Fort Beaufort und Bedford trennt, von einem Detachement der Kaptruppen umzingelt und in Stütze gehauen. Einige 40 wurden zu Gefangenen gemacht; der größte Theil davon wurde zu Einkerkerung und Verbannung, fünf sogar, unter ihnen Hendrik Prinsloo und Cornelius Faber, zum Tode verurtheilt und ohne Gnade hingerichtet.

### Die Sklavenfrage.

Generalkommandant P. J. Joubert hat im August 1899 eine Eingabe an die Königin von England unter dem Titel „Ernste Vorstellung und historische Erinnerung mit Bezug auf die gegenwärtige Krise“ gerichtet, welche in der zu Johannesburg erscheinenden englischen Zeitung The Star abgedruckt wurde. In diesem Memorial sagt Joubert in Bezug auf die Sklavenfrage Folgendes:

Man hat die Buren als inhuman, als Gegner der Befreiung hingestellt. Nein, der christliche Bur war nicht gegen die Befreiung der Sklaven an sich, sondern gegen die Mittel, welche man dabei unter der gesegneten englischen Herrschaft anwandte. Haben Eure Majestät vielleicht Kenntniß, wie die Buren in den Besitz ihrer Sklaven kamen? Die Buren hatten keine Schiffe, die Sklaven von Mozambique und sonstwoher herbeizuschaffen, da es nur englischen Schiffen erlaubt war, Sklaven auf den Kap-Markt zu bringen. Die Buren kauften ihre Sklaven daher zuerst von englischen Schiffen und erfreuten sich so kurze Zeit eines gewissen Gedeihens, denn sie konnten mit Hilfe ihrer theuer erkaufsten Sklaven ihr Land pflügen und ihr Getreide aussäen, welches nach den britischen Gesetzen nicht theurer als 18 Pfennig der Sack verkauft werden konnte. Es wurde dann von englischen Kaufleuten mit sehr großem Gewinn auswärts abgesetzt. Und nun, Majestät, erklärte man dem Bur plötzlich: „Eure Sklaven sind frei. Ihr werdet eine Schadloshaltung bekommen in dem und dem Betrag, welchen ihr euch in England holen könnt.“ Konnte man denn etwa von dem Bur erwarten, Ew. Majestät, daß er mit seinem Ochsenwagen oder zu Pferde dorthin ginge und sein Geld holte? In jener Zeit aber eine so gefahrvolle und lange Reise zu unternehmen (mit dem Aufenthalte hätte dieselbe 100 Tage in Anspruch genommen) hätte mehr gekostet, als die geringe Entschädigungssumme für die Sklaven betragen hätte. Was blieb dann dem Bur übrig, als entweder den englischen Händler, von dem er die Sklaven zu hohen Preisen gekauft hatte, zu bestimmen, daß er das Geld für ihn erhebe, oder seinen Anspruch so gut wie möglich zu verkaufen! —

Zur Erläuterung dieser Worte sei Folgendes bemerkt. Um das Land bestellen zu können, hatte die holländische Compagnie schon in der ersten Zeit mit dem Ankauf von Sklaven begonnen, die zunächst von den Portugiesen, später von den Engländern geliefert wurden. Da dieselben, wenigstens zu Anfang unseres Jahrhunderts, ziemlich hoch im Preise waren, so lag es im Interesse jedes einzelnen einigermaßen vernünftigen Buren, die Kräfte derselben nicht übermäßig zu vergeuden. Rohe Menschen giebt es überall, aber nur wenige Fälle arger Mißhandlung von Sklaven sind trotz der ausgedehnten damaligen Spionage der englischen Philanthropen bekannt geworden.

Schon 1816 begann die englische Regierung, die Gewalt des Eigentümers über seine Sklaven zu beschränken und 1829 trat sie mit der Idee der völligen Sklavenbefreiung hervor. Die Buren hielten eine große Versammlung in Graaff-Reinet ab und erklärten die Abschaffung der Sklaverei für wünschenswerth. Dieselbe solle in der Weise erfolgen, daß an einem bestimmten Termin alle weiblichen Sklaven zugleich mit den von ihnen später geborenen Kindern frei würden. An einem zweiten, weiter hinauszulegenden Termin sollten auch alle männlichen Sklaven ihre Freiheit erhalten. Mit dieser Resolution war die englische Regierung völlig einverstanden, aber die philanthropischen Heißsporne im Parlament, an deren Spitze der Bierbrauer Fowell Buxton, Wilford Clarkson und Macaulay standen, setzten den Beschluß durch, daß die Sklaverei sofort in sämtlichen Kolonien abzuschaffen sei und daß die Sklavenbesitzer ein Drittel des Werthes ihrer Sklaven als Entschädigung erhalten sollten. Für den Tag der allgemeinen Freilassung wurde der 1. Dezember 1834 festgesetzt.

Ein Sturm der Entrüstung ging durch das Kapland, als im Sommer 1835 bekannt wurde, daß der Werth der etwa 35 000 Sklaven in der Kapkolonie von der Regierung auf über 3 Millionen Pfund Sterling abgeschätzt worden sei, daß die Besitzer aber nur 1 247 000 Pfund als Entschädigung erhalten sollten. Doch nicht genug damit! Erstens erfolgte die Vertheilung der Summe auf die einzelnen Sklavenbesitzer durch Regierungskommissare in sehr ungleicher Weise, so daß manche fast oder völlig leer ausgingen; zweitens fand die Zahlung nicht in baar statt, sondern in englischen Schuldbriefen, die nicht etwa in Kapstadt, sondern in London zahlbar waren, so daß den Leuten nichts übrig blieb, als diese an englische Jobber, die den Kommissaren auf dem Fuße folgten, weit unter dem Nominalwerth zu verkaufen.

Diese Maßnahme war um so einschneidender, weil man vorher im Kaplande Hypothekenschulden nicht auf Grund und Boden, sondern auf

seine Sklaven aufzunehmen pflegte und der Kredit der Einzelnen sich nach der Anzahl derselben richtete. Dadurch, daß durch einen Federstrich über zwei Drittel des Werthes der letzteren vernichtet wurde, brachte man zahllose Familien an den Bettelstab, während der reiche Bierbrauer Buxton in Anerkennung seiner Verdienste um die „Menschheit“ zum Baronet erhoben wurde.

Dr. G. Mc. Call Theal, ein Amerikaner, der sein ganzes Leben dem Studium der Geschichte und Geographie Südafrikas gewidmet hat, sagt:



„Dagger“ rauchende Käffern.

„Es ist schwer, sich einen Begriff zu machen von dem Elende, das durch diese Konfiskation des Eigenthumes im Werthe von zwei Millionen Pfund Sterling bei einer kleinen und nicht sehr blühenden Bevölkerung hervorgerufen wurde. Manche Familien haben diesen Verlust nie verwinden können. Alte Männer und Frauen, die nie Mangel gelitten hatten, sanken arm ins Grab, und Hunderte der besten Familien des Landes gerieten ins Elend. Und abgesehen davon, waren die Korn- und Weinbauern nicht im Stande, ihre Produkte auf den Markt zu bringen, weil es ihnen an den nöthigen Hilfskräften gebrach.“

### Sonstige Misstimmungen.

Der erste Gouverneur nach der zweiten englischen Besitznahme war Baird, über dessen kurze Amtszeit sich wenig sagen lässt. Ihm folgte Graf Caledon, dem mancherlei Gutes zu verdanken ist; beispielsweise richtete er die reitende Post ein, sowie das höhere „umherziehende Gericht“ und wandelte die Erlaubnisscheine für Ackerbautreibende in feste Besitzscheine um.

Sobald aber 1814 England durch Friedensvertrag in den unanfechtbaren Besitz der Kapkolonie gelangte, zeigte sich das englische Re-



Überfall der Kassern.

giment von einer ganz anderen Seite. Lord Somerset, der damals sein Amt antrat, bezog 200 000 Mark Jahresgehalt; er und seine Beamten zehrten mehr als ein Viertel des Gesamtinkommens der Kolonie auf. Auch sonst war Grund genug zur Unzufriedenheit. So hatten die Engländer zu dem vorhandenen Papiergeleid weitere 14 Mill. Mark in Papier ausgegeben; außerdem erschien gefälschtes Papiergeleid auf dem Markt, das von dem echten nicht zu unterscheiden war.

Ferner wurde im Jahre 1822 von dem britischen Gouvernement eine Verfügung erlassen, daß vom 1. Januar 1825 ab alle offiziellen Dokumente in englischer Sprache geschrieben sein müssten, und daß nach dem 1. Januar 1828 als Gerichtssprache nur die englische Sprache

zuzulassen sei. Das war ein offener Bruch der Bedingungen, unter denen im Jahre 1806 das Kap den Engländern übergeben worden war, denn damals war den Kolonisten ihre eigene Sprache garantirt worden.

Endlich erregte die liebevolle Theilnahme, welche die englische Regierung fortgesetzt den Kaffern bewies, den höchsten Unwillen. Im Jahre 1819 brach zwischen Kaffern und Buren ein förmlicher Krieg aus.

Es fehlte nicht an Grausamkeiten auf beiden Seiten. Die Buren ermordeten den schlafenden Häuptling Congo und die Kaffern erschlugen verrätherisch den Landdrost von Graaff-Reinet und dessen Begleiter in einer friedlichen Unterredung. Der Congo- und der Blambistamm wurden über den großen Fischfluss getrieben und ihnen ihr Vieh genommen. Dies erbitterte wieder die Kaffern, und des Haders war kein Ende.

Wer litt aber unter diesen Kämpfen am meisten? Natürlich die Grenzburen, die mit Weib und Kind kaum das nackte Leben retten konnten, während ihr Vieh weggeführt und Mitglieder der eigenen Familie oder Nachbarn von den einfallenden Kaffernhorden ermordet wurden. War dann ein Nachzug gegen diese Feinde zu Ende und die Buren hatten den Kaffern Vieh abgenommen, wovon dem Gesetze nach ein Theil ihr Eigenthum werden sollte, dann wurde ihnen mitunter nicht einmal gestattet, ihr gestohlenes Eigenthum zurückzufordern, sondern dieses wurde verkauft, um die Kriegskosten zu decken. So bekam der arme Grenzbur, der vielleicht 40—50 Stück Rinder und eine größere Anzahl Schafe verloren hatte, nachdem er Monate lang einen beschwerlichen Feldzug mitgemacht und allerlei Entbehrungen ertragen hatte, noch nicht einmal Ersatz für seinen Schaden.

Aber die englische Regierung machte sich sogar direkter Rechtsverletzungen schuldig. Der Länderstrich zwischen dem Wisch-River und dem Kaskama-River, der eigentlich den Buren gehörte, sollte unbesiedelt gelassen werden, um eine Neutralitäts-Zone zu bilden. Plötzlich gestattete die englische Regierung aber zwei Söhnen des burenfeindlichen Häuptlings Gaika, sich dort mit ihren Leuten niederzulassen.

Damit begannen die Räubereien von Neuem und führten 1834 zum Ausbrüche des gewaltigsten aller Kaffernkriege. Die Kaffern machten einen Einfall in die Kolonie, raubten, plünderten und sengten, wo sie nur hinkommen konnten, und töteten eine große Anzahl Weiße. Es bedurfte fast der ganzen Macht der Kolonie, um diesen Krieg zu beenden.

Die Grenzburen waren so gut wie ruinirt, aber gleichwohl bereit, mit ungebrochenem Muthe von Neuem an die Arbeit zu gehen. Die Friedensbedingungen, die der Gouverneur Sir Benjamin D'Urban

den Kaffern stellte, waren derartig, daß sie die volle Zustimmung der Buren fanden.

Aber der Einfluß des Gouverneurs reichte nicht so weit wie die Macht der Philanthropen. Dr. Philip, der damalige Vorstand der Londoner Missionsgesellschaft in Afrika, reiste nach England und brachte mit Hilfe seiner Gesinnungsgenossen der Regierung bei, daß an allen diesen endlosen Fehden allein die Buren schuldig seien, und Lord Glenely, der Sekretär für die Kolonie, hob alles, was der Gouverneur mit viel Mühe und Verstand geregelt hatte, wieder auf. „Es konnte nicht fehlen,“ sagte selbst der Engländer Nixon, „daß diese Last von wirklichen oder eingebildeten Kränkungen, endlich zu energischen Gegenmaßregeln der Buren führen mußte.“

So war der Stand der Dinge im Jahre 1834. Empörung über solche Behandlung äußerte sich mehr und mehr. Den Buren wurde durch den Gouverneur mitgetheilt, daß es jedem, der nicht zufrieden sei oder sich dem britischen Regiment nicht unterwerfen wolle, freistehে, die Kolonie und britischen Boden zu verlassen.

Damit war das Signal zum Auszuge der Buren aus Kapland gegeben!

### Der grosse Trek.

Die Buren schieden friedlich aus dem Kaplande. Aber — als hätten sie schon geahnt, daß englischer Neid ihnen noch weiter folgen, englische Regierungsbeamte die historischen Thatsachen verschärfen würden — faßten sie die Gründe, die sie aus dem Lande trieben, in eine Denkschrift zusammen und veröffentlichten sie in der damals in Grahamstown erscheinenden Zeitung:

In Anbetracht dessen, daß in der Kolonie mancherlei Gerüchte ausgestreut werden, die offenbar den Zweck haben, die Gemüther unserer Landsleute gegen diejenigen von uns einzunehmen, die beschlossen haben, aus der Kolonie zu ziehen, wo sie so viele Jahre lang in ununterbrochener Reihenfolge schwere und schmerzhliche Verluste erlitten haben, und weil wir wünschen, bei unseren Brüdern gut angeschrieben zu stehen, und haben möchten, daß sie und die ganze Welt uns für außer Stande halten, das heilige Band, das den Christen mit seinem Geburtslande verknüpft, ohne sehr gewichtige Gründe zu zerreißen: so haben wir beschlossen, die Gründe, die uns zu einem so wichtigen Schritte veranlaßt haben, und unsere Stellung, die wir gegen die Stämme der Eingeborenen einnehmen werden, denen wir außerhalb der Grenzen begegnen, öffentlich bekannt zu geben:

1. Wir verzweifeln daran, die Kolonie von den Nebeln zu retten, die ihr durch das unehrliche und aufrührerische Verhalten von Landstreichern drohen, denen es gestattet ist, jeden Landestheil zu verpesten, und wir sehen auch für unsere Kinder keine Aussicht auf Glück und Frieden in einem Lande, das durch innere Unruhen so schwer zu leiden hat.

2. Wir beklagen uns über die schweren Verluste, die wir durch die Freilassung unserer Sklaven zu tragen genötigt waren, sowie über die zum Widerstande reizenden Gesetze, die in dieser Hinsicht erlassen worden sind.

3. Wir klagen über die systematische Plünderung, der wir durch die Käffern und andere Farbige ausgesetzt sind, besonders nach dem



Der große Trek.

letzten Einfall in die Kolonie, der unsere Grenzdistrifte verwüstet und die meisten Einwohner zu Grunde gerichtet hat.

4. Wir klagen über die ungerechten Beschuldigungen, die gegen uns unter dem Deckmantel der Religion erhoben werden von eigennützigen und unehrlichen Personen, deren Zeugniß unter Ausschluß aller zu unsfern Gunsten sprechenden Zeugnisse in England Glauben findet; und infolge dieses Vorurtheils gegen uns sehen wir dem völligen Untergange der Kolonie entgegen.

5. Wir sind entschlossen, überall, wohin wir auch gehen werden, rechtsgemäße Freiheitsgrundätze zu bewahren; aber während wir dafür Sorge tragen werden, daß Niemand in Sklaverei gehalten wird, sind wir fest entschlossen, solche Regulative aufzustellen, die zur Unterdrückung von Uebelthaten führen, und zugleich ein angemessenes Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten herstellen.

6. Wir erklären feierlich, daß wir diese Kolonie verlassen mit dem Wunsche, ein ruhigeres Leben zu führen, als wir es bisher gehabt haben. Wir werden keinem Volke lästig fallen und ihm auch nicht das Mindeste nehmen; werden wir aber angegriffen, dann werden wir uns für vollkommen berechtigt halten, uns selbst und unser Hab und Gut gegen jedweden Feind bis aufs Neuerste zu vertheidigen.

7. Wir geben bekannt, daß, wenn wir in unserer zukünftigen Verwaltung Gesetze aufstellen werden, wir Abschriften zur Information in die Kolonien senden wollen, aber wir nehmen diese Gelegenheit wahr, um zu erklären, daß wir entschlossen sind, jeden Verräther, der etwa unter uns sein wird, summarisch zu strafen.



Der Kampf bei Bechikop.

8. Wir beabsichtigen, wenn wir in das Land, das wir bewohnen werden, gekommen sind, den Stämmen der Eingeborenen unsere Absichten bekannt zu machen, desgleichen auch unsern Wunsch, mit ihnen auf friedlichem und freundshaftlichem Fuße zu bleiben.

9. Wir verlassen diese Kolonie mit der vollen Versicherung, daß das englische Gouvernement nichts mehr zu fordern hat und uns gestatten wird, uns selbst zu regieren, ohne sich um uns zu bemühen.

10. Wir verlassen unser fruchtbareß Geburtsland, in dem wir entseßliche Verluste und fortwährende Beschwerden gehabt haben, und ziehen in ein wüstes und gefahrvolles Land, aber wir gehen mit festem Vertrauen auf ein allwissendes, gerechtes und gnädiges Wesen, das wir nach

unsfern besten Kräften fürchten und in Demuth und Gehorsam verehren wollen.

Im Auftrage der Buren, die die Kolonie verlassen haben

Piet Retief.

So interessant die Züge, welche die Buren in getrennten Gruppen zur Ausführung brachten, auch im Einzelnen sind, so müssen wir uns doch auf eine kurze Beschreibung nur der wichtigsten beschränken. Vorweg sei bemerkt, daß die Zahl der Buren, welche in den Jahren 1834 bis 1836 über den Oranjesfluß zogen, auf etwa 10000 Personen geschäz't wird.

Ein kleiner Trupp, der sich unter Führung von S. P. Grasmus, Piet Bekker, Johannes Claassen und Carel Krüger befand, rückte bis an den Vaalfluß und schlug dort sein Lager auf. Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange, denn Moselekatse, der Häuptling eines großen, bis dahin unbekannten Kaffernstammes kam aus dem Norden und überfiel die kleine Abtheilung. Trotzdem die Zahl der Farbigen wohl eine zwanzigfach stärkere als die der Buren war, gelang es den Letzteren doch, die Feinde zu verjagen und ihnen sogar einige Frauen und Kinder, die bereits in Gefangenschaft gerathen waren, wieder abzunehmen.

Ein anderer Theil war unter Janse van Rensburg nördlich über Bountpansberg vorgerückt, doch ist von ihm nichts mehr gehört worden. Es ist zu vermuthen, daß er in Folge Mangels an Munition, deren Mitnahme ihm von der englischen Regierung verweigert worden war, in der Wildnis hingemordet wurde.

Ein dritter Zug unter Louis Trichardt wagte sich ebenfalls bis Bountpansberg, ging aber von da südöstlich bis zur Delagoa-Bai, wo der Führer und viele Andere dem dort herrschendem Fieber zum Opfer fielen. Die wenigen Ueberlebenden wurden mit ihren Kindern zu Schiff nach Natal gebracht, von wo aus sie sich wieder mit ihren Freunden vereinigen konnten. Das Elend und die Leiden, welche diese Pioniere erduldeten, sind entsetzlich.

Wieder andere Theile der Buren waren unter Führung von Hendrik Potgieter ostwärts gezogen, aber Moselekatse sandte sofort eine zweite Expedition und befahl ihr, nicht zurückzukehren, so lange noch ein Bur am Leben sei, er wolle von einem lebenden Buren nichts mehr hören. So kam es, daß dieses Häuflein, von dem nur 38 waffenfähig waren, mit Weibern, Kindern, Vieh und 34 Wagen von einer großen Schaar Wilder verfolgt wurde, bis sie den denkwürdigen Fleck in dem Oranje-Freistaat erreichten, der als „Vechtkop“ bekannt ist. Hier bildeten die Buren, da sie die Unmöglichkeit einer weiteren Flucht erkannten, mit

ihren Wagen nach uraltem Vorbilde eine Wagenburg und umgaben diese mit Baumästen. Als der Feind heranstürmte, machte jeder Bur Ge- brauch von seiner Büchse, und es entstand dadurch ein solcher Rauch, daß der fliehende Feind glaubte, die Buren wären schließlich doch unterlegen und ihr Lager stehe in Flammen. Als diese falsche Nachricht nach Grahamstown kam, waren die Briten so erfreut, daß sie dieselbe durch Feuerwerk und Illumination feierten, in dem Glauben, der letzte Bur sei gefallen und die unzufriedenen Rebellen wären alle in Rauch aufgegangen. Aber das Resultat war glücklicher Weise anders, denn obgleich 1333 Aßsegais (kleine Wurffspieße) in das Lager der Buren gelangt waren, so waren doch nur 2 Todte und 6 Verwundete zu beklagen.

Ein neuer Zug von Buren, der sich in der Mitte des Jahres 1836 unter Gerrit Maritz in Bewegung gesetzt hatte, war in die Nähe von Thabanchu gelangt, als er von der bedrängten Lage von Potgieter's Schaar Nachricht erhielt. Sofort begab sich ein großer Theil mit Provi- viant und Gespannen nach Bechtkop und es gelang ihm, die Gefährdeten glücklich mit sich nach Thabanchu zu bringen.

Man sahte nunmehr den tollkühnen Entschluß, das Lager Mosele- katse's anzugreifen. Eine Zahl von 107 Buren, begleitet von etwa 100 Farbigen, zog ungehindert über den Vaalfluß und erreichte im Januar 1837 Mosega, den Hauptkraal der Matabele, der sich nahe bei dem heutigen Ort Zeerust befand. Zum Glück war Moselekatse ebenso wie sein erster Feldherr abwesend, und die Buren überfielen bei Morgen- grauen die völlig überraschten Wilden. Zwar versuchten diese, sich zur Wehr zu setzen, aber das Gewehrfeuer war so wohlgezielt, daß die Matabele, nachdem sie einige Hundert Krieger verloren hatten, die Flucht ergriffen. Die Buren erbeuteten gegen 7000 Stück Rindvieh und setzten den ganzen Ort in Brand, so daß der Tod der Thrigen einigermaßen gerächt war.

### Buren-Expeditionen nach Natal.

Mit Mühe und Noth, und nur durch ihre Einigkeit machtvoll, hatten die Buren ihr Ziel erreicht, aber schon keimte der Unfriede empor. Im Lager von Thabanchu waren jetzt zwei Führer, Potgieter und Maritz, und jeder von ihnen wollte die erste Rolle spielen. Potgieter hatte vorher von dem Kaffernhäuptling Makwana das Land zwischen Let- River und Vaalfluß gekauft und stützte darauf seine An- sprüche, während Maritz als Retter aus der Gefahr, in welcher Potgieter schwabte, als Hauptführer angesehen werden wollte.

Gerade damals traf aber ein dritter Zug Buren ein, an deren

Spitze ein Mann stand, dem beide wohl oder übel den ersten Rang überlassen mußten. Es war Pieter Retief, der eine verhältnismäßig gute Erziehung genossen, sich im Kriege ausgezeichnet und seinen Posten als Distrikts-Kommandant nur aufgegeben hatte, weil er die englischen Maßregeln gegen Buren und Kaffern mißbilligte. Mit ihm kamen gegen 108 Weiße.

Retief durchschaute bald die Zwistigkeiten, berief auf den 6. Juni 1837 eine Versammlung aller in jener Gegend angesangten Auswanderer nach Winburg und legte in ihr den Grundstein zur ersten holländischen Republik in Südafrika. Man wählte ihn unter dem Titel „Generalkommandant“ einstimmig zum Präsidenten des neuen Freistaats und stellte einen „Volksraad“ von sieben Personen an seine Seite.

Auch eine Art „Verfassung“ wurde berathen und beschlossen. Sie bestand aus 9 Paragraphen, deren wichtigste etwa Folgendes besagten:

1. Die höchste Autorität ist der Volksraad, der von allen volljährigen Emigranten gewählt wird.
2. Das Gesetz der Gesellschaft soll das römisch-holländische Recht sein, wie es die Kolonie im Jahre 1795 bekam.
3. Sklaverei wird in der Gesellschaft nicht geduldet.
4. Es wird ein Gerichtshof von einem Landdrost und Heimräthen (heemraden) gebildet werden, von dem Appellation an den Volksraad gestattet ist.
5. Als höchste Exekutivbehörde wird vom Volke ein General-Kommandant gewählt.
6. Jedes Glied der Gesellschaft verpflichtet sich unter seinem Eide, keine Korrespondenz zu führen oder Verbindung zu unterhalten mit der Londoner Missionsgesellschaft.

Bald vermehrte sich das junge Staatswesen durch eine neue Abtheilung von Buren, die unter Jacobus Uys heranrückte. Retief, als weitschauender Mann, hielt jedoch die Wildnis, in der man sich befand, für einen nicht besonders geeigneten Boden, sondern glaubte, daß man näher an die See heranrücken müsse und begab sich daher mit einer kleinen Abtheilung Leute über die Drachenberge hinweg nach Natal, um das dortige Land kennen zu lernen.

Kaum war er fort, so beschloß man auf Antreiben von Potgieter und Pieter Uys, einen neuen Feldzug gegen Moselekatse zu unternehmen. 135 Buren rückten aus und setzten den Matabele, obwohl sie auf 12000 Mann geschätzt wurden, derartig zu, daß diese nach neuntägigem Kampf das Feld räumten und über den Limpopo hinweg flüchteten. Die Buren hatten keinen Einzigen der Ihrigen verloren und brachten eine

Beute von 8000 Rindern heim. Außerdem erklärte Potgieter das ganze Land der Matabele, welches das heutige Transvaal, die nördliche Hälfte des Oranjerestaats und außerdem Betschuanaland umfaßte, als Eigenthum der jungen Republik.

Zwischen war Retief nach Port Natal, wie man damals Durban nannte, gelangt und begab sich darauf nach Umkungunhlovu, dem Wohnsitz des Zuluhäuptlings Dingaan, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, daß sich die Buren in Natal niederlassen könnten. Der Häuptling sagte dies unter der Bedingung zu, daß die Buren ihm 700 Rinder, welche der Räuber Sikonthela ihm gestohlen hatte, zurückbrächten.



Tod von Pieter und Dirk Uys.

Diese Aufgabe, welche etwas an eine der Arbeiten des Herkules erinnert, war nicht so überaus schwer zu erfüllen. Der Räuber, der in dem heutigen District Lady Brand im Oranjerestaat hauste, hielt es für praktischer, seinen Raub zurückzugeben, als sich den Flintenkugeln so und so vieler Buren auszusetzen.

Daraufhin zogen Retief und Marié mit ihren Anhängern, zusammen etwa 1000 Wagen, nach Natal; Uys wollte mit den Seinen folgen, während Potgieter es vorzog, als Oberhaupt einer kleinen Schaar, aber eines fast unermesslichen Reiches im Innern zurückzubleiben.

Vertrauend auf das Wort des Zuluhäuptlings, dessen Bedingung sie ja voll erfüllt hatten, zog Retief mit den Seinen über das Drachengebirge, und wenn auch der Marsch in Folge der vielen steilen Pässe recht beschwerlich war, so trösteten sie sich schnell, als die fruchtbaren Fluren Natals sich vor ihren Augen ausbreiteten. Ohne langes Besinnen zerstreuten sie sich in weitem Umkreise über die Felder an Boesmans- und Blauwkrans-River und siedelten sich in Kamps, die zum Theil stundenweit von einander entfernt waren, an. Dann zog Retief mit 66 Buren und 30 Farbigen nach Umkungunhlovu, um die Kinder des Sikonyela zurückzubringen und mit Dingaan die mündlichen Verabredungen schriftlich zu vollziehen. Sie wurden freundlich empfangen, der Vertrag wurde unterschrieben und die nunmehr völlig arglosen Buren statteten am Morgen des 6. Februar 1838 dem Häuptling einen Abschiedsbesuch ab, um noch selbigen Tages die Rückreise zu den Ihrigen anzutreten.

Während sie aber ruhig bei Dingaan saßen und das ihnen gereichte Kaffernbier tranken, stieß dieser plötzlich den Ruf aus „Tödet die Zauberer“, und ehe sich die Buren zur Wehr setzen konnten, waren sie bereits gefesselt. Nur einer vermochte sein Messer zu ziehen und damit zwei Kaffern schwer zu verwunden, die übrigen mußten sich ohne Widerstand ergeben, wurden auf einen Hügel geschleppt und dort mit Keulen erschlagen.

Dingaan beabsichtigte, den übrigen Buren, die auf Natals Boden Fuß gesetzt hatten, ein gleiches Loos zu bereiten. Seinen Kriegern gelang es am 17. Februar, bei Tagesanbruch ein Kamp zu überfallen und 41 Buren, 56 Frauen, 185 Kinder und gegen 250 Farbige niedergzemzeln. Ein einziger junger Mann entkam und benachrichtigte die übrigen Kamps, so daß diese mit fast übermenschlicher Anstrengung die Vertheidigung vorbereiten und die Zulus mit starken Verlusten zurückgeschlagen konnten. Dem Orte, wo das entsetzliche Blutbad geschah, gab man den Namen Weenen (Weinen), den es heute noch trägt.

Man muß es Potgieter zu hohem Verdienste anrechnen, daß, sobald die Kunde von diesem schrecklichen Ereigniß zu ihm gelangte, er ohne Säumen mit einem Theil seiner Leute dem bereits auf der Fahrt befindlichen Uys nacheilte und sich mit diesem vereinte, um den Ge- nossen in Natal Hilfe zu bringen und Dingaan zu bestrafen. In den holländischen Kamps angelangt, bot man fast die gesamte holländische Macht, etwa 350 Mann, auf und zog gegen das Zululager. Der Vor- trab stand unter Führung von Uys, während Potgieter mit dem Gros folgte. Der erstere stieß am 11. April 1838 auf den Feind, und dieser

flüchtete in einen Engpaß. Unbesonnen stürzte Ulys mit den Seinen ihm nach, um zu spät zu erkennen, daß er in eine Falle gelockt war. Er sank mit seinem 14jährigen Sohne Dirk und acht anderen Buren unter den Speeren des Feindes zusammen; die übrigen vermochten sich durch Schießen einen Rückzug zu bahnen und zu dem Gros zu gelangen. Der Verlust war der Zahl nach nicht sehr bedeutend, da aber die Zulus sich bei der herrschenden Verwirrung in den Besitz der Wagen mit allem Proviant, der ganzen Reservemunition und sämmtlicher Reservepferde gesetzt hatten, hielt man es doch für gerathen, zu den Kampfs zurückzukehren.

Inzwischen hatte sich auch von Port Natal eine englische Expedition in Bewegung gesetzt, um Dingaan wegen seines hinterlistigen Treubruchs zu bestrafen; sie bestand aus siebzehn Engländern und 1500 Farbigen. Am 17. April, als sie eben den Tugela überschritten hatte, stieß sie auf etwa 7000 Zulus. Ein schrecklicher Kampf entstand, die Engländer leisteten manhaftes Widerstand, aber 13 von ihnen und etwa 1000 Hottentotten büßten ihr Leben ein, und nur 4 Engländer mit dem Rest der Farbigen konnten sich auf das jenseitige Ufer retten. Wenige Tage später wurde auch Port Natal von den Zulus überfallen und in Brand gesteckt, doch vermochten sich die Weißen auf ein im Hafen liegendes Schiff zu retten.

Nachdem so Unglücksfall auf Unglücksfall sich gehäuft hatte, hielt es ein großer Theil der Buren doch für zweckmäßiger, in das Innere zurückzukehren, und im Mai schon zog mehr als die Hälfte derselben mit Pottgieter nach Potchessstroom, das nun eine Zeit lang den Mittelpunkt der binnensändischen Buren-Republik bildete.

### Dingaans-Tag und die Gründung der Republik Natal.

Die Lage der in Natal zurückgebliebenen Buren war äußerst mißlich. Der Führer Mariz erkrankte schwer und überließ die Leitung dem Carel Pieter Landman, der mit Einverständniß der wenigen Engländer, die sich wieder nach Port Natal gewagt hatten, ganz Natal bis zum Tugela als Eigenthum der Buren proklamirte und unter dem Namen „Batavisch-afrikanische Maathappy“ einen neuen Freistaat bildete.

Dieses junge Staatengebilde stand allerdings auf sehr schwachen Füßen, obwohl die Buren manchen Zugzug erhielten und etwa 640 Männer und 3200 Frauen und Kinder zählten. Die Erwagung, daß es doch vielleicht besser sei, wenn man wieder in das Innere ziehe, stand bevor und würde auch wohl zur Ausführung gekommen sein, wenn in der höchsten Noth nicht ein Mann gekommen wäre, der es verstand, dem Ganzen neuen Halt zu geben.

Andrias Willem Pretorius war erst 39 Jahre alt und hatte keine bessere Erziehung genossen als andere Buren, aber in seinem Charakter lag etwas Frommes, Ruhiges und Würdevolles, das ihn vor den Anderen auszeichnete und diese veranlaßte, ihn gleich nach seinem Eintreffen in Natal zu ihrem Generalkommandanten zu wählen.

Pretorius ließ es seine erste Sorge sein, ein Kommando gegen Dingaan auszurüsten, das mit Einschluß der Farbigen 464 Mann stark war. Nach mehreren Tagemärschen befand man sich dem Zulu gegenüber, und Pretorius wählte für sein Lager eine sehr günstige Stellung zwischen zwei tiefen Wasserläufen, so daß man sich nur nach zwei Seiten hin zu verteidigen brauchte. Die Nacht verbrachte man zum großen Theil mit Beten und Psalmsingen.



Vorbereitung auf Dingaans-Tag.

Am Morgen des 16. Dezember 1838 begannen etwa 12 000 Zulu gegen das Lager Sturm zu laufen. Die Buren schossen jedoch mit tödlicher Sicherheit und die Feinde mußten zurückweichen; sie versuchten es zum zweiten und dritten Male, aber mit demselben Mißerfolge. Da ließ Pretorius plötzlich das Lager öffnen, und nun stürzten die Buren auf die ermatteten Zulu, die in höchstem Schrecken die Flucht ergriffen. Etwa 3000 von ihnen blieben todt oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde und das Wasser des Flusses färbte sich weithin roth, so daß ihm die Buren den Namen Bloet-River (Blut-Fluß) gaben. Sie selbst hatten keinen einzigen Todten zu beklagen; nur Pretorius und zwei Andere

waren verwundet. Man suchte, den Zulu noch weiteren Schaden zuzufügen, doch war Dingaan geflohen und hatte Umkungunhlovu, seine Residenz, in Brand gesteckt.

Diese Erfolge entsprachen aber keineswegs den Wünschen der Engländer und sie sandten schleinigst den Major Charters mit hundert Mann nach Port Natal, in dem sich die Buren niederzulassen begonnen hatten, um es als englisches Besitzthum zu reklamiren. Pretorius hielt es unter diesen Umständen für die einfachste Lösung, mit seinen Leuten auszuziehen und eine neue Niederlassung, Pietermaritzburg (zur Erinnerung an Pieter Retief und Gerrit Maritz) etwas stromaufwärts zu gründen, worauf die Engländer, nachdem sie ihr angebliches Besitzthum, das sich im vollsten Sinne des Wortes „verflüchtigt“ und in eine leere Erdscholle verwandelt hatte, lange genug angeschaut hatten, heimwärts nach Kapstadt zogen.



Die Gründung von Pietermaritzburg.

Das geschah im Dezember 1839, und im Januar 1840 befand sich Pretorius schon wieder mit einer Burenmacht und einem an 6000 Mann starken Zulu-Heere auf dem Marsche gegen Dingaan. Dieser war nämlich mit seinem Halbbruder Panda in Streit gerathen, und letzterer hatte sich mit seinem Anhange zu den Buren geflüchtet. Die auf diese Weise sehr verstärkte Burenmacht rückte gegen Dingaan vor und brachte ihm am 1. Februar 1840 eine schwere Niederlage bei, die in Folge des Eingreifens der Scharen Panda's schließlich zu einer völligen Auflösung des feindlichen Heeres führte. Dingaan wurde bald darauf von einem der Seinigen ermordet und jetzt erkannten sämtliche Zulustämme den von den Buren unterstützten Panda als ihr Oberhaupt an.

Endlich schien die Sache für die Buren gewonnen! Sie wurden von den Zulu als Herren des Landes anerkannt und schlossen mit

diesen, als ihren Vasallen, einen Schutz- und Trutz-Bund, der das freundlichste Einvernehmen für die Zukunft sicherte. Alles wäre gut gegangen, wenn nicht die Saat durch den englischen Neid vernichtet worden wäre.

Als Sir George Napier, der damals Kap-Gouverneur war, die Ereignisse vernahm, hielt er es für nöthig, den „Anmaßungen“ der Buren einen Dämpfer aufzusetzen.

### Natal wird englische Kolonie.

Im Mai 1842 traf eine britische Abtheilung, bestehend aus 250 Mann nebst 5 Kanonen, unter Kommando von Major Smith in der Natal-Bai ein und bezog dort ein verschanztes Lager. Sie war gekommen, um der Unabhängigkeit der Buren ein Ende zu bereiten, und in der Annexion der Bai lag bereits die Kriegserklärung, da diese von den Buren als ihr Eigenthum erklärt worden war. Die Buren zögerten daher auch nicht, den Einfall mit bewaffneter Hand zurückzuweisen.

Nachdem sie eilig gegen 200 Mann zusammengebracht hatten, rückten sie in der Richtung gegen den Congella vor. Major Smith glaubte, daß die Handvoll Buren, bei dem ersten Kanonenschüsse außer Fassung gebracht, fliehen würde und rückte unter dem Schutz der Dunkelheit längs der Küste vor, bis er das schlafende Lager erreicht hatte. Dann eröffnete er das Feuer auf die Lagerwache, doch wurde nur ein Einziger getötet. Der Rest der Buren schlug den Angriff zurück und nöthigte den Major, sich mit Zurücklassung des Geschützes zurückzuziehen.

Es klingt ziemlich spaßig, daß der damalige officielle englische Bericht schon den Verlust des Gefechtes den bösen „Zugthieren“ zuschreibt. Die unglückliche Maulthier-Batterie von 1899 kann sich also mit diesem Vorläufer trösten. Major Smith berichtete nämlich:

„Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich, ihr Lager am Congella-  
fluß anzugreifen. Da der Weg dahin meist durch unwegsamen Wald  
führt, hielt ich es für das Beste, bei Ebbe am Strand entlang zu mar-  
schiren. Gegen elf Uhr Abends, es war heller Mondschein, setzte ich  
meine Truppen in Bewegung und näherte mich dem Lager, welches ich  
angreifen wollte, unbehelligt bis auf 800 Schritte. Meine Leute hatten  
gerade die Stelle erreicht, wo das Unterholz aufhört und eine Lichtung  
sich bis zum Congella erstreckt, als sie von einem starken, wohlgezielten  
Gewehrfeuer empfangen wurden. Das vernichtende Feuer unserer Ge-  
schütze brachte den Feind für ein Weilchen zum Schweigen. Aber kurze  
Zeit darauf wurden einige der Zugthiere vor den Kanonen verwundet  
und getötet. Die verwundeten Thiere rissen sich los, rannten in die

Reihen hinein, warfen die Munitionswagen um, wodurch das Laden sehr erschwert wurde, und rissen überhaupt große Verwirrung unter unsren Leuten hervor. Der Feind eröffnete von Neuem ein heftiges Feuer und brachte uns große Verluste bei. Trotzdem erreichten unsre Truppen ihr Lager etwa um zwei Uhr Morgens in leidlicher Ordnung. Die Kanonen mußten wir zurücklassen, da es uns an Zugthieren für ihren Transport fehlte."

Zwei Tage darauf kam es zu einem zweiten Scharmützel, bei welchem zwanzig Engländer gefangen genommen wurden und eine reiche Beute Pretorius in die Hände fiel. Sogar die beiden Schiffskapitäne wurden gefangen. Als dann wurde Smith nach allen Regeln der Kunst von den Buren in Durban eingeschlossen. Anfänglich, so erzählt Lion Cachet, spottete man in Smith's Lager über die verrückte Idee der Buren, die Besatzung durch Hunger zur Übergabe zwingen zu wollen. Als aber Anfang Juni die Nation nur noch aus einem Stückchen getrockneten Pferdefleisches mit Zwiebackkrümeln und einem Trunk Bratwasser aus einem in der Schnelligkeit gegrabenen Brunnen bestand, verging ihnen der Spott. Ab und zu wurde ein Ausfall versucht, aber die Buren hatten einen so festen Ring um das Lager geschlossen, daß es unmöglich war, ihn zu durchbrechen. Smith hätte den Platz nur noch wenige Tage halten können, als er am Abend des 24. Juni durch aufsteigende Raketen davon Kenntniß erhielt, daß von der Seeseite Hilfe für ihn im Anzuge sei. Bald darauf verkündeten neue Signale, daß sich noch mehr Hilfe für die Engländer näherte, und Pretorius sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

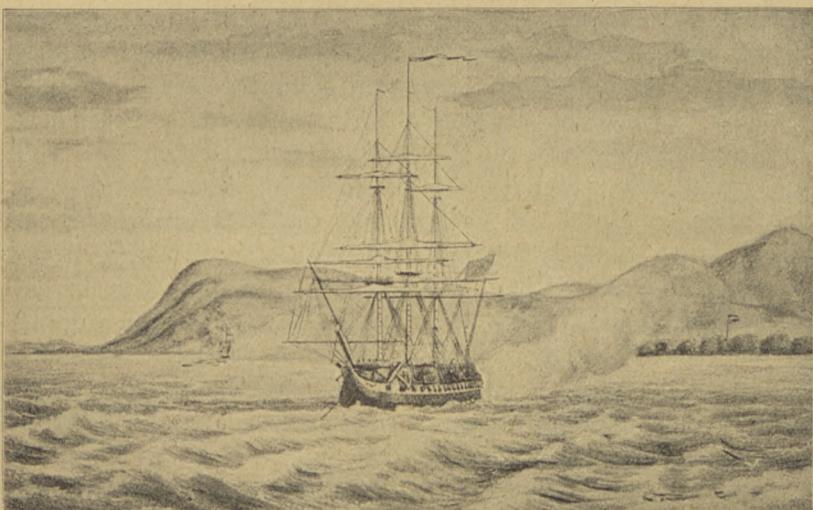
Joubert giebt in seiner Denkschrift noch einen anderen Grund für den Rückzug an. Die Kaffern hatten inzwischen begonnen, die Buren im Rücken zu beunruhigen. Ein Bur wurde in seiner Farm getötet und ein anderer ermordet, während dessen Weib und seine Tochter nach unmenschlichster Behandlung vergewaltigt und nackt fortgetrieben wurden. Wieder andere wurden überfallen und kamen nur mit dem nackten Leben davon. Auf diese Weise unterstützten die Kaffern wirksam den Major Smith und seine Soldaten. —

Viele Buren waren nun sofort bereit, Natal zu verlassen, doch entschloß man sich schließlich, zu bleiben und zu versuchen, ob man nicht in Frieden mit den Engländern auskommen könne. Aber wenn die Kaffern den Buren Vieh stahlen und es zu Major Smith brachten, so erklärte dieser den Buren, sie könnten es nicht wieder bekommen, da ihm die Lebensmittel ausgegangen seien und er also das Vieh brauche.

Inzwischen war Oberst Cloete angekommen und hatte den Buren

Folgendes mitzutheilen: Erstens, daß sie sich als eroberte Unterthanen Ihrer Majestät anzusehen hätten, und zweitens, daß jeder, der ein Grundstück in Besitz genommen habe, um dessen Verleihung nachzusuchen könne, und daß diese ihm nach den nöthigen Erhebungen gewährt werden würde.

Das Land war durch die Buren erworben; in Folge dessen hatte der Volksraad jedem waffensfähigen Bur zwei Farmen und ein Erbe in Pietermaritzburg zugetheilt. Diese Farmen waren inspiciert, registriert und für veräußliches Eigenthum schon vor Ankunft der Engländer erklärt worden. Als nun einige Buren, unzufrieden mit der britischen Herrschaft, das Land zu verlassen begannen und ihre Farmen und Erben



Eintreffen der englischen Unterstützungsflotte für Major Smith.

gegen Wagen, Zugvieh, Kleider und andere Requisiten für ihren neuen Trek zu vertauschen trachteten, waren sie, wie sich denken läßt, auf's Höchste erstaunt, von Oberst Cloete zu vernehmen, die Erben und Farmen seien, weil sie nicht bona fide in Besitz genommen wären, an die Regierung zurückgefallen und jetzt als Krongüter erklärt worden. „Was Ihr dafür gegeben, Wagen und Ochsen, Geld und Gut, das ist Euer Schaden.“ Das war die Art, wie sich die britische Regierung in Natal bei den zu Grunde gerichteten Buren einführte. —

Wir müssen hier als Ergänzung einen wichtigen Umstand mittheilen, der manche Eigenheiten, die sich auch während des gegenwärtigen Krieges gezeigt haben, erklären wird. Als die Engländer eintrafen, hatte man an Potgieter die Bitte gerichtet, zu Hilfe zu kommen; dieser

verweigerte sie aber, weil ihn die Sache nichts angehe. Hier zeigten sich einmal jene unglücklichen Eifersüchtelien, die aus einem republikanischen Gemeinwesen nie zu verbannen sind, und die lediglich in dem Ehrgeiz und der Selbstsucht der einzelnen Führer wurzeln — zweitens aber auch die Bequemlichkeitsliebe gewisser Burenkreise, die ihre Haut nicht gerade überflüssiger Weise zu Markt tragen möchten.



Fortzug der Buren aus Natal.

Handelte es sich um einen Zug gegen Farbige, so siegte das Zusammengehörigkeitsgefühl der Rasse und man brachte gern den Stammesgenossen Hilfe; kam man aber in einen politischen Zwist mit den Engländern, so war ein ziemlicher Theil der Buren dafür, lieber nachzugeben, als sich den feindlichen Kugeln auszusetzen, zumal man schon genugsam erfahren hatte, daß die Engländer mit ihrer Zähigkeit und ihren Truppenmassen schließlich doch das, was sie wollten, durchsetzen würden. Dieser mehr zur Bequemlichkeit neigende Theil der Buren hatte sich in dem heutigen Oranjestaat festgesetzt und erhielt fortgesetzt aus gleichgesinnten Kreisen Zugang. Die Transvaal-Buren aber sind, wie dies noch auf den folgenden Blättern historisch entwickelt werden

wird, jenes Element des Burenstammes, bei dem der Freiheitsgeist so stark entwickelt ist, daß der Untergang dem Leben in der Knechtschaft unbedingt vorgezogen wird.

Hätte Potgieter 1842 Hilfe geleistet, so wäre vermutlich mancherlei anders geworden. Die Engländer hätten den vereinten Burenkräften schwerlich widerstehen können, und es fragt sich sehr, ob das britische Reich, das in Afghanistan, China und namentlich in Irland vollständig beschäftigt war, es der Mühe für werth gehalten hätte, wegen des damals noch ziemlich unbedeutenden Natal eine zweite, größere Expedition auszurüsten. —

So, ohne Aussicht auf zukünftigen Erfolg, entschloß sich der größere Theil der Natal-Buren in das Innere zu wandern, während Pretorius selbst mit seinem Anhang einstweilen noch in Natal blieb. Das Los der Zurückgebliebenen wurde aber immer ungünstiger. Ihre Weideplätze wurden ihnen genommen, Kaffertruppen erhielten Standquartiere unter ihnen, die Buschmänner stahlen ihr Vieh, und aller Beschwerden ungethachtet, gewährte die englische Regierung weder Abhilfe noch Unterstützung. Endlich (1847) entschloß sich Pretorius, selbst nach der Kapkolonie zu reisen und die Beschwerden seiner Landsleute bei dem Gouverneur Sir Henry Pottinger anzubringen. Dieser stolze Regierungsbeamte hielt es aber nicht einmal der Mühe werth, den Abgesandten in Audienz zu empfangen, und Pretorius mußte unverrichteter Dinge zurückkehren.

Diese schmähliche Behandlung ihres Kommandanten erbitterte die Buren so, daß sie nun sämmtlich bis auf den letzten Mann Natal verließen und ihren Weg in das Innere lenkten.

### Britischer Länder-Hunger.

Das Gebiet des heutigen Oranje-Freistaats war an sehr verschiedenen Stellen von den Buren besiedelt worden. Ein Theil der Züge hatte sich in den Jahren 1836—38 begnügt, den Oranjesluß zu überschreiten und sich in den Bezirken Fauresmith, Philippolis und am Ufer des Caledon-River niederzulassen. Sie suchten sich mit den Engländern auf möglichst guten Fuß zu stellen, doch war den Letzteren an dieser Freundschaft sehr wenig gelegen, da sie den Buren ihre Freiheit nicht gönnten und einen Vorwand brauchten, um sich des Gebietes derselben bemächtigen zu können.

Sie nahmen daher wieder zu ihrem alten bewährten Mittel Zuflucht und hetzten die Farbigen gegen die Weißen auf. In jener Gegend lebten die Griquas, an deren Spitze ein gewisser Adam Kok stand, und

die Engländer legten diesem nahe, daß die Buren auf das dortige Land absolut kein Unrecht hätten, sondern daß es den Griquas gehöre und daß diese die Herren seien. Kok spielte sich daraufhin als Souverän aus und maßte sich 1844 sogar an, einen Bur verhaften zu lassen. Das ging den Holländern natürlich gegen den Strich und sie rückten den Schwarzen auf den Leib.

Damit war für die Engländer der langersehnte Augenblick gekommen. Sie sandten zur „Ruhestiftung“ sofort den Colonel Richardson mit 200 Mann über die Grenze und schickten ihm weitere Verstärkungen nach. In dem Kampfe, der nun zwischen Buren und Engländern erfolgte, ernteten die ersten gerade keine Vorbeeren. Zunächst errichteten sie bei Touwfontein ein starkes Lager, dann ließen sie sich aus demselben herauslocken, und nachdem ein paar Schüsse gewechselt waren und sie drei Tote verloren hatten, ließen sie eiligt fort und überließen ihr Lager den Engländern. Diesem Schlachttage folgte ohne Weiteres die Anerkennung der englischen Herrschaft durch die Mehrzahl der dortigen Buren, und nur ein Theil derselben zog nach dem Norden und zwar theils nach Winburg, theils bis über den Vaal hinaus.

Die britische Regierung erklärte zunächst das Gebiet der Griquas und der am Caledon-River hausenden Basutos als ihr Eigenthum und setzte den Major H. D. Warden als englischen Residenten in Bloemfontein ein, worauf Potgieter das nördlich davon gelegene Gebiet mit den Städten Winburg und Potchessstroomb als Gebiet der Buren-Republik ausrief. Potgieter war sich aber darüber klar, daß Winburg über kurz oder lang in englische Hände fallen werde und selbst Potchessstroomb erschien ihm nicht sicher genug. Augenscheinlich ging seine Absicht dahin, zwischen den Buren und den Engländern eine möglichst große leere, d. h. nur von Farbigen bewohnte Zone zu schaffen, so daß beide Staaten gar nicht mit einander in Berührung kommen könnten — und dieser Plan war sicherlich gar nicht übel.

Er zog deshalb mit einem großen Theil der Einwohner von Winburg und vielen Leuten aus Potchessstroomb nach Andries-Öhrigstad, einem kleinen Orte im nordöstlichen Theile des heutigen Transvaal. Dort brach aber schon im ersten Sommer ein heftiges Fieber unter den Ansiedlern aus, und da auch die Weideplätze sich nicht als sehr günstig erwiesen, verliehen Viele bereits 1846 wieder diese Hauptstadt. Ein Theil zog etwas südlicher nach Lydenburg, zweifellos in der Absicht, der Delagoa-Bai näher zu kommen; der andere, an dessen Spitze Potgieter stand, rückte noch weiter nördlich bis an die Bountpansberge.

Der letztere hatte entschieden am vorsichtigsten gehandelt, denn be-

reits Napier hatte eine Proklamation erlassen, nach welcher sich die britische Interessensphäre bis zum 25. Grad südlicher Breite erstrecken sollte, so daß die Delagoa-Bai und selbst noch Lydenburg innerhalb derselben lagen, während Ohrigstad und die Bontpansberge davon nicht mehr betroffen wurden. Der neue Kap-Gouverneur Sir Harry Smith ging nun allerdings nicht so weit, aber er fasste die Sache praktischer an und erließ im Februar 1848 eine Proklamation, durch welche das ganze Gebiet vom Oranjeßluß bis zum Vaal von England in Anspruch genommen wurde. Potchefstroom war also einstweilen frei; Winburg, dagegen, die alte Buren-Hauptstadt sollte englisch werden.

Die Winburger sandten zu ihren Stammesgenossen im Norden um Hilfe. Es war gerade der Augenblick, in welchem Pretorius mit seiner Schaar aus Natal angelangt war, und der alte Führer war auch sofort bereit, dieselbe zu bringen. Für ihn gab es keinen Zweifel mehr, daß Großbritannien unausgesetzt seine Polypenarme weiter ausstrecken werde, und er glaubte, daß diesem gegenüber sich sämtliche in Südafrika lebenden Buren — auch die in der Kapkolonie — vereinen müßten, um ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen.

Er begab sich zunächst nach dem Norden, aber er konnte nichts erreichen, als daß ein paar Leute ein Altenstück unterschrieben, in welchem das Verfahren des englischen Gouverneurs gemäßbilligt wurde. Der dortige Volksraad wollte sich zu keinem Entschluß aufraffen, und Pretorius mußte einem seiner Freunde schreiben: „Es thut mir leid, daß Potgieter und seine Leute mir nicht helfen wollen, aber Potgieter hält nichts vom Kämpfen.“ — Es muß hier bemerkt werden, daß Potgieter und seine Leute eben erst von Kriegszügen gegen die Farbigen zurückgekehrt waren und Gefahr ließen, daß diese sich sofort auf die Frauen, Kinder und sonstige Zurückgebliebenen stürzen würden, wenn die waffenfähige Mannschaft abzöge. Man hatte im Jahre 1846 einen Kampf mit den Bapedi gehabt, an dem übrigens auch der jetzige Präsident Krüger Theil nahm, und ihnen 8000 Kinder und gegen 6000 Schafe abgenommen. 1847 hatte man eine starke Expedition gegen Moselekatse ausrüsten müssen und zunächst auch einiges Vieh erbeutet, war dann aber auf so zahllose Mengen von Feinden gestoßen, daß man es vorzog, das Vieh wieder laufen zu lassen und sich selbst geordnet zurückzuziehen, was auch ohne Verlust möglich war. — Einen Vorwurf, daß er jetzt die Stammesgenossen nicht unterstützte, kann man Potgieter daher wohl nicht machen.

Pretorius kehrte also allein zurück, sammelte seine Anhänger und was sonst mitzuziehen bereit war, und überschritt im Juli den Vaal.

Er gelangte in wenigen Tagen nach Winburg, wo sich sein Häuslein verstärkte und zwang schon am 20. Juli den Major Warden, Bloemfontein unter der Bedingung freien Abzuges für die englische Besatzung zu übergeben. Dann zog er nach dem Oranjeriffluss weiter und schlug sein Lager bei Middenvlei (etwa Colesberg gegenüber auf dem Nordufer des Flusses) auf.

Warum Pretorius nun die englischen Truppen auf Rähnen übersetzen ließ, ist unverständlich, denn da der Fluß stark angewollen war, konnte er dies leicht verhindern; außerdem gab er ihnen dadurch Gelegenheit, sich mit den Basuto und Griquas zu vereinigen. Er zog sich inzwischen auf Boomplats zurück und erwartete hier in einer ziemlich starken Stellung den Angriff der Engländer, die ihm an Zahl überlegen waren und auch Artillerie mit sich führten. Am 29. August entwickelte sich ein Gefecht, in dem die Buren geschlagen wurden. Das „Wie?“ ist wieder unklar, denn sie hatten nur 5 Todte und 5 Verwundete, die Engländer hingegen 18 Todte und 39 Verwundete. Man hat behauptet, daß es ihnen an Munition gefehlt habe und daß sie sich deswegen zurückziehen mußten; aber es war ja das erste Gefecht, das sie bestanden, und es ist doch kaum anzunehmen, daß sie so leichtsinnig gewesen sein sollten, einen Krieg zu beginnen und nicht einmal für einen Vormittag genügende Munition mit sich zu führen. Pretorius selbst hat sich später einmal dahin geäußert, daß ein Theil mit dem Schießen zu voreilig gewesen sei — und in diesen Worten liegt jedenfalls ein Tadel über Mangel an Disziplin.

Halten wir alle diese sonderbaren Umstände zusammen, so wird es wahrscheinlich, daß die ganze Niederlage auf Uneinigkeit im Burenlager



Englische Soldaten um 1850.

zurückzuführen ist. Pretorius hoffte auf Zusammenhalten aller Buren, aber vom Norden kam Niemand, vom Kapland kam Niemand, und als er an den Oranjesfluß gelangt war, waren die dort sesshaften Buren, die längst die englische Oberhoheit anerkannt hatten, wahrscheinlich wenig erfreut, daß, weil die Winburger nicht englisch werden wollten, nun auf ihren Gefilden der Strauß ausgeschlagen werden sollte. Bei dieser Sachlage werden die Buren aus Natal auch nicht übereifrig gewesen sein, ihr Leben in die Schanze zu schlagen, und das schleunige Preisgeben einer guten Stellung erscheint in diesem Lichte nicht mehr so unerklärlich.

Für diese Auffassung scheint auch zu sprechen, daß der Gouverneur der Kapkolonie nach der Schlacht mit den Bürgern von Winburg in Güte zu verhandeln und sie zur Annahme der britischen Oberherrschaft zu überreden suchte, während er andererseits Pretorius und einige seiner Leute für vogelfrei erklärte und jedem, der ihn todt oder lebendig ausliefern würde, eine Belohnung von 20 000 Mark versprach, dagegen Jeden, der ihm zur Flucht behülflich sein würde, als Rebellen zu behandeln drohte.

Darin hatte sich der Gouverneur nun allerdings sehr getäuscht. Denn wenn auch viele Buren aus Bequemlichkeit oder, weil ihnen die Sache aussichtslos erschien, nicht die Flinten gegen die Engländer tragen mochten, so fand sich doch nicht ein einziger Verräther unter ihnen, vielmehr erkannten alle an, daß Pretorius für sie und den ganzen Bruderstamm strebte und kämpfte. Deswegen erreichte auch Pretorius mit fast allen seinen Leuten ungefährdet das jenseitige Ufer des Vaalflusses, wo sie sich in dem damals am meisten bevölkerten Distrikt Rustenburg niederließen.

### Der Sand-River-Vertrag und die Gründung des Oranje-Freistaates.

Die nächsten Jahre boten ein eigenartiges Schauspiel. Die Buren sollten nicht nördlich des Vaalflusses, die Engländer nicht südlich desselben zur Ruhe kommen.

Jenseits des Vaal standen sich Potgieter und Pretorius so feindlich wie nur möglich gegenüber, und es fehlte nicht viel, so wäre ein Bruderkrieg zwischen ihnen ausgebrochen.

Diesseits des Vaal, in der sogenannten „British-Orange-River Sovereignty“, hatte Major Warden die größte Mühe, die britische Souveränität aufrecht zu erhalten. Das Liebäugeln der Engländer mit den Basuto rächte sich, denn deren Häuptling Moshesh belästigte die Weißen

in solcher Weise, daß schließlich Warden eingreifen mußte. Er zog mit einer ungenügenden Truppe gegen die Basuto zu Felde und erlitt bei Viervoet eine recht unangenehme Niederlage.

Die Folge war, daß den Oranje-Buren der Muth wuchs und sie an Pretorius die Bitte richteten, zu ihnen zu kommen und die Regierung des Landes zu übernehmen. Sobald die Basuto merkten, daß diese Bewegung täglich an Stärke zunahm, kündigten sie schleunigst den Engländern die Freundschaft, die ohnehin nur auf dem Papier stand, und sandten ebenfalls eine Botschaft an Pretorius, er möge dem Lande Ruhe und Frieden bringen.

Schließlich blieb dem Major Warden nichts übrig, als an die Kapregierung zu melden, daß, wenn man nicht bald mit Pretorius ein Abkommen trafe, der Oranjestaat für England verloren sei. Der Gouverneur war nun wohl oder übel gezwungen, den noch immer geltenden Achtbrief, der Pretorius für vogelfrei erklärte, zurückzuziehen und diesen zu ersuchen, sich behufs Regelung der Verhältnisse nach dem Oranjestaat zu begeben und dort mit den britischen Specialkommissaren Major W. S. Hogge und C. Mostyn Owen zu verhandeln.

Man traf sich am 16. Januar 1852 am Sandriver und schloß dort jenen Vertrag, welcher die Unabhängigkeit des Landes nördlich des Vaalflusses und damit zugleich die Burenrepublik jenseits des Vaal anerkannte. Die ersten Paragraphen lauteten:

1. Die Abgesandten Ihrer Majestät verbürgen den ausgewanderten Buren im Norden des Vaalflusses das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten und sich nach ihrem eigenen Geseze zu regieren, ohne jegliche Einmischung der britischen Regierung, und versprechen, daß die genannte Regierung ihrerseits keine Ausdehnung ihres Gebiets im Norden des Vaalflusses vornehmen werde. Ueberdies versichern sie, daß es der innige Wunsch der britischen Regierung ist, den Frieden und freien Handel aufrecht zu halten, sowie ein freundliches Einverständniß mit den ausgewanderten Buren, welche jenes Gebiet bewohnen oder noch bewohnen werden, allezeit zu fördern.

2. Wenn irgend ein Mißverständniß entstehen sollte in Betreff der Bedeutung des Wortes Vaalfluss, hauptsächlich in Unbetracht der Tributpflichtigen des Vaals, so soll die Frage durch eine gemeinsam eingesetzte Kommission entschieden werden.

Ferner wurde festgesetzt: „Es herrscht Einverständniß darüber, daß die Sklaverei in dem Lande nördlich des Vaalfluss von den ausgewanderten Farmern weder jetzt, noch in Zukunft gestattet oder ausgeübt wird.“

Endlich war im fünften Artikel den Buren das Recht gewährt, in den britischen Besitzungen in Südafrika Munition zu kaufen, während der Verkauf von Munition an die Eingeborenen sowohl diesseits als jenseits des Vaal von beiden Seiten für unstatthaft erklärt wurde. —

Man hat Pretorius den Vorwurf gemacht, daß er nicht genug erreicht und die Oranje-Buren ihrem Schicksal überlassen habe. Aber es

ist doch sehr fraglich, ob er überhaupt etwas erreicht hätte, wenn er den Bogen zu straff spannte. Er wußte gut genug, daß es noch ein schweres Stück Arbeit erfordern würde, bevor nur die Buren nördlich des Vaal unter einen Hut gebracht wären, und er kannte die divergirenden Anschauungen der Buren in den verschiedenen Theilen des Oranje-Freistaates aus eigener Erfahrung zu gut, als daß ihm nicht klar gewesen wäre, daß für eine geeinigte Republik dort der Boden noch nicht genugsam vorbereitet war.

Was damals kaum zu erreichen gewesen wäre, sollte den Oranje-Buren aber zwei Jahre später als reifer Apfel in den Schoß fallen.

Nachdem die Kapregierung die Verhältnisse mit Transvaal geordnet hatte, wollte der inzwischen neu ernannte Gouverneur Sir George Cathcart Ruhe im Oranjestaat schaffen und die Basuto zur Ordnung bringen. Er zog mit einem starken Heere gegen dieselben, wurde aber von Moshesh bei Brera am 20. Dezember 1852 in einen Hinterhalt gelockt und

erlitt so schwere Verluste, daß er nur mit Mühe den Rückzug zu bewerkstelligen vermochte. Zwar war der Basutohäuptling sofort geneigt, Frieden zu schließen, aber der Gouverneur sah ein, daß dieses nur zum Schein geschah und daß die Kämpfe bei der ersten Gelegenheit von Neuem beginnen würden. Waren doch die Farbigen in Folge des Sieges in allen Theilen des englischen Afrika und selbst der anerkannten Burenrepublik so übermuthig geworden, daß man sie nur mit dem Aufgebot aller Kraft im Zaum zu halten vermochte.



Englischer Infanterist 1852.

England sagte sich, daß der Oranjestaat nichts einbringe, vielmehr die Unterdrückung der Unruhen der Eingeborenen die Aufrechthaltung einer starken Truppenmacht und beträchtlichen Geldaufwand erfordere. Also hob man 1854 die englische „Souveränität“ auf und übersieß den Oranje-Buren, sich selbst zu regieren. Ob diese, die man vordem mit Gewalt zu englischen Unterthanen gestempelt hatte, nun nach Zurückziehung der englischen Truppen von den Farbigen überfallen und umgebracht werden würden, machte dem englischen Ministerium keine Sorgen — man sparte Geld, das genügte!



Eine Straße in Potchefstroom.

Für die Bildung des neuen Freistaats war das englische Interregnum sicherlich von Vortheil. Man wäre sonst zweifellos auf Gründung vieler kleiner Gemeinwesen verfallen, wie es nördlich des Vaal der Fall war. Nun war man gewöhnt, von einer Centrale aus, nämlich von Bloemfontein, regiert zu werden und dabei beließ man es. Man wählte einen Volksraad und Josias Philip Hoffmann zum provisorischen Präsidenten und arbeitete eine ziemlich gute Verfassung aus.

### Die Bildung der Transvaal-Republik.

Als die Sandriver-Konvention abgeschlossen wurde, gab es jenseits des Vaal nicht weniger als vier Republiken. Die bedeutendste, welche den Namen „Hollandsche Afrikaansche Republik“, seit 1853 „De Zuid-Afrikaansche Republik“ führte, hatte ihren Hauptsitz in Potchefstroom und umfaßte namentlich diesen und den Rustenburger Bezirk. Die eigentliche Seele derselben war Pretorius. — Die zweite war Zoutpansberg, wo Potgieter die leitende Stellung einnahm. Die dritte war Lydenburg, in der man hin und her schwankte und bald für Pretorius, bald für Potgieter Partei nahm; der dortige Generalkommandant war W. J. Joubert. Die vierte Republik endlich war Utrecht, und die ganze Einwohnerzahl bestand aus ein paar Hundert Menschen.

Warum man sich stritt? — In erster Linie standen persönliche Eifersüchteleien der Führer, in der zweiten kirchliche Meinungsverschiedenheiten.

Es war vielleicht ein Glück, daß 1853 Potgieter starb, aber ein schwerer Schlag, daß kurz darauf auch Pretorius aus dem Leben schied. Der erstere war der Typus des Buren, der nichts mit der Welt, am allerwenigsten mit den Engländern zu thun haben will und auf seiner einmal gefaßten Ansicht beharrt, wenn sie sich auch als grundfalsch herausstellen und ihm selbst zum größten Schaden gereichen sollte. Entschieden hatte er viele Verdienste um das Land, aber zum Leiter einer großen Gemeinde war er nicht geschaffen. Hätte er sich mit der zweiten Stelle begnügt, so würde ihm das Vaterland viel größeren Dank schuldig sein, aber er vermochte nicht, es über sich zu bringen, einen Zweiten neben sich zu sehen, noch viel weniger, sich ihm unterzuordnen.

Pretorius war eine feiner angelegte Natur, ein Mann mit hellem Scharfblick und diplomatischem Verständniß, der wahrlich keine Furcht kannte, aber bei allen Streitigkeiten mit den Engländern und bei allen Zwistern mit seinen eigenen Landsleuten nie die Verhandlungen zum Abbruch brachte, sondern sich mit dem augenblicklich Erreichbaren begnügte und die Fortsetzung auf einen günstigeren Zeitpunkt verschob. Als er zum Sandriver ging waren die Verhältnisse derartig verfahren, daß er nicht einmal wagen durste, den Volksraad zu berufen, aus Furcht, eine Richtschnur mit auf den Weg zu erhalten, die einen Erfolg von vornherein ausschloß. Und als er dann nach geschlossenem Vertrage nach Rustenburg zurückkehrte, um denselben dem Volksraad zur Bestätigung vorzulegen, war Ledermann um den Ausgang in Angst, da Potgieter und seine engsten Freunde einen Antrag vorbereiteten, der nicht nur die Bestätigung versagte, sondern sogar Pretorius unter Anklage stellte, weil

er, ohne vom Volksraad den Auftrag erhalten zu haben, mit einer fremden Macht verhandelt hatte. Kein Mensch wußte, wie die Abstimmung ausfallen würde, da beide Parteien ziemlich an Stärke gleich waren. Die Potgieter-Leute zitterten thatsächlich vor ihren eigenen Stimmen, denn sie maßen persönlich dem Pretorius gar keine Schuld bei und wußten sehr wohl, daß ein Bürgerkrieg die unvermeidliche Folge sein würde, trotzdem ging ihnen die leidige „Partei-Disciplin“ über Alles und sie waren fest entschlossen, zu dem, was Potgieter beantragen würde, „ja“ zu sagen.

In der Nacht vor der Volksraadsitzung faßten sich endlich einige Gemeindeälteste das Herz, beide Gegner zu einer Besprechung zu veranlassen, und diese fand kurz vor Morgengrauen in Potgieter's Zelt statt. Das ganze Volk strömte nach dort zusammen und lauerte atemlos auf den Ausgang. Endlich wurde das Zelt aufgeschlagen, und beide Führer traten Hand in Hand vor dasselbe; neben ihnen sah man die aufgeschlagene Bibel liegen. Jetzt brach ein unendlicher Jubel aus, und in der sich anschließenden Volksraadsitzung wurde Alles schnell und einstimmig genehmigt.

Diesmal hatte die Sache also einen guten Ausgang genommen; aber es ist doch ein bedenkliches Zeichen für die Starrköpfigkeit eines Volkes, wenn man lieber, den Führern zu Gefallen, in einen Bruderkrieg gehen, als vernünftigen Erwägungen Folge geben will. Die Kämpfe sind ja später auch nicht ausgeblieben, aber im Augenblick war wenigstens der Risiko zugesichert, und die beiden Führer sanken, scheinbar versöhnt, ins Grab. —

Zu diesen persönlichen Streitigkeiten gesellten sich die religiösen.

Als die Buren in zahllosen kleineren und größeren Trupps aus der Kapkolonie zogen, konnten ihnen die Geistlichen natürlich nicht folgen, sondern der jeweilige Führer eines Trupps war zugleich auch dessen erster Geistlicher. Er verrichtete alle Amtshandlungen, und die Predigten wurden abwechselnd von ihm und anderen älteren Gemeindemitgliedern gehalten. Dadurch mußten die Leute sich noch mehr als bisher mit der Bibel befassen; jeder legte sich dieselbe nach seiner eigenen Auffassung aus und blieb bei dem starrköpfigen Sinn, der den Buren eigen ist, natürlich auch bei dieser stehen.

So lebten die einzelnen Burenkolonien ohne geregelte Seelsorge und nur zuweilen von einem Missionar aufgesucht bis etwa zum Jahre 1847. Als dann der Oranjestaat britisches Besitzthum wurde, kamen mehrfach Prediger vom Kap in das Land, um dort Reise-Predigten zu halten, doch nahm immer noch keiner derselben dort festen Wohnsitz.

Im Jahre 1853 jedoch, nachdem der Sandriver-Vertrag geschlossen war, kam der Pfarrer Dirk van der Hoff direkt aus Holland nach Transvaal und ließ sich in Potchefstroom nieder, wo er von den dortigen Büren und den Rustenburgern mit offenen Armen empfangen wurde. Es trat bald eine große Kirchenversammlung zusammen und beschloß:



Nathasherr Joubert.

1. es soll in der Republik keine andere Kirche zugelassen werden, als die Holländische reformierte Kirche (Hollandsch Gereformeerde Kerk);
2. die Kirche in der Republik soll unabhängig sein von der kapländischen Synode;
3. jeder männliche Einwohner über 20 Jahre und jeder weibliche Einwohner über 16 Jahre soll jährlich drei Schilling zum Unterhalte der Kirche zahlen.

Da nun der junge Pretorius, der nach dem Tode seines Vaters so ziemlich dessen Ansehen geerbt hatte, für diese Beschlüsse war, so war natürlich der junge Potgieter dagegen. Aber auch unter den

alten Rustenburgern waren nicht alle mit den Anschaulungen van der Hoff's einverstanden, sondern erklärten ihn für einen „Liberalen“, und zu den Orthodoxen gehörte auch der jetzige Präsident und dessen Vater Casper Krüger. Sie wollten nämlich nichts vom Gebrauch der „Evangelischen Gesänge“ beim Gottesdienst wissen, da diese nicht durch Inspiration entstanden, sondern Produkte des menschlichen Gehirns seien.

Dieser Kirchenstreit dauert bis zum heutigen Tage fort und spielt noch bei allen Präsidentenwahlen eine Rolle. Es mag genügen, hier zu erwähnen, daß die Gegner der „Evangelischen Gesänge“, die sogenannten Doppers, sich 1857 von der alten Kirche abzweigten und eine Vrije Gereformeerde Gemeente bildeten und daß jetzt noch beide Richtungen streng von einander getrennt sind. —

Der junge Martinus Wessel Pretorius nahm zwar in dieser

Kirchenfrage auch einen ausgesprochenen Standpunkt ein, sein hauptsächlichstes Bestreben ging aber dahin, die vier Republiken nördlich des Vaal zu vereinigen und, sobald die Unabhängigkeit des Oranjestaaats von England anerkannt war, erweiterte er seinen Plan dahin, einen großen Freistaat zu bilden, dessen südliche Grenze der Oranjesfluß und die nördliche der Limpopo bilden sollte.

Der junge Potgieter, Piet mit Vornamen, war nur kurze Zeit sein Gegner, denn er fiel schon 1854 auf einem Streifzuge gegen die Farbigen, aber an seine Stelle trat der Kommandant Stephanus Schoeman, der die Wittwe Piet's heirathete und nun vielleicht noch energischer als die beiden Potgieter, die Partei Pretorius' befehdete.

Pretorius war klug genug, gegen Schoeman keinerlei Gewalt anzuwenden; er ließ sich aber auch nicht in seiner Absicht beirren. Er agitirte lebhaft in Rustenburg und Potchefstroom, sowie in dem damals neu gegründeten Orte Pretoria, und die Folge davon war, daß eine besondere Kommission gewählt wurde, welche die Grenzen des Staates feststellte und die Vorarbeiten zu einer „Grondwet“ (Grundfeste, Verfassung) vornahm. Am 6. Januar 1857 wurde Martinus Wessel Pretorius als erster Präsident vereidigt. — Kaum wurde dies in Lijdenburg bekannt, als dieser Staat auf Betreiben von Schoeman sich ausdrücklich als unabhängige Republik erklärte und jede Gemeinschaft ablehnte, wogegen Pretorius keinerlei Einwendungen machte.

So vernünftig sich letzterer in diesem Fall benahm, so thöricht handelte er gegen den Oranjestaat, den er mit Waffengewalt zu einer Union zwingen wollte. Er würde mit seinen wenigen Anhängern eine furchtbare Niederlage erlitten haben, wenn nicht der junge Krüger (der jetzige Präsident) auf eigene Faust zu parlamentiren begonnen und die Sache ohne Blutvergießen beigelegt hätte.

Diese Verwickelung hatte aber Lijdenburg, an dessen Spitze Schoeman stand, und die Republik Bourtjansberg, welche von W. F. Joubert geleitet wurde, verleitet, ebenfalls die Waffen gegen Pretorius zu ergreifen, doch einigte man sich noch in letzter Stunde dahin, die Sache



Dr. David Livingstone.

durch ein Schiedsgericht, in welchem alle Parteien vertreten waren, entscheiden zu lassen. Dies brachte thatsächlich eine Einigung zu Stande. Ein paar Paragraphen der Verfassung wurden etwas abgeändert und Pretorius mußte den neuen Wortlaut am 18. Februar 1858 beschwören. Zoutpansberg gab seine Unabhängigkeit auf und ging, wie dies Utrecht schon früher gethan hatte, in die große Republik auf, wofür ihm natürlich eine gewisse Anzahl Stimmen im Rath garantirt wurde. Vrijburg schloß sich im Augenblick zwar noch nicht an, doch übernahm Schoeman die Stellung des Generalkommandanten in der großen Republik, wodurch wenigstens nach außen hin die Einigkeit gesichert war. Nach verschiedenen Verhandlungen, die allerdings erst im April 1860 völlig abgeschlossen und bestätigt waren, gab dann auch Vrijburg seine Selbstständigkeit auf; ja Schoeman, der bisher der hauptsächlichste Gegner des Präsidenten gewesen war, wurde nun einer seiner leidenschaftlichsten Parteigänger.

### Das heimtückische England.

Wir haben gesehen, daß im Sandriver-Bertrag der Verkauf von Munition an die Farbigen beiden Parteien ausdrücklich untersagt worden war. Es war das nicht etwa eine Bedingung, welche die Buren deswegen gestellt hatten, weil sie die Farbigen als eine minderwertige Menschenrasse ansahen, sondern weil, wenn die unzähligen Massen oder auch nur ein größerer Theil der Letzteren mit Feuerwaffen versehen war, dann die weit zerstreuten Weißen, deren einziges Übergewicht in der Führung des Gewehrs bestand, keinen genügenden Widerstand mehr zu leisten vermochten, sondern der Willkür der farbigen Horden ausgeliefert waren.

Die Letzteren wußten wohl, welch ein Schatz in den Feuergewehren steckte. Schon kurz nach Abschluß des Sandriver-Bertrages hatte der alte Potgieter mit über dreihundert Mann gegen die Bapedi, die in der unverschämtesten Weise Vieh stahlen, ausrücken müssen. Der Stamm bat, sobald er das Anrücken der Buren merkte, um Frieden; als jedoch die einzige Bedingung gestellt wurde, sämtliche Feuerwaffen auszuliefern, verweigerte er dies. Die Farbigen ertrugen nun eine zwanzigjährige Belagerung, trotzdem ihnen das Trinkwasser abgeschnitten war, so daß Menschen und Vieh in gewaltiger Zahl starben und der Leichengeruch weit und breit die Luft verpestete — nur, um sich nicht von den Gewehren trennen zu müssen. Thatsächlich mußten die Buren, da sich in Folge der Ausdünstungen auch in ihrem Lager Seuchen einstellten, die

Belagerung aufgeben und mit einer größeren Zahl erbeuteter Kinder und Schafe den Rückweg antreten.

Man kann sich daher die Empörung vorstellen, die sich der Buren bemächtigte, als sie zur selben Zeit hörten, daß die an ihrer Westgrenze hausenden Bakwena von einem „englischen Jäger“ mit Feuerwaffen versehen wurden. Dieser Jäger war Niemand Geringeres, als der bekannte Missionar und Forschungsreisende Dr. Livingstone, mit dem die Buren schon einmal aus dem gleichen Grunde Streit gehabt hatten. Damals wollten englische Missionare vermitteln; als sie aber mit einer Buren-Deputation zur Unterhandlung nach dem Wohnorte Livingstone's kamen, war dieser heimlich abgereist.

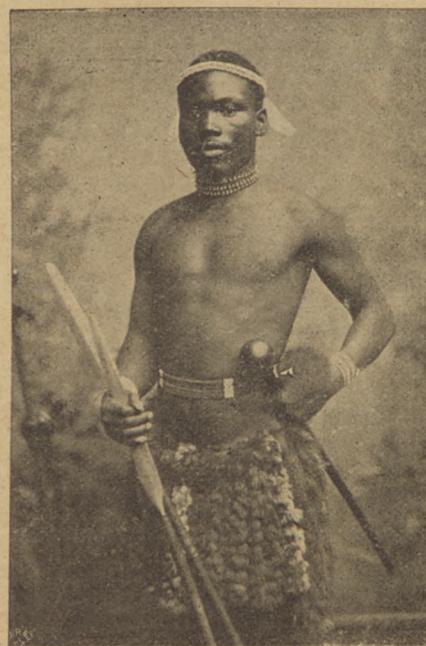
Jetzt hatte sich ein Häuptling Moselele, ein ganz berüchtigter Viehdieb, nach Kolobeng geflüchtet, wo der Hauptsitz der Bakwena und zugleich auch der Wohnort Livingstone's war. Die Buren rückten in einer Stärke von 300 Mann aus und versuchten zunächst, den Streit friedlich zu erledigen. Die Bakwena vertrauten aber so sehr ihrer festen Stellung, daß sie nur übermuthige Antworten ertheilten. Es blieb mithin nichts übrig, als mit Sturm vorzugehen, und nach sechsstündigem harten Kampfe, bei dem 4 Buren fielen und 5 verwundet wurden, mußte endlich der Feind weichen. Man hielt es nun für zweckmäßig, auch dem Hause Livingstone's einen Besuch abzustatten, da sich nach Angabe eines Gefangenen dort Waffen befinden sollten. Der Forschungsreisende hatte es vorgezogen, sich nach Kapstadt zu begeben, doch erbrach man sein Haus und fand richtig eine Anzahl neuer Gewehre und eine große Menge Munition, die mit Beschlag belegt wurden. Livingstone sandte nach seiner Rückkehr einen umfangreichen Bericht über den ihm angeblich zugefügten Schaden nach London, doch hielt es die englische Regierung nicht für angemessen, zu interveniren.

Kaum war diese Angelegenheit beendet, so wurde die Bevölkerung Transvaals durch eine neue, noch schrecklichere Gewaltthat der Farbigen im Norden ihres Landes in Schrecken gesetzt.

Der Bruder des alten Potgieter, Hermann mit Vornamen, war im August 1854 mit 23 Personen, unter denen sich Willem Prinsloo und Jan Olivier mit ihren Frauen und Kindern befanden, nach dem Distrikt Waterberg, wo der Häuptling Makapaan hauste, zur Elefantenjagd gegangen. Es scheint, daß bald nach ihrer Ankunft aus unbekannten Ursachen zwischen ihnen und den Kaffern Streit entstand. Während nun Potgieter mit einigen Kaffern auf die Suche nach Elfenbein ging, wurden seine Gefährten sämmtlich auf die entsetzlichste Weise ermordet und ihre Leichen schrecklich verstümmelt. Ein noch furchtbareres Doos traf den un-

glücklichen Hermann Potgieter, als er zurückkehrte. Er wurde von den Wilden buchstäblich bei lebendigem Leibe geschunden, und man behauptet, daß seine Haut zu einer Karosse verarbeitet wurde. Damit noch nicht zufrieden, brachen die Kaffern, von einigen anderen Stämmen unterstützt, direkt in die Ansiedlungen der Weissen ein, so daß diese ihre Häuser verlassen und in Lagern Schutz suchen mußten; sogar in Rustenburg mußte dies geschehen. Natürlich traf man schnell energische Maßregeln, sich der Feinde zu erwehren und sie für die Ermordung Potgieters und der Seinen zu bestrafen.

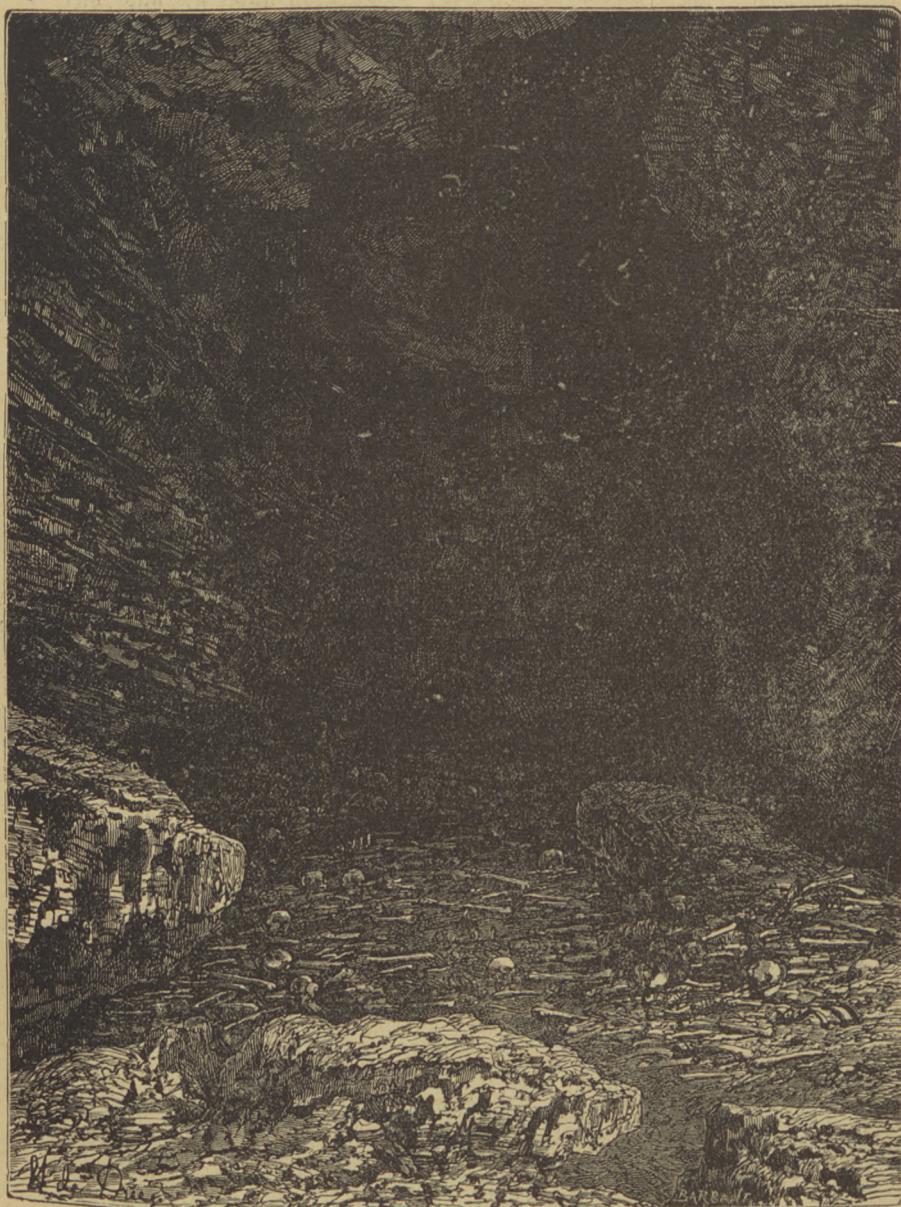
Der junge Potgieter zog als Erster mit 150 Mann ins Feld und erreichte ohne Widerstand den Kraal Makapaans. Der Häuptling hatte sich jedoch in wüste Berge und in die großen Höhlen, die darin waren, versteckt, und Potgieter sah bald ein, daß er mit der kleinen ihm zur Verfügung stehenden Macht nichts ausrichten konnte. Er sandte deshalb um Hilfe zu Pretorius, und dieser brach sofort mit allen verfügbaren Mannschaften von Potchefstroom auf. Auf seinem Zuge durch Rustenburg erhielt er ansehnliche Verstärkung durch Paul Krüger, so



Ein Basuto im Kriegsschmuck.

daß er fast 400 Mann unter seinem Befehle hatte, als er sich mit dem Kommando Piet Potgieters vereinigte. Es kam sogar Hilfe aus dem Freistaate, der Pferde und Munition sandte, und selbst einige Engländer aus dem Oranjestate schlossen sich dem Kommando an.

Man versuchte zunächst, eine der größten Höhlen im Sturme zu nehmen, doch unterhielten die Kaffern aus den Seitengängen ein heftiges Feuer, durch das einige Bürger getötet und verwundet wurden. Der Kriegsrath beschloß nun, die Höhlen zu blockiren und aufs Schärfste zu bewachen, so daß Niemand aus- oder eingehen konnte. Mangel an Wasser und Nahrung sollte die Kaffern zwingen, sich zu ergeben. Außerdem wurden Patrouillen in die Umgegend geschickt, um die Kraals zu verbrennen und das Vieh der Kaffern wegzuführen.



„Die Höhle mit den Gebeinen der umgekommenen Käffern“

Es dauerte nicht lange, so zeigte sich, daß die Taktik der Buren die richtige war. Der Mangel an Wasser machte sich fühlbar, und die Kaffern suchten in der Nacht Ausfälle zu machen, um das Wasser zu erreichen, wurden aber von den aufgestellten Wachen niedergeschossen. Man berechnet, daß auf diese Weise gegen tausend Farbige ihren Tod fanden; doch erlitten auch die Buren einen sehr schweren Verlust, da der junge Potgieter auf einem Rekognoscirungsritt, den er mit Pretorius unternahm, von einer Kugel getroffen, tot zu Boden sank — ein neuer Beweis, wie gefährlich Feuerwaffen in den Händen der Farbigen werden konnten.

Nachdem man einen Monat lang die Höhlen blockirt hatte, brach unter den Burenpferden die Seuche aus, so daß man einen zweiten Sturm wagen mußte. Man gelangte auch ohne Verluste in die Höhle hinein, doch zwang der Verwesungsgeruch todter Kaffern bald zum Rückzug. Mit dem Bewußtsein, daß wohl gegen 3000 Farbige die Angriffe des Stammes auf die Weisen mit ihrem Leben gebüßt hatten, mußte man den Rückweg antreten, ohne jedoch die Erfolge, die man eigentlich gewünscht hätte, erreichen zu können.

Gelang es den Transvaalburen wenigstens, heilsamen Schrecken unter den Kaffern zu verbreiten, so war, nach Zurückziehung der englischen Truppen, die Lage der Weisen in dem viel schwächer von ihnen besiedelten Oranjestaat wesentlich gefährlicher. Namentlich Moshesh mit seinen Basuto machte ihnen fast unaufhörlich zu schaffen, und als daher 1858 Pretorius eben sein Amt als Präsident angetreten hatte, agitirte eine starke Partei im Oranjestaat für den Anschluß an Transvaal.

Der Wunsch nach Vereinigung lag überall in der Luft, und Pretorius ging daher mit Kommandant Paul Krüger und zwanzig Vorführern nach der Hauptstadt des Freistaats, um die wichtige Frage dort zu berathen. Die Besprechungen wurden auch in zweckmäßiger Weise geführt, bis eine Bombe — in Form eines Briefes aus Kapstadt — in die Versammlung fiel und die Hoffnungen der Republikaner niederschmetterte. Sir George Grey, der englische Gouverneur, schrieb, daß wenn die beabsichtigte Vereinigung zu Stande käme, England sich nicht mehr an die Konventionen von Sandriver und Bloemfontein gebunden erachte, und daß es zweifelhaft sei, ob eine neue und für die Republik ebenso günstige Vereinbarung geschlossen werden könnte.

Die berathende Versammlung mußte enttäuscht und unverrichteter Sache wieder auseinander gehen, denn eine unter solchen Umständen angekündigte Aenderung ließ das Schlimmste befürchten.

### Die Zeit der Wirren.

Die Folgen dieses englischen Einspruches bilden ein überaus trauriges Kapitel in der Geschichte der beiden Republiken.

Pretorius mochte — wobei ja vielleicht persönliche Eitelkeit als Triebfeder mitwirkte — den Uniongedanken nicht aufgeben, und auch ein großer Theil der Oranje-Buren sah in ihm die einzige Rettung. Pretorius hoffte, den englischen Widerspruch durch eine „Personal-Union“ umgehen zu können, nämlich daß beide Republiken zwar ihre eigene Verfassung, ihren eigenen Volksraad und ihren eigenen Kommandanten hätten, aber einen gemeinsamen Präsidenten.

Als daher J. N. Boshoff 1859 die Präsidentenwürde im Oranjestaat niederlegte, ließ sich Pretorius von seinen dortigen Anhängern als Kandidat aufstellen und siegte auch tatsächlich über den Gegenkandidaten Jacobus J. Venter.

Die Transvaal-Buren waren hiermit wenig einverstanden, doch bewilligte man Pretorius auf dessen Antrag einen sechsmonatlichen Urlaub, um nach dem Oranjestaat zu gehen, und Pretorius legte nun am 8. Februar 1860 den Amtseid als Präsident des Oranjerestaats ab, worauf sich eine aus Venter, Uys und Klopper bestehende Deputation mit Pretorius nach Pretoria begab, um über die erstreute Union zu handeln.

Inzwischen hatten aber die Feinde von Pretorius ein entschiedenes Übergewicht erlangt: die Vorschläge der Oranje-Buren wurden rundweg abgeschlagen, der Staatssekretär Schubert, der Pretorius ohne Urlaub nach Bloemfontein begleitet hatte, wurde seines Amtes entsezt und Pretorius selbst wurde bedeutet, daß er während seines sechsmonatlichen Urlaubs sich nicht um die Transvaaler Verhältnisse zu kümmern habe.

Dieses brüskie Verhalten dem Präsidenten gegenüber war, da man ihm den Urlaub bedingungslos bewilligt hatte, entschieden ungerechtfertigt, und es bedarf keiner besonderen Erläuterung, daß dieser nicht allzu freudigen Herzens nach Bloemfontein ging. Doch hatte die Angelegenheit damit noch nicht ihr Ende erreicht, sondern, als Pretorius nach Ablauf seines Urlaubs zurückkehrte, erkannte der Volksraad, daß dieselbe Person nicht gleichzeitig Präsident beider Republiken sein könne und forderte, indem er sich auf den Artikel der Verfassung stützte, daß der Präsident während seiner Amtszeit keine andere Stellung und kein anderes Amt bekleiden dürfe, Pretorius zur Niederlegung seiner Präsidentenwürde auf. Der letztere sah ein, daß Widerstand im Augenblick un-

möglich sei und kam daher dem Verlangen nach. Der bisherige Vicepräsident S. H. Grobler leitete nun einstweilen die Amtsgeschäfte in Transvaal, während Pretorius sich mit der Präidentschaft im Oranjestaat begnügen mußte.

Die neuen Leute, die jetzt an das Ruder gekommen waren, hatten natürlich auch ihre Feinde, und schon vier Wochen später wurde in einer großen Volksversammlung in Potschefstroom der Beschuß gefaßt, daß: der Volksraad nicht mehr das Vertrauen des Volkes besitze; Pretorius Präsident von Transvaal bleiben und einen weiteren Urlaub auf ein Jahr erhalten solle; Stephanus Schoeman während Pretorius' Abwesenheit Vicepräsident sein und Herr Grobler abgesetzt werden solle; Struben als Staatssekretär abgesetzt und Schubart als solcher angestellt werden solle; ein neuer Volksraad zu wählen sei.

Diesem Beschuß traten noch Volksversammlungen in anderen Städten bei, während aber doch auch allenthalben die Gegner in sehr starken Minoritäten mit ihrer Meinung hervortraten.

Pretorius handelte nun eigentlich ganz logisch. Die eine Partei hatte ihn abgesetzt, die andere ihm einen neuen Urlaub bewilligt. Er widmete sich daher ruhig den Präidentschaftspflichten im Oranjestaat und überließ den beiden sich gegenüberstehenden Vicepräsidenten Schoeman und Grobler die Erledigung des Streites. Damit waren aber seine Anhänger sehr wenig einverstanden, denn sie meinten, er müsse auf dem Platze erscheinen und nicht Anderen überlassen, sich seinetwegen zu streiten.

In diesem Augenblick trat der junge Krüger, der heutige Präsident, den man bis dahin als einen Anhänger von Pretorius betrachtet hatte, stark in den Vordergrund. Zunächst wollte er mit Schoeman unterhandeln, aber dieser warf ihm vor, daß es Krüger in erster Reihe um Wiederbelebung des Kirchenstreites zu thun sei. Er wolle seine Sektenkirche zur Staatskirche erheben und dadurch den leichtgläubigsten und beschränktesten Theil des Volkes auf seine Seite bringen. Thatsächlich spielte Krüger damals eine etwas sonderbare Rolle. Er hatte sich drei Tage auf den Magaliesberg zurückgezogen, um dort durch Gebet den richtigen Weg aus den Wirren zu finden, und das Volk wußte zu erzählen, daß er dort auf wunderbare Weise gespeist worden sei und eine Offenbarung erhalten habe. Daß Schoeman ihm daher nicht recht traute, ist leicht erklärlich.

Da sich nun die Kaffern gerade wieder aufrührerisch gebärdeten, so glaubte Schoeman am besten zu handeln, wenn er Krüger, der ja Kommandant war, mit einem Aufgebot von Leuten zur Unterdrückung der Unruhen ausschickte. Dieser kam auch dem Auftrage nach; als er

jedoch zurückkehrte, rief er schleunigst den Kriegsrath zusammen, und dieser fasste, obwohl ihn die Angelegenheit eigentlich gar nichts kümmerte, den Besluß, daß man alle seit 1860 getroffenen Maßregeln revidiren müsse und daß alle Personen, die in dieser Zeit in ungesetzlicher Weise die Regierung an sich gebracht hätten, in Anklagezustand gesetzt und bestraft werden müssten.



Straßenbild aus Bloemfontein.

Das war eine direkte Auflehnung gegen Schoeman und es ist nicht zu verwundern, daß daraufhin der Landdrost Steyn von Potscheffstroom mit einem starken Kommando gegen Krüger ausrückte. Nun traten aber beiderseitige Freunde vermittelnd dazwischen — auch Pretorius eilte herbei — und unter dessen Vorsitz wurde ein Abkommen dahin geschlossen, daß ein neuer Volksraad gewählt werden müsse; daß das bestehende Gouvernement (unter Schoeman) so lange am Ruder bleiben solle, bis sich der neue Volksraad versammelt habe; daß inzwischen keine Ver-

folgungen wegen politischer Vergehen stattfinden sollten, und daß beide Parteien ihre Kommandos sofort entlassen sollten.

Schoeman verwaltete nun sein Amt recht tüchtig und verstand es namentlich, eine Bewegung in den Zoutpansbergen, die auf Losreißung und Begründung eines unabhängigen Freistaates hinzielte, im Guten zu unterdrücken. Als aber im April 1862 der neue Volksraad in Pretoria zusammengesetzt und Schoeman, Schubart und Steyn absetzte, Janse van Rensburg zum Vicepräsidenten wählte und S. J. P. Krüger und Cornelius Potgieter als Präsidentschaftskandidaten empfahl, da wollten sich Schoeman und seine Leute den Beschlüssen nicht fügen, sondern versuchten es mit bewaffnetem Widerstand. Sie waren etwa 400 Mann stark und verschanzten sich in Potchefstroom. Krüger aber zog mit etwa tausend Mann zur Belagerung herbei und begann das Bombardement, das jedoch nur unbedeutenden Schaden anrichtete. Dagegen mißlang auch ein Angriff der Belagerten, worauf Schoeman mit etwa 40 Mann nach dem Oranjerestaat entfloß, während die Uebrigen die Thore öffneten und Krüger hineinließen.

Nach einiger Zeit bemächtigte sich Schoeman jedoch wieder Potschefstroom, und Krüger schickte sich eben zum zweiten Male an, dasselbe zu bombardiren, als Pretorius eintraf und zwischen Beiden zu vermitteln suchte. Er hatte um so eher Aussicht auf Erfolg, da Krüger's Schaar abgebröckelt, Schoeman's dagegen auf 800 Mann angewachsen war, so daß noch keineswegs feststand, wer von beiden Gegnern das Feld behaupten würde. Man einigte sich dahin, daß ein unparteiischer Gerichtshof zusammentreten und die Sache entscheiden sollte.

Da nun aber die beiden Leute, die man als Vorsitzende des Gerichtshofes ausersehen hatte, nämlich der Hauptrichter Harding aus Natal und der Advokat Hamelberg in Bloemfontein, ablehnten und drei Transvaaler Landdrosten deren Stelle vertreten sollten, stiegen in Schoeman Zweifel an der Unparteilichkeit des Gerichtshofes auf und er suchte sich, wenige Tage vor dem Zusammentreffen des Gerichtshofes in Pretoria, dieses Ortes mit Gewalt zu bemächtigen. Doch war der Wunsch nach Ruhe nunmehr so allgemein, daß er und seine intimsten Freunde gezwungen waren, unter Mitnahme der Staatsflagge zu flüchten.

Der Gerichtshof, der am 20. Januar 1863 zusammengesetzt, ging gegen die eigentlichen Rädelsführer tatsächlich sehr scharf vor. Schoeman und dessen Sohn Hendriks, Steyn, sowie Preller wurden für ewige Zeiten verbannt und deren Güter konfisziert, während die Uebrigen mit leichteren Strafen fortkamen. — Daß in den weiten Kreisen der Bürgerschaft von einer so einstimmigen Verurtheilung der unterlegenen Partei

keine Rede war, ergiebt sich am besten aus der nunmehr erfolgenden Präsidentenwahl, welche nur unter sehr schwacher Betheiligung stattfand und bei welcher Janse van Rensburg mit einer so kleinen Majorität gegen Pretorius zum Präsidenten gewählt wurde, daß er in Folge der geringen Anzahl der auf ihn gefallenen Stimmen die Wahl nicht annehmen zu können erklärte.

Während nun ein zweiter Wahlgang für Oktober 1863 angesetzt wurde, ging man gegen den verbannten Schoeman in der ungerechtesten Weise vor. Dieser hielt sich im Distrikt Kroonstad im Oranjestaat, nicht allzu weit von der Transvaaler Grenze, auf, und man legte diese einfache Thatsache als eine Bedrohung aus. Krüger schickte ein Kommando von achtzig Mann über die Grenze, um den abgesetzten Vicepräsidenten gefangen zu nehmen, doch konnte sich dieser mit seinem älteren Sohne retten, während seine Frau und die jüngeren Kinder der feindlichen Partei in die Hände fielen und als Gefangene nach Potschessetroom geschleppt wurden. Ja, man nahm der Familie noch das wenige Vieh und was sie sonst gerettet hatte, ab, so daß sie nunmehr bettelarm war.

Pretorius hatte inzwischen, um allen Einwänden zu begegnen, sein Amt als Präsident des Oranjerestaates niedergelegt, doch stellte sich bei der zweiten Wahl heraus, daß van Rensburg wieder eine kleine Majorität erhalten hatte, nämlich 1106 Stimmen gegen 1065, die für Pretorius abgegeben waren. Es waren aber in verschiedenen Bezirken, namentlich im Distrikt Walkerstroom, solche Unregelmäßigkeiten und Wahlbeeinflussungen vorgekommen, daß van Rensburg, der nunmehr den Amtseid leistete, von einer großen Anzahl der Bewohner nicht als Staatsoberhaupt anerkannt wurde.

Der Kommandant Jan W. Viljoen bildete ein „Volksheer“, dem sich über tausend Mann anschlossen, während Krüger mit einer wesentlich kleineren Macht ihm entgegenrückte. Ein Theil der letzteren wurde umzingelt und mußte sich ohne Gegenwehr ergeben, während Krüger mit einigen Getreuen, unter denen sich Sarel Gloff, P. Bezuidenhout und J. Evans befanden, nach dem Oranjestaat flüchtete.

Während nun aber Viljoen weiter zog, um für Pretorius zu wirken, überschritt Krüger wieder die Grenze und sammelte gegen 800 Anhänger. Zwischen diesem „Staatsheer“ und dem „Volksheer“ kam es am 5. Januar 1864 zu einem unentschiedenen Kampf am Krokodilfluß, in dem beide Parteien den Tod oder die Verwundung mehrerer hervorragender Unterführer zu beklagen hatten. Gedenfalls wäre der Waffengang am nächsten Tage fortgesetzt worden, wenn nicht Pretorius aus dem Oranjestaat her-

beigeeilt wäre und Frieden gestiftet hätte. Die Bedingungen waren die üblichen: Neuwahlen.

So fand dann wiederum eine Präsidentenwahl statt, und diesmal erhielt Pretorius 1519 Stimmen, der fränkliche van Rensburg, der sich selbst am meisten über seine Niederlage freute, nur 1118 Stimmen.

Pretorius legte nun am 10. Mai 1864 den Amtseid ab und verstand es schnell, die Gemüther zu beruhigen. Er veranlaßte, daß kein neuer Gerichtshof, dessen Urtheil die eine oder die andere Partei hätte erbittern müssen, zusammentrat, sondern daß der Volksraad zusammenkam und alle Urtheile und Strafverfügungen, die wegen politischer Vergehen ergangen waren, aufhob. Damit trat sofort Ruhe und Friede ein. Aber es war auch die allerhöchste Zeit, denn die Farbigen benützten die Zwistigkeiten, um zu stehlen und zu rauben, wo es nur anging, und die Staatsfinanzen waren so traurige, daß die paar Beamten schon seit Monaten keinen Gehalt mehr erhalten konnten und die Bürger auch nicht im Stande waren, ihre Steuern, mit denen sie sich meist im Rückstande befanden, zu zahlen.

### Die Finanznoth in Transvaal.

Daß der Ausfall der Wahl nicht nach dem Wunsche Paul Krüger's war, bedarf keiner Erläuterung; um so anerkennenswerther ist es, daß er in seiner Stellung als General-Kommandant nunmehr alles that, um Pretorius sein schwieriges Amt zu erleichtern.

Allzu bedeutend war allerdings der Erfolg nicht, aber das hatte eben in den finanziellen Bedrängnissen des Staates seinen Grund. Man sah sich 1865 genöthigt, für 210000 Mark sechsprocentige Staats-Schuldbriefe auszugeben, die nach 18 Monaten wieder eingelöst werden sollten. Aber das war nicht nur unmöglich, sondern man mußte 1866 neue Schuldbriefe in Höhe von 240000 Mark und 1867 solche in Höhe von 400000 Mark ausgeben, ohne daß damit der Finanznoth abgeholfen worden wäre, denn, obwohl der Staat ein bedeutendes zur Ansiedlung geeignetes Areal als Unterpfand gegeben hatte, ließen sich diese „Mandate“, wie man sie nannte, kaum zur Hälften ihres Sollwerthes verausgabten, und im Jahre 1868 mußte daher schon wieder zur Ausgabe von 900000 Mark Schuldbriefen geschritten werden.

Und doch war Geld zur Kriegsführung dringend nöthig, da in Güte mit den Farbigen nicht auszukommen war. Es wäre für die Buren sogar noch viel schlimmer geworden, wenn nicht der durch Diebstahl erworbene Reichthum der an den Grenzen wohnenden Farbigen den

Neid der weiter im Innern wohnenden Stämme erregt hätte, so daß diese sich gegenseitig bekriegten und überfielen.

Im Jahre 1865 war ein Einfall der Zulu unter ihrem Häuptlinge Panda und dessen Sohne Ketschwayo täglich zu befürchten, doch ging diese Gefahr glücklich vorüber, dagegen wurden im Juni dieses Jahres



Ein Basuto-Häuptling in Gala-Uniform.

mehrere Transvaaler Bürger, die sich mit Frachtwagen auf dem Wege von Port Natal nach Pretoria befanden, in den Drachenbergen durch Basutos ermordet, und man hielt es nun für nöthig, dem Oranje-Freistaate, der sich damals in offenem Kampfe mit den Basutos befand, ein Unterstützungs корпус zu Hilfe zu senden. Der Erfolg war auch ganz zufriedenstellend, als aber Ende Oktober das Getreide auf den

Feldern reiste, ließen sich die Transvaaler, die des ewigen Krieges überdrüssig wurden und lieber ihr Korn einernten wollten, nicht mehr halten, und Krüger mußte wohl oder übel sein Kommando entlassen. —

In den Bouthansbergen gährt es seit 1861 ununterbrochen. Die Schuld lag zum Theil an den Farbigen, aber mehr noch an einer Horde Weißer, die aus allen möglichen Ländern stammten und dort einen Platz gefunden hatten, in dem sie sich den Armen der Justiz entziehen konnten. Sie lebten von der Elephantenjagd, beginnen aber auch Rücksichtslosigkeiten und Grausamkeiten gegen die Farbigen, wenn diese ihnen irgendwie im Wege waren. Pretorius und Krüger begaben sich daher nach Beendigung des Feldzuges gegen die Basuto nach den Bouthansbergen, um dort, wenn es irgend möglich wäre, Ruhe und Ordnung zu stiften, doch ging dies über ihre Kräfte. Der Präsident rief daher im folgenden Jahre zur Unterdrückung der Unruhen 1200 Mann zu den Waffen, doch weigerten sich mehrere Feldkornets dem Befehle nachzukommen, so daß das Corps kaum eine Stärke von 500 Mann erreichte. Dabei war selbst unter diesen so wenig Lust zum Kämpfen vorhanden, daß der Präsident die erste Gelegenheit wahrnahm, das Kommando wieder aufzulösen.

Die fortwährenden Feldzüge, die hohen Steuern und die schlechten Staatsfinanzen wirkten auf einen Theil der Bürger so verstimmd, daß dieser sich, da damals gerade durch den deutschen Reisenden Mauch das Vorkommen von Gold in Tati (damals zum Gebiete Moselekatse's gehörend) festgestellt worden war, mit dem Plane einer Auswanderung nach dort beschäftigte, schließlich aber doch davon Abstand nahm.

Pretorius hätte gern seinen Bürgern Ruhe gegönnt, aber die Zustände in Bouthansberg wurden 1867 so drohende, daß er ein Kommando von 2000 Mann aufstellen zu müssen glaubte. Es erschien aber nur etwa der vierte Theil der Mannschaften und für diese war nicht einmal genug Munition vorhanden, so daß man schleunigst zur Ausgabe von Schuldbriefen schritt. Aber selbst für diese vermochte man weder Pulver, noch Kugeln, noch Zündhütchen aufzutreiben, und Krüger, der inzwischen ins Feld gerückt war, sah sich daher genöthigt, Schoemansdal, wo er sich festgesetzt hatte, aufzugeben, die Bevölkerung mit ihrer Habe auf Wagen fortzuschaffen und den Ort den heranstürmenden Kaffernhorden zu überlassen. Es wurde dann sechs Stunden südlich ein Lager aufgeschlagen und ein Kommando von 45 Mann zum Schutze der Flüchtlinge zurückgelassen; die übrigen Mannschaften wurden entlassen. Jetzt versuchte der alte Schoeman mit einem Freiwilligencorps von 53 Mann den Feind zu vertreiben, doch konnte er trotz geschickter Führung mit

diesem Häuflein natürlich keinen durchschlagenden Erfolg erzielen und mußte sein Unternehmen bald wieder aufgeben.

Im Jahre 1868 mußte daher schon wieder zu den Waffen gerufen werden, doch erschienen von den 1000 Einberufenen nur 260. Mit dieser Schaar zog Krüger ins Feld, doch konnte er, da wieder keine Munition vorhanden war, nichts ausrichten. Nach mehrmonatlichem Zeitverlust war es mit Hilfe neuer Schuldverschreibungen dem Präsidenten geglückt, das nötige Kriegsmaterial aufzutreiben, und nun zog auch ein größerer Trupp ins Feld, so daß Krüger etwa 900 Mann zur Verfügung hatte. Mit dieser Schaar gelang es ihm, am 13. Juli 1868 die feindlichen Verschanzungen ohne bedeutende Verluste (2 Todte, 11 Verwundete) zu stürmen und theilweise zu nehmen. Ein zweiter Sturm, den er einige Tage später versuchte, wurde von seinen Leuten nur sehr lau ausgeführt und zu einem dritten waren sie überhaupt nicht zu bewegen, so daß ihm nichts übrig blieb, als dieselben nach Hause zu schicken.

Dennoch waren diese Anstrengungen nicht vergeblich gewesen, sondern als jetzt der Präsident nach Boutpansberg ging, gelang es ihm mit Hilfe von Schoeman, die Kaffern-Häuptlinge zum Frieden zu bewegen, so daß wenigstens für den Augenblick Ruhe eintrat. Die Finanzverhältnisse hatten sich inzwischen aber so verschlimmert, daß Papiergeld nur noch zu einem Viertel seines Vollwertes verausgabt werden konnte, außerhalb des Landes aber überhaupt keinen Werth mehr besaß. Von Handel und Verkehr war keine Rede mehr, wohlhabende Leute gingen in Lumpen herum und das Hektoliter Mehl mußte mit 60 Mark, der Eimer Mais mit 7 Mark bezahlt werden.

### Gold und Diamanten.

Es ist schon darauf hingedeutet worden, daß, während die Finanzen Transvaals sich unausgesetzt verschlechterten und der Staat geradezu bankerott wurde, an seinen Grenzen die fast unermeßlichen Schätze an Gold und Diamanten entdeckt wurden. Aber sie sollten dem Lande zunächst wenig nützen, sondern es nur in neue Verwickelungen bringen, die schließlich den Sturz des Präsidenten herbeiführten.

Im Jahre 1867, fast zu derselben Zeit, als Mauch das Vorkommen von Gold am Tatiriver feststellte, sah der Händler John O'Reilly am Ufer des Oranjerusses die Kinder des Buren Jacobs mit einem glänzenden Stein spielen, den ein Buschmann-Knabe bei Hopetown aufgelesen hatte. Der Händler kaufte den Stein um ein Geringes und legte ihn Dr. Atherstone in Grahamstown vor, der ihn für einen Diamanten im Werthe von etwa 10000 Mark erklärte.

Sobald in der Kapkolonie bekannt wurde, daß ein so kostbarer Stein gefunden sei, begann eine bedeutende Bewegung unter den Einwohnern Platz zu greifen. Alte Beschreibungen des Landes wurden hervorgesucht und durchstöbert, und in einer solchen aus dem Jahre 1730 fand man die Angabe, daß im Norden des Kaplandes Diamanten gefunden seien. Die Händler erinnerten sich auch, gehört zu haben, daß blitzende Steine schon häufig gefunden worden seien und neigten nun dem festen Glauben zu, daß diese Steine Diamanten sein müßten. Die Buren dagegen erklärten, daß in dem ganzen von ihnen bewohnten Distrikte nie solche gefunden seien, und daß der von dem Buschmann-



Kaffern-Weiber vor einem Kraal.

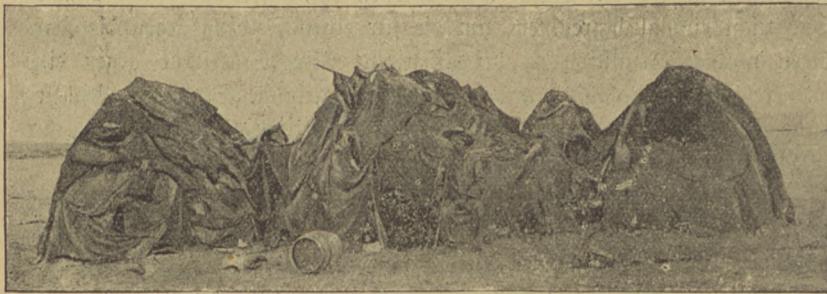
finabn gefundene Stein vermutlich von einem Strauß weit im Innern des Landes verschluckt und nach längerem Aufenthalt im Magen entleert worden sei.

Kaum waren die ersten Gerüchte von den Gold- und Diamantfunden nach Pretoria gelangt, so erließ Pretorius sofort eine Proklamation, durch die er die Grenzen Transvaals im Osten zwischen den Flüssen Pongola und Usutu bis an den Ocean ausdehnte, und im Westen eine gerade Linie vom östlichen Punkte der Langeberge bis zum Ngami-See als Grenzscheide bezeichnete. Sogleich regnete es Einsprüche.

Portugal erklärte, daß durch die neue Ostgrenze Gebietstheile, die sich schon seit 1546 in portugiesischem Besitz befänden, betroffen würden. Es fanden darauf Unterhandlungen statt, die 1869 zu einem Grenzver-

trage führten, der aber für Transvaal wenig Nutzen brachte, da es ziemlich auf alles Gebiet, das es sich einzuverleiben gedachte, Verzicht leisten mußte.

An der Westgrenze lagen die Dinge an sich etwas günstiger, denn wenn auch im Sandriver-Vertrage über das dortige Land, das beiden Parteien werthlos erschien, keinerlei Festsetzungen getroffen waren, so hatte doch Potgieter nach Moselekatse's Unterwerfung dessen Gebiet als Eigenthum der ausgewanderten Buren proklamirt, und hierzu gehörte der größte Theil von Beschuanaland bis an den Oranjefluß. Augenscheinlich von Missionaren (beispielsweise Ludorf) und anderen europäischen Rathgebern (David Arnot u. s. w.) aufgestachelt, erhoben jedoch verschiedene Stämme, wie die Barolongs, Bangwaketjis, Batlapins und Griquas auf die Diamantfelder am Nordufer des Vaal Ansprüche.



Ein Hottentotten-Kraal an der Ostgrenze.

Aber nicht nur an der Ost- und Westgrenze, sondern auch an der Südgrenze entstanden Zwistigkeiten. Einen Theil des Distrikts Utrecht erklärten die Zulu als ihr Eigenthum, während das Quellengebiet des Baalsflusses, der sogenannte Distrikt Walkerstroom, von dem Oranje-Freistaat als zu seinem Territorium gehörend, beansprucht wurde.

Alle diese Schwierigkeiten mußten nothgedrungen zu Verhandlungen führen, aber es gab unter den Transvaal-Buren viele, denen die „Uitlanders“ und alle Abkommen mit ihnen ein Greuel waren und die am liebsten jede Zwistigkeit mit der Waffe in der Hand schlichten wollten. Sie hatten allerdings, da ihr Gegner immer und immer wieder das habfütige England war, nicht Unrecht, denn dieses hielt sich an ein Abkommen nie länger gebunden, als es ihm paßte. Umgekehrt hatte aber auch die friedensfreudliche Partei nicht Unrecht, denn bei Verhandlungen konnte man vielleicht noch etwas retten, während nach einem Waffen-gange, der in Anbetracht der gewaltigen Uebermacht Englands schließlich trotz des vergossenen Blutes doch zu dessen Gunsten auszuschlagen drohte,

der mächtige Gegner vielleicht noch mehr an sich riß, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Diese Partei-Unterschiede traten in den Vordergrund, als 1869 die fünfjährige Amtsperiode des Präsidenten Pretorius abgelaufen war. An der Spitze der ausländerfeindlichen Partei stand Paul Krüger, der 1861 seine Gesinnung schon dadurch bewiesen hatte, daß er bei den Streitigkeiten mit Schoeman den Buren gegenüber, die auf dessen Seite standen, sich recht milde bewies, dagegen die Holländer, deren er in Pretoria und Potscheffstroom habhaft werden konnte und die er als die eigentlichen Rathgeber betrachtete (z. B. Proes, van Nispen, Valkenaer, Vorrius, Avenarius) gefangen nehmen ließ. Diese Partei wollte mit dem mehr der Diplomatie zuneigenden Pretorius nichts zu thun haben und stellte ihm in der Person des Marthinus Jacobus Viljoen einen Gegenkandidaten gegenüber. Wenn man bedenkt, daß die Staatsmittel damals noch nicht einmal hinreichten, um die für einen Feldzug gegen die Farbigen nötige Munition zu beschaffen, so wäre Widerstand gegen eine größere Macht Wahnsinn gewesen, und der gesunde Sinn der Bevölkerung bekundete sich auch dadurch, daß Pretorius 1493, Viljoen nur 601 Stimmen erhielt.

Zunächst hatte der wiedergewählte Präsident auch einen Erfolg seiner diplomatischen Bemühungen zu verzeichnen, und zwar dem Oranjestaat gegenüber. Auf seinen Antrag wurde 1869 die Entscheidung über das Vaalflusgebiet einem Schiedsgericht übertragen, dessen Vorsitz der Gouverneur-Leutnant von Natal Keate übernahm, und dieses entschied dahin, daß nicht der nördlichste Quellfluß des Vaal, der Likwa-Spruit die Grenze bilde, sondern der viel weiter südlich gelegene Klipriver, so daß der Distrikt Walkerstroom bei Transvaal verblieb. Der Oranjestaat, an dessen Spitze der Präsident Brand stand, erkannte den Urtheilspruch an, und dieser Streitpunkt mit der benachbarten Republik war also auf gütlichem Wege erledigt.

Die Verhandlungen mit den Zulus führten zu einem weniger befriedigenden Resultat. Der Häuptling Panda erbot sich, das streitige Stück Land für 240 Kinder zu kaufen, die er auch thatshäflich nach Pretoria schickte, aber der Volksraad wollte dieses Anerbieten nicht annehmen. Zu spät erkannte man, daß man unklug gehandelt hatte, denn einer Ansiedlung von Weißen, wie man sie dort beabsichtigt hatte, wurde bewaffneter Widerstand entgegengesetzt, so daß man das Land den Zulu nun ohne Kaufpreis überlassen mußte.

Noch ungünstiger verlief aber der Grenzstreit an der Westseite. Mit den Farbigen wäre trotz ihrer Rathgeber wohl ein Abkommen möglich

gewesen, aber der britische Oberkommissar Generalleutnant Hay mischte sich in die Streitfrage und theilte mit, daß die Stämme, die Ansprüche auf das streitige Gebiet erhöben, Bundesgenossen Ihrer Majestät der Königin von England seien und daß diese daher eine Vergewaltigung derselben durch die Buren-Republik nicht dulden könne.

Daß dies ein rein heuchlerischer Vorwand war, darüber kann kein Zweifel bestehen, denn nachdem der Volksraad auf Betreiben des Präsidenten zugestimmt hatte, daß die Angelegenheit einem Schiedsgericht unterbreitet werde, setzte Hay ohne Weiteres den Engländer Campbell als Special-Magistrat in Klipdrift ein, wodurch in gewissem Sinne bereits die Annexion der Diamantfelder durch England als vollzogen gelten konnte.

Die farbigen Stämme hatten für sich also gar keinen Nutzen, ob das Land nun schließlich den Buren oder England zufiel; trotzdem verleitete der Hass gegen die ersteren sie dazu, die Sache zu Gunsten der letzteren zu wenden. Der alte Griquahäuptling Waterboer behauptete, daß der Streifen Landes sein Eigenthum gewesen sei und daß er es an England abgetreten habe, und der Missionar Ludorf soll, wie wenigstens die Buren behaupten, zu Gunsten der von ihm vertretenen, nördlicher wohnenden Stämme sogar ein gefälschtes Dokument untergeschoben haben.

Daraufhin erklärte der Gouverneur-Leutnant von Natal, Keate, der, wie wir wissen, schon in dem früheren Streit als oberster Schiedsrichter fungirt hatte, daß Transvaal weder Anspruch auf den fraglichen Theil der Diamantfelder habe, noch auf den Distrikt Bloemhof, noch auf größere Theile der Distrikte Potschefstrom und Marico, die bisher als unbestreitbares Eigenthum Transvaals gegolten hatten.

Was nun die letzteren betrifft, so maß selbst die englische Regierung dem Ludorff'schen Altenstück keinen Glauben bei, sondern ließ auf Reklamation von Pretoria, nach längeren diplomatischen Verhandlungen, die genannten Distrikte im ungestörten Besitz der Republik Transvaal; dagegen hielt sie zäh an dem Diamanten-Gebiet fest.

Dieses ihr auf gütlichem Wege zu entreißen, würde der vereinten Schlauheit aller Weltweisen nicht gelungen sein, denn sie schämte sich nicht im Geringsten, ohne auch nur die Spur eines Rechtstitels nachzuweisen, den Rest des diamanthaltigen Bodens (West-Griqualand) dem Oranjestaat mit Gewalt fortzunehmen. Sie hielt es für eine hinreichende Entschädigung, daß sie den Präsidenten des Oranjestates zum „Sir“ erhob, und erst nach langem Feilschen gewährte sie als Abfindung die Summe von 1700000 Mark, während der jährliche Durchschnittsertrag der Gruben 80 Millionen Mark überstieg.

Für eine solche „Welt-Politik“ fehlte es den Transvaalern an dem nöthigen Verständniß, und als am 16. November 1871 das schiedsgerichtliche Urtheil in Pretoria eintraf, entstand eine solche Aufregung, daß der Staatssekretär Proes, der Staatsprocureur Kleijn und schließlich auch der Präsident selbst ihre Entlassung nehmen mußten. Vorwerfen konnte man dem Letzteren nur einen Formfehler, aber die eine Partei konnte ihn nicht leiden, weil er sich überhaupt auf Verhandlungen einließ und die andere meinte jetzt, daß er für solche nicht „gerieben“ genug sei.

### Wer wird Präsident?



Das Wappen Transvaals.

„Wenn England Verträge immer nur so lange zu halten braucht, wie es ihm paßt“ dachten kindlichen Sinnes die Transvaaler, „dann sind wir doch auch nicht mehr daran gebunden.“ Sie vergaßen nur eine Kleinigkeit dabei, daß nämlich England zwar kein Recht, wohl aber Macht hatte; Transvaal hingegen das Recht, aber keine Macht.

Man ersuchte also Daniel Jacobus Erasmus, einstweilen das Präsidentenamt vertretungsweise zu verwalten und framte die alte Lieblingsidee des eben abgesetzten Präsidenten, beide Freistaaten zu vereinigen, wieder aus. Eine ziemlich starke Partei, der auch Krüger sich anschloß, stellte folgendes Programm auf:

Beide Republiken sind unter einer Verfassung und, wenn thunlich unter einem Präsidenten zu vereinigen. — Die Verbindung mit den außerafrikanischen Ländern ist durch einen Hafen, der nicht unter britischer Flagge steht, herzustellen. — Eine Pulverfabrik ist zu errichten. — Jeder Streit mit England ist zu vermeiden, jedoch müssen die Rechte und die Unabhängigkeit der Republik unter allen Umständen gewahrt bleiben.

Die Augen dieser Partei richteten sich auf Jan Brand, der, nachdem Pretorius endgültig auf die Präsidentenwürde des Oranjestaaats verzichtet hatte, an dessen Stelle gewählt worden war und das Amt bis 1888 bekleidete. Man nennt ihn den „Vater des Vaterlandes“ und es fehlt ihm auch wahrlich nicht an gutem Willen, aber die Buren im Oranjestaat sind eben ein großes Theil friedfertiger als die Transvaalburen, und es würde Pretorius schlecht ergangen sein, wenn er nicht mehr Energie bewiesen hätte als Brand. Die einzige Waffenthat, an

der dieser Theil genommen hatte, war die Niederwerfung der Basuto in dem Kriege 1865/66, doch bestand seine eigentliche Thätigkeit nur darin, daß er sich bei dem Heere befand und ihm Muth und Opferfreudigkeit einflößte. Hätte Pretorius, wie es Brand that, bei dem Zwiste zwischen den Schwestern-Republiken auf das Quellengebiet des Vaal verzichtet, so wäre seine Stellung sofort unhaltbar gewesen, während man im Oranje-



Das Standbild des Präsidenten Brand in Bloemfontein.

staat sich ruhig damit abwand. Ebenso verdankte Pretorius seinen Sturz dem Umstande, daß Transvaal auf einen verhältnismäßig nur kleinen Streifen diamanthaltigen Bodens verzichten mußte, auf dem es bis dahin nicht einmal Hoheitsrechte ausgeübt hatte, während dem Oranjestaat ein weit größeres Gebiet kostbaren Landes fortgenommen wurde und er sich trotzdem mit papierenen Protesten begnügte, die, wie wir sahen, nur einen sehr bescheidenen Erfolg erzielten.

Wie die Transvaalburen daher auf Jan Brand verfielen, ist ein Räthsel, wenn man nicht gerade annehmen will, daß sie unter ihm nur die Union zu schließen beabsichtigten und dann nach Ablauf seiner Amtszeit Jemand aus ihrer Mitte zu wählen gedachten, was nicht schwer fallen konnte, da die nördliche Republik damals schon an Bevölkerungszahl die südliche übertraf. Genug, es wurden Petitionen mit Tausenden von Unterschriften an Brand geschickt, daß er die Präsidentenwürde in Transvaal annehmen möchte, aber dieser war sich selbst auch nicht einen Augenblick zweifelhaft darüber, daß er unmöglich die Hoffnungen der Transvaalburen erfüllen könne und zweitens daß England die Vereinigung beider Staaten als Kriegsgrund betrachten würde. Er lehnte daher die Kandidatur ab und schrieb „Seht euch, liebe Landsleute, unter bittendem Aufblick zu Gott nach dem rechten Manne um, einen geborenen Afrikaner mit der nöthigen Einsicht, Befähigung und Thatkraft, der alle seine Kräfte einem Staate, der so viele reiche Hilfsquellen besitzt, widmen kann und will.“

Der Gedanke, daß man einen Mann an der Spitze haben müsse, der mit Wort und Schrift den Gegner bekämpfen könne und daß ein solcher in Transvaal nicht zu finden sei, hatte inzwischen so weite Kreise ergriffen, daß man nun einem zweiten Oranje-Staatler, Olof John Truter, das Amt anbot, doch erklärte dieser ebenfalls sofort, die Wahl unter keinen Umständen annehmen zu wollen.

Jetzt richteten sich die Blicke auf Thomas Francois Bürgers, einen Prediger in Hanover in der Kapkolonie, der auch gleich bereit war, die Kanzel mit dem Präsidentenstuhle zu vertauschen. Bürgers war eine ziemlich bekannte Persönlichkeit. Er entstammte einer Burenfamilie in Graaff-Reinet und zeigte in seiner Jugend so viel Talent, daß er mit Unterstützung einiger Freunde nach Europa reisen und in Utrecht Theologie studiren konnte. Zurückgekehrt erhielt er die Pfarrstelle in Hanover. Da er aber der freien Richtung angehörte, kam er bald mit seiner vorgesetzten Behörde in Streit und wurde seines Amtes entsezt. Die Synode bestätigte das Urtheil, doch brachte er die Sache vor das weltliche Gericht und dieses setzte ihn wieder ein. Darob war natürlich wieder gewaltige Empörung unter der Geistlichkeit, die ihn als hartnäckigen Keizer verschrie, und andererseits übermäßige Vergötterung unter seinen Anhängern, die seine Talente und seine Beredsamkeit gar nicht genug rühmen konnten.

Dem äußerst strenggläubigen Krüger und den meisten Predigern war die Kandidatur Bürgers im höchsten Grade zuwider und die letzteren ließen keine Gelegenheit vorübergehen, vor diesem „Keizer“ zu warnen. Krüger selbst stellte einen alten Freund, Namens William Robinson als

Präsidentenwahls-Kandidaten auf und empfahl ihn auf das Wärmste. Da er seine Empfehlungen aber an die Feldkornets sandte und sie in seiner Eigenschaft als General-Kommandant unterzeichnete, so wurde ihm diese Handlungsweise als versuchte Wahlbeeinflussung sehr verargt und die einzige damals in Transvaal erscheinende Zeitung, der „Transvaal Advocate“, nahm dagegen energisch Stellung.

Einfach war die Sachlage für Bürgers keineswegs, denn nach der bestehenden Verfassung mußte der zu wählende Präsident mindestens fünf Jahre wahlberechtigter Bürger der Republik sein und der „Hervormde Kerk“ angehören; beides Vorschriften, die auf Bürgers nicht zutrafen. Aber der Volksraad änderte die Verfassung zu seinen Gunsten schleunigst dahin ab: der Präsident müßte 30 Jahre alt sein und einer protestantischen Kirchengenossenschaft angehören.

Die Begeisterung für Bürgers war denn auch so groß, daß am Wahltag sich 2964 Stimmen auf seinen Namen vereinigten, während Robinson nur 388 erhielt, und nun zog der neue Präsident schnell den Talar aus und reiste nach Transvaal, wo er unter großen Festlichkeiten empfangen und am 1. Juli 1872 in sein Amt eingeführt wurde.

### Eine verbotene Reise nach Berlin.

Er war zwar nicht gerade der Antichrist, wie einige bigotte Weiber behaupteten, der jetzt das Geschick Transvaals leitete, aber ein kurioser Heiliger war Bürgers auf alle Fälle. Er hatte eigentlich nur eine einzige gute Idee, aber die war nicht neu, und seine anderen Pläne taugten allesamt nichts.

Er begann seine Laufbahn mit einem Unterrichtsgesetz. Die Buren waren ihm nicht gebildet genug und er wollte sie auf eine höhere Kulturstufe bringen. Dazu schien ihm nöthig zu sein, daß man Schule und Kirche völlig von einander trenne, denn er erklärte, durchaus nicht einzusehen, wozu die Bibel in der Schule nothwendig sei. Mit solchen Anschauungen hätte er wohl in einem europäischen Staatswesen, wo damals „liberal“ Trumpf war, tosenden Beifall erringen können, aber niemals bei den fromm-konservativen Buren. Die Veredsamkeit des Präsidenten war aber eine so gewaltige, daß in seiner Gegenwart Niemand den Mund zu öffnen wagte, und das Gesetz wurde im Volksraad im Prinzip angenommen, obwohl der Präsident selbst eingestehen mußte, daß er einen geeigneten Leiter für das Unterrichtswesen überhaupt nicht in Afrika finden könne, sondern ihn erst in Europa suchen müsse.

Zweitens erließ er für die Kaffern eine Art Freizügigkeitsgesetz, das nach keiner Seite befriedigte und auf das wir weiterhin noch zurück-

kommen müssen. Aber man kann sich denken, daß die ältere Generation der Buren, die nur durch die äußerste Strenge die Farbigen regieren zu können meinte, bereits den Verfall des ganzen Staatswesens vor Augen sah.

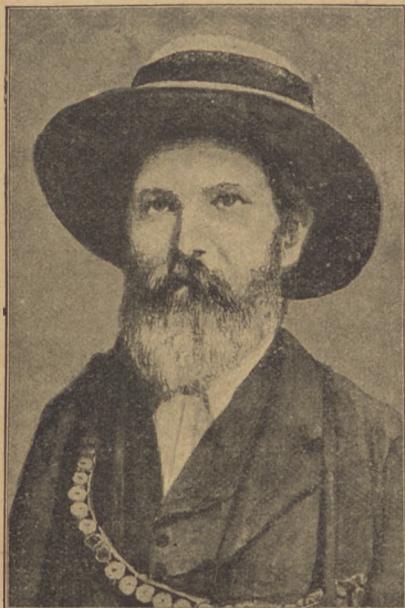
Ein gar nicht unbedeutlicher Theil der älteren Leute, zu denen auch Krüger und P. J.oubert gehörten, zogen daher allen Ernstes eine neue Auswanderung nach den schönen Weideplätzen von Damaraland oder Dvamboland in Betracht, und im Mai 1874 setzte sich thatsächlich eine Kolonne unter Führung eines gewissen van Zyl in Bewegung. Sie bezog am linken Ufer des Krokodilflusses, zwischen dem Notuang und Sirorume, ein Lager, um dort weitere Emigranten zu erwarten. Der Oberhäuptling Khamma der östlichen Bamangwatos, durch dessen Gebiet die Buren marschiren mußten, wollte aber den Durchzug nicht genehmigen,



Eine Kaffernfamilie in Damaraland.

weil er glaubte, daß die Buren das Land in Damaraland nicht käuflich erwerben, sondern mit Gewalt an sich reißen wollten. Die Emigranten waren deshalb zu einem längeren Aufenthalt in jenem ungesunden Landstriche gezwungen, wodurch viele Todesfälle bei ihnen vorkamen. Fast dezimiert konnten sie endlich über Schoschong durch das tiefsandige Land nach dem Ngami-See ziehen und dann unter ständigen Gefahren nach Westen durch Bamangwatosland, bis sie schließlich, von allen Mitteln entblößt, Damaraland erreichten. Sie erhielten zunächst etwas Land von der portugiesischen Regierung, erwarben dann aber später größere Landstrecken von dem Häuptling der Dvambo, Kambondi, und legten die Orte Otavi, Grootfontein, Franzfontein und Besfontein an. Wiederum versuchte England ohne den geringsten Rechtstitel ihnen das Land streitig zu machen. Zum Glück kam ihnen aber diesmal Deutschland zuvor und dehnte 1887 seine Schutzherrschaft über das streitige Gebiet aus.

Bürgers ließ sich durch die Unzufriedenheit des konservativen Theils der Buren jedoch nicht beirren, sondern setzte seine Reformpläne fort. Ihm kam namentlich die Entdeckung weiterer Goldfelder im Innern der Republik zu statten. Schon 1870 war in der Nähe von Marabastad (nicht weit von Pietersburg) Gold in solcher Menge gefunden worden, daß sich dort rasch eine Goldgrälerie entwickelte, an der meist Engländer und Australier betheiligt waren. 1873 wurden dann die Goldfelder in Pilgrimsrest und Mac-Mac (District Lydenburg) entdeckt; in dem dortigen Alluvialgold fanden sich so große Stücke, daß eine gewaltige



H. M. Lemmer.



Lewis Fourie.

Menschenmenge angelockt wurde. Bürgers machte selbst eine Reise dorthin und ließ Goldstücke im Werth von je 20 Mk. mit seinem Brustbild prägen und machte sie den Mitgliedern des Raads zum Geschenk. Es gelang ihm unter diesen Umständen auch nicht allzu schwer, eine Anleihe in Kapstadt aufzunehmen, um das kursirende Papiergeld einzulösen, wodurch natürlich nicht nur der Staatskredit gehoben wurde, sondern auch die Verhältnisse der einzelnen Bürger sich besserten. Trotzdem verstand er es nicht, mit den Finanzmitteln des Staates vernünftig zu wirtschaften und mußte es sich gefallen lassen, daß ihm Bührmann, der Vertreter Lydenburgs, im Volksraad vorwarf, daß er in unverantwortlicher Weise mit dem Gelde umgehe.

Sein Hauptplan — und dieser war es, den wir als den einzigen vernünftigen bezeichneten — bestand aber darin, die Industrie des Staates von der englischen Bevormundung frei zu machen und einen Exportweg nach der Delagoabai zu schaffen. Die Idee war ja schon den alten Emigranten geläufig, und Bürgers trat kurz nach seiner Vereidigung bereits mit dem Plane hervor, einen guten Wagenweg von Pretoria nach Lorenzo-Marques zu bauen. Da sich nun aber die Finanzverhältnisse hoben, erweiterte er sein Projekt und plante eine Eisenbahn-Verbindung auf dieser Strecke. In Transvaal waren die nöthigen Mittel selbstverständlich nicht aufzutreiben; der Präsident erbat sich daher einen Urlaub zu einer Reise nach Europa und erhielt ihn vom Volksraad zugleich mit der Genehmigung, für den Eisenbahnbau eine Anleihe von 6 Millionen Mark aufnehmen zu dürfen.

Wäre es Bürgers möglich gewesen, seine Reise ein paar Jahre früher antreten zu können, so wären seine Bemühungen wohl von Erfolg gekrönt gewesen, aber er konnte Transvaal erst am 17. Februar 1875 verlassen, und inzwischen hatte der große „Krach“, welcher der „Gründerzeit“ gefolgt war, die Kapitalisten vorsichtig gemacht. Es gelang dem Präsidenten wohl, mit Portugal einen für beide Länder gleich günstigen Vertrag zu schließen, der am 11. Dezember 1875 endgültig unterzeichnet wurde, aber statt der erhofften 6 Millionen wurden nur etwa  $1\frac{3}{4}$  Millionen gezeichnet, womit nichts anzufangen war.

Dieses Fiasco ist zum Theil aber auch dadurch zu erklären, daß Bürgers nur die Börsen Hollands in Anspruch nehmen konnte, nicht aber den Berliner Geldmarkt. In dem Augenblick, wo das Projekt einer Bahnverbindung Pretoria-Delagoa Bai in England bekannt wurde, war man sich dort darüber klar, daß diese für den Handel Natals die nachtheiligsten Folgen, für Deutschland hingegen großen Nutzen haben müßte. Als Bürgers daher nach Erledigung seiner Geschäfte in Holland nach London ging und dem Kolonialminister einen Besuch abstattete und hierbei seine Absicht, nach Berlin zu fahren, andeutete, erklärte ihm der Minister einfach, daß seine Reise nach Berlin die sofortige Annexion Transvaals zur Folge haben würde.

### Die Annexion Transvaals.

Als Bürgers am 21. April 1876 nach Transvaal zurückkehrte, empfing man ihn mit hellem Jubel, denn man glaubte, daß seine Mission glücklich verlaufen sei. Er wagte auch gar nicht, seinen Mißerfolg einzugestehen, und konnte es auch eigentlich nicht, denn er hatte die erlangte Summe thörichter Weise für allerhand unpraktische und verfrühte Be-

stellungen auf Wagen, Lokomotiven u. s. w. ausgegeben, so daß für die Erdarbeiten, Neuerbrückungen, Tunnelbohrungen, Arbeitslöhne, Stationsgebäude u. s. w. kein Pfennig zur Verfügung geblieben war. Noch weniger wagte er natürlich, von seinem Empfang in London und den dortigen Drohungen zu sprechen.

Aber es war auch kaum Zeit, viel über diese Dinge zu reden, denn einmal fand der Präsident die Stimmung bei seiner Rückkehr lange nicht mehr so günstig für sich als zur Zeit seiner Abreise, da die Gegenpartei in der Zwischenzeit stark gegen ihn gearbeitet hatte, zweitens befand man sich bereits in offener Feindschaft mit den Bapedi, an deren Spitze der berühmte und berüchtigte Secucuni stand.

Die Schuld an diesem Kriege trug ein gewisser Johannes Dinkoanhane, der auf der Berliner Missionsstation Botschabelo zum Christenthum bekehrt worden war, dessen Hochmuth nun aber keine Grenzen mehr kannte. Die Buren waren auf die Missionare, wie wir wissen, immer schlecht zu sprechen und hier zeigte sich allerdings einer der Fälle, der bewies, daß die Bekhrung auch ihre Schattenseiten haben konnte. Das Verhältniß zwischen den Buren und der Berliner Mission war nie ein besonders intimes gewesen und nahm jetzt einen recht gespannten Charakter an. Um so richtiger wird es sein, wenn wir uns aus den bereits erwähnten „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal“ des damaligen Leiters der Berliner Mission, D. Merensky, ein Bild der Kriegsursachen zusammenstellen, da es jedenfalls nicht zu Gunsten der Buren gefärbt ist.

Im August 1872 war, wie schon gesagt, den Kaffern von der Transvaalregierung die Freizügigkeit gestattet worden unter der Bedingung, daß sie einen Paß lösten, der jährlich 20 Mk. kostete. Die Veranlassung dazu gaben die vielen Uitlanders, die sich in den Diamanten- und Goldfelden niederließen und Kaffern als Arbeitskräfte suchten, die sie natürlich wesentlich höher bezahlen konnten, als dies den kaum der ärgsten Finanznoth entronnenen Buren, die nur von der Viehzucht lebten, möglich war. Die Farbigen strömten natürlich den hohen Lohnplätzen zu, während auf dem Lande die „Leute-Noth“ ausbrach. Um diese einigermaßen auszugleichen, führte die Regierung das Paßwesen ein, denn jetzt mußten die Kaffern immer erst in der Landwirtschaft thätig sein, um sich dort die Mittel zum Kaufen des Passes zu erwerben. Gleichzeitig wurden aber auch die Kaffern, die in den Minen wesentlich mehr als bisher verdienten, durch den Paß zu einer jährlichen Steuer herangezogen.

Dieses Recht wollte der genannte Johannes den Buren nicht zugestehen, und als ihm Merensky erwiderte, daß sie die in der Bibel vor-

gesetzte „bestehende Gewalt“ seien, der man Gehorsam schuldig sei, beschloß er, sich dieser Gewalt zu entziehen und überredete eine ganze Zahl seiner Stammesgenossen, sich ihm anzuschließen. Am 4. Oktober 1872 zogen 230 Farbige von der Missionsstation fort und ließen sich in einer unzugänglichen Kluft am Spekboom River nieder, die sie in eine fast uneinnehmbare Felsenburg verwandelten. Missionar Nachtigal, der sie dort besuchte, berichtete: „Es kommen mir die Leute vor wie Kranke, die an einer fixen Idee leiden.“

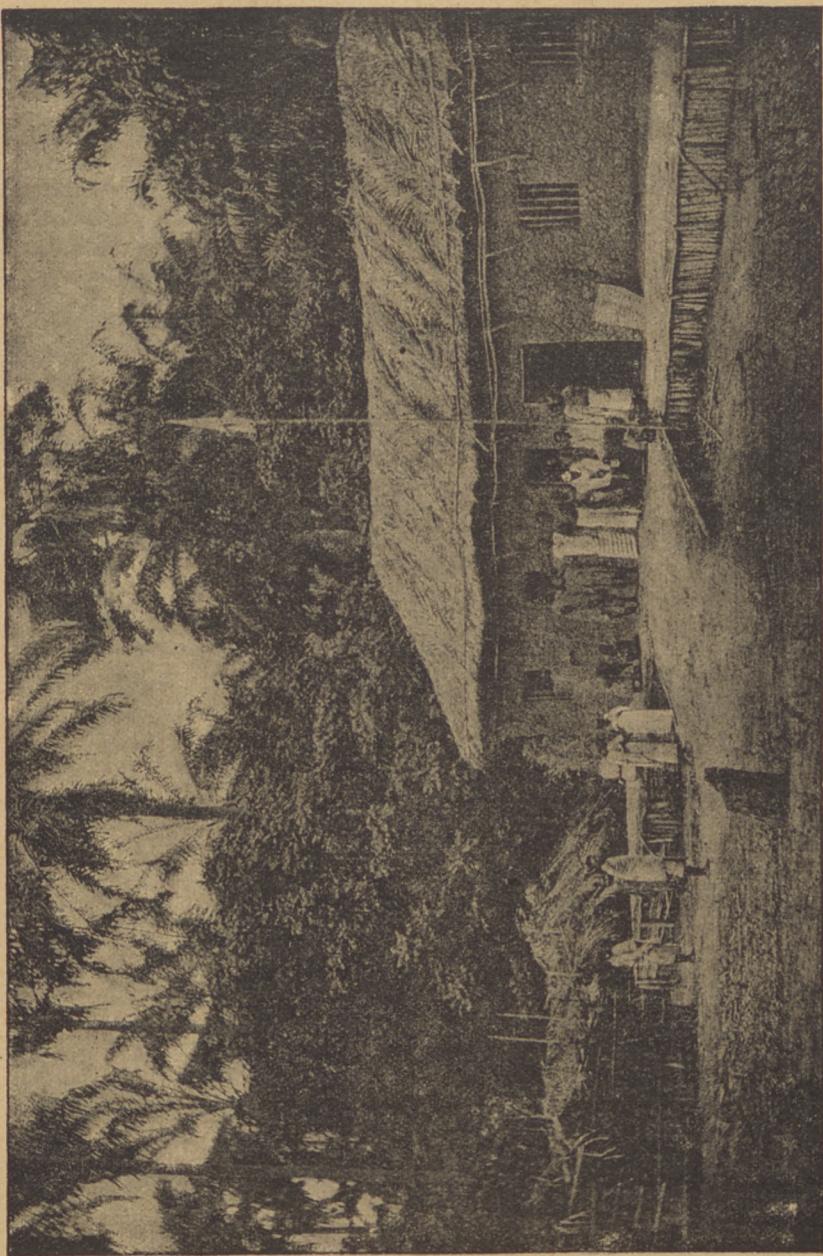
Plötzlich brach der Wahnsinn aus dem denkbar geringfügigsten Grunde aus. Im Anfange des Jahres 1876 war einem gewissen Jankowitz von der Regierung in Transvaal in der Nähe des Felsenfestes ein Ansiedlungsplatz verkauft worden, und der Besitzer sandte einige seiner Arbeiter mit einem Wagen ab, um auf seinem erworbenen Terrain Holz zu schlagen. Plötzlich stürzten Leute des Johannes hervor, behaupteten, es sei ihr Grund und Boden, warfen das gehauene Holz herunter und schickten den leeren Wagen unter Drohungen nach Hause. Eine Reklamation seitens der Regierung an Johannes und den Oberhäuptling Secucuni hatte keinen Erfolg, vielmehr sandte der Letztere eine drohende Botschaft, welche die am Waterfallfluss ansiedelten Buren veranlaßte, ihre prächtigen Gärten und Ländereien zu verlassen, die sofort von den Leuten des Johannes in Besitz genommen wurden.

Dem Präsidenten blieb nun nichts übrig, als ein Kommando von 2500 Weißen und 3000 Farbigen aufzurufen und gleichzeitig die Swasi, die alten Bundesgenossen, um 2000 Mann Hilfsstruppen zu bitten. Der Präsident übernahm selbst den Befehl, der frühere Präsident Pretorius stellte sich ihm zur Seite, und in dem General N. J. Smit, dem späteren Helden von Ingogo, fanden sie einen tüchtigen Truppenführer.

So viel Leute, wie Bürgers es wünschte, kamen natürlich nicht zusammen, doch immerhin eine sehr respektable Macht. Am 4. Juli unternahm man einen Angriff auf den stark verschanzten Mathebi's Kop und eroberte ihn auch unter Führung von Kommandant Joseph Lewies und den Feldkornets Henning, Pretorius und Stephanus Roos.

Leider benahm sich eine andere Abtheilung, die am 15. Juli gleichzeitig mit den Swasi die Felsenburg des Johannes angreifen sollte und unter Führung des Kommandanten Philip Coetzer stand, viel weniger mannhaft. Die Swasis sollten von der einen Seite des Berges, die Buren von der anderen angreifen.

Die Bapedi bemerkten zuerst die Buren, und Johannes sandte ihnen eine Abtheilung von 80 Mann entgegen. Kaum war diese aber mit den Buren ins Gefecht gerathen, als sie von der Höhe die anrückenden Swasi



China Mission Station.

gewahrten, umkehrten und den Ihrigen zu Hilfe eilten. Die Buren begnügten sich, von sicherer Höhe aus einige Schüsse aus ihren von einem deutschen Artilleristen kommandirten Kruppkanonen abzugeben, dann erfolgte das verabredete Zeichen, auf welches hin die Swasi mit Löwenmuth den schweren Angriff wagten. Die äußere, acht Fuß hohe Ringmauer wurde im Sturm übersprungen, obwohl gleich fünfzig der Angreifer dabei fielen. „Es sah aus,“ so erzählt ein Augenzeuge, „als ob Schilder über eine Mauer geworfen würden.“ Dann erfolgte ein blutiger Kampf um die inneren Verschanzungen, welche jedoch nicht eingenommen wurden, und die Swasi kehrten, nachdem sie viel Vieh erbeutet hatten, voll Zingrimm darüber, daß die Buren sich am Sturme nicht betheiligt hatten, in ihr Land zurück.

Von den Vertheidigern des Felsenfestes lagen zweihundzwanzig Männer tot auf der Walstatt, neunzehn waren verwundet, auch einige Weiber und Kinder hatten den Tod gefunden. Unter den Verwundeten war zum Tode getroffen Johannes selbst. Eine Kugel hatte ihm beide Arme zerschmettert, eine andere das Gesicht durchbohrt. —

Der Widerstand an dieser einen Stelle war nun zwar gebrochen, aber man hatte die besten Hilfskräfte, die Swasi, verloren. Wohl wollte der Präsident den Kommandanten Coetzer sofort vor ein Kriegsgericht stellen, doch wurde die Sache lange von dessen Freunden hintertrieben, schließlich der Kommandant zwar zu einer hohen Strafe verurtheilt, doch hatte die Regierung nicht mehr die Macht, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Ueberhaupt herrschte im Heere große Disciplinlosigkeit. Erstens murkte man über die Art der Kriegsführung. Statt den Feind nach alter Burenart einzuschließen und durch Vernichtung seiner Lebensmittel auszuhungern, sollten jetzt außerordentlich starke Bergfestungen stürmender Hand genommen werden, und man war, vielleicht nicht mit Unrecht, der Meinung, daß diese neue Art darauf zurückzuführen sei, daß Präsident Bürgers den Oberbefehl führte. Ob, wie vielfach behauptet ist, Krüger und die Dopperpartei an der Aufreizung der Truppen Schuld trugen, ist nicht nachzuweisen, dagegen spielte ein gewisser Stephanus Prinsloo eine Hauptrolle dabei.

Nachdem es dem Hauptcorps unter N. G. Smit am 26. Juli gelungen war, den Unterhäuptling Mapaslella mit seinem ganzen Volke zu vernichten, vereinigten sich beide Burenheere. Aber ein Interesse an Beseitigung der Unsicherheit glaubten nur die wenigen nächstwohnenden und zunächst bedrängten Grenzbewohner zu haben. — Was im Feldzuge an Wagen, Ochsen und Pferden zu Schaden kam, mußte der Eigenthümer als persönlichen Verlust tragen; verpflegen mußte sich auch jeder selbst

und nur Fleisch wurde täglich geliefert, so daß der Ruf „huis toe!“ (nach Hause!) schon jetzt oft genug erscholl.

Im Augenblicke der Vereinigung beider Heere machte die stattliche Zahl allerdings solchen Eindruck auf die in der Nähe wohnenden Vasallenhäuptlinge, daß sie von Secucuni abfielen und sich mit den Buren verständigten. Bürgers zog darauf am Olifantsfluß mit dem vereinigten Heere weiter, mußte aber bald erfahren, daß solch Bürgerheer um so schwerer zu regieren ist, je zahlreicher es wird. Ein mit Hilfe der Mata-bele gegen Mmuntle ausgeführter Handstreich hatte Erfolg, aber vor der Stadt Secucunis angekommen, sahen sich die Buren Felsenburgen gegenüber, wie sie ihnen gewaltiger und unzugänglicher noch nicht vorgekommen waren. Bürgers befahl einen Angriff, jedoch wurde dieser kaum versucht, und der Präsident mußte es erleben, daß gleich darauf der größte Theil der Buren die Wagen anspannte und auf dem Wege, den man gekommen war, nach Hause zog. Nur mit Mühe schlug sich der verlassene Präsident mit den ihm treugebliebenen Leuten, unter denen sich einige Deutsche hervorhatten, nach Lydenburg durch und kehrte entmuthigt und erbittert nach der Hauptstadt Pretoria zurück. —

Die Buren hatten, um ihren Rückzug zu decken und ihre Grenzen vor Einfällen der Feinde zu schützen, zwei Forts errichtet und besetzt: Fort Bürgers am Steelpoortflusse und Fort Olifant am Flusse gleichen Namens. In jedem hatten sie eine schwache Besatzung zurückgelassen. Da Bürgers voraussah, daß auch diese wichtigen Punkte bald verlassen werden würden, griff er zu dem einzigen Mittel, welches die Möglichkeit gewährte, den Krieg zu Ende zu führen: er bewog den Volksraad, eine außerordentliche Kriegssteuer auszuschreiben (zweihundert Mark für den angesessenen Mann) und warb Söldner an, welche gegen Sold und das Recht auf alle Beute an Vieh auf eigene Hand gegen den Feind operiren sollten. Für den Fall, daß sie ihn zur Unterwerfung brächten, wurden jedem der Theilnehmer einige tausend Morgen Land in dem eroberten Gebiet als Eigenthum zugesprochen.

Abenteurer aus dem Kaplande, Engländer, Franzosen und Deutsche besetzten nun die Forts, man nannte diese Haufen moderner Landsknechte bald „Flibustier“. Der tapfere Kommandant des von Fort Bürgers aus operirenden Haufens, ein früherer preußischer Offizier, von Schlickmann, fiel aber bald, und nach seinem Tode geschah nur wenig von diesem Punkte aus.

Glücklicher war die unter Kommandant Ferreira stehende Besatzung des Fort Olifant. Einem Heere Secucuni's, welches hier den Häuptling Machal angriff, wurde mit ihrer Hilfe eine schwere Niederlage bereitet. —

Der schmachvolle Rückzug der Buren und das von ihnen geworbene Söldnerheer boten den Engländern die Handhabe zur Annexion. Sir Theophilus Shepstone, der Kommissar für die Eingeborenen in Natal, berichtete an Lord Carnarvon, den damaligen englischen Kolonialminister, daß der Präsident keine Macht über die Bürger habe, sondern daß ein Zustand völliger Anarchie ausgebrochen sei, daß die Buren mit dem Heere Secucuni's nicht fertig werden könnten und daß, wenn dieser Erfolge eringen sollte, ein Aufstand der gesammten farbigen Bevölkerung Südafrikas zu befürchten wäre, endlich daß das Söldnerheer sich der größten Uebergriffe schuldig mache und weder Weib noch Kind der Kaffernbevölkerung schone.

So ganz unrichtig waren diese Behauptungen nicht, aber sie bildeten natürlich nur den Vorwand für England, um das „Goldland“ Transvaal an sich zu reißen und dem Handelseinfluß Deutschlands, der sich mehr und mehr geltend zu machen wußte, den Boden zu entziehen. Am 6. Oktober 1876 unterzeichneten Carnarvon für Shepstone im Namen der Königin von England die geheime Vollmacht, Transvaal, falls es wünschenswerth erscheine, zu annexiren. „Solche Annexion,“ heißt es in dem Aktenstück, „soll jedoch nur dann in dem Staate oder einem Theile desselben proklamirt werden, wenn die Einwohner oder doch ein ziemlicher Theil oder die Behörden desselben den Wunsch ausdrücken, englische Unterthanen zu werden.“

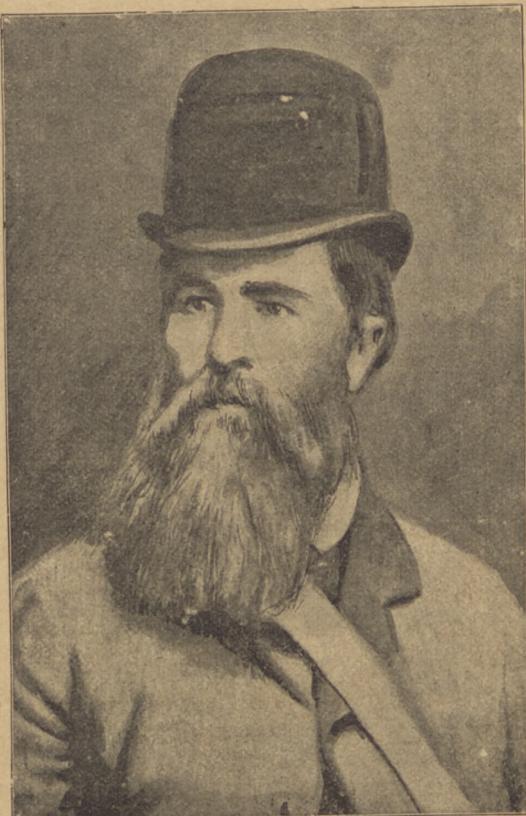
Shepstone ließ hier von natürlich zunächst nichts merken, sondern begab sich nach Pretoria, um angeblich die Verhältnisse zu prüfen und der Regierung mit seinem Rath beizustehen. Die Engländer, die sich auf den Goldfeldern in Lijdenburg angesiedelt hatten und tatsächlich Angst haben mochten, daß ihnen die Horden Secucuni's einen Besuch abstatten würden, überreichten dem englischen Kommissar Adressen, in denen sie um den Schutz der englischen Regierung bateten. Auch einige Buren waren naiv genug, um denselben zu bitten, indem sie hofften, daß wenn die englische Regierung einen Druck auf Secucuni ausüben würde, dieser schnell Frieden schließen würde (was übrigens ohnehin damals in dessen Willen lag, da ihm die „Ulibustier“ arg zusegneten).

Andere Buren waren allerdings nicht so thöricht, sondern sahen die Absicht voraus, was übrigens nicht allzu schwer war, da England 1868 Basutoland, 1871 West-Griqualand, 1874 Ost-Griqualand und 1875 Niemans- und Tjingoland sich einverlebt hatte. Wenige Tage nach dem Eintreffen Shepstone's in Pretoria erschienen 233 bewaffnete Buren und fragten den Präsidenten, was der englische Kommissar wolle und was der Zweck seines Eintreffens sei. Auf die Antwort, daß der Kommissar

eine Konföderation der Staaten und Kolonien Südafrikas zu schließen beabsichtigte, erklärten sie sämmtlich ihre Missbilligung gegen solchen Plan.

Damit war aber dem Präsidenten, der den Zweck des Besuches wohl ahnte und an seine Unterredung mit dem Kolonialminister in London dachte, wenig gedient. Shepstone hatte zunächst zu verstehen gegeben, Transvaal brauche eine starke Regierung, aber der Volksraad bekämpfte alle Maßregeln des Präsidenten. Das Unterrichts-Gesetz hatte er bereits fallen lassen müssen, dann machte man ihm wegen der mißglückten Eisenbahn-Anleihe Vorwürfe und daß das in der Delagoa-Bay eingetroffene Material an Wagen, Schwellen und Schienen verkomme und verfaule (es wurde später tatsächlich als altes Eisen verkauft), ferner wollte man die von ihm für den Secucuni-Feldzug in Kapstadt aufgenommene Anleihe von 400 000 Mark nicht anerkennen und machte ihm obendrein Vorwürfe, daß er die Schuld an dem unglücklichen Ausgange desselben trage — kurz von einer einheitlichen Regierung war keine Rede.

Zum Unglück zog jetzt auch noch Secucuni, augenscheinlich von englischen Agenten aufgestachelt, sein Friedensanerbieten zurück, so daß der Präsident als letztes Mittel eine völlig neue Verfassung ausarbeitete, in welcher ihm wesentlich größere Machtbefugnisse zuerkannt, verantwortliche Minister geschaffen und ein oberster Gerichtshof eingesetzt wurden. Bürgers versuchte mit dem ganzen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden



Bechtgeneraal N. Smit.

glänzenden Beredsamkeit, den Raad zur Annahme dieses Gesetzes zu veranlassen, und ein Theil desselben begriff auch, um was es sich handelte, aber die Dopperpartei war zu mächtig. Man wählte Paul Krüger, der damals als der schärfste Gegner Bürger's galt, zum Vicepräsidenten und vertagte sich sofort, weil man auf diese Weise am besten der Schwierigkeit, die neue Verfassung und das Bündniß mit England annehmen oder ablehnen zu müssen, aus dem Wege gehen zu können glaubte.

Das war entschieden eine Kurzsichtigkeit, denn Shepstone schwankte damals noch sehr, ob er die Annexion vornehmen dürfe und gestand daher auch in einer Besprechung mit Bodenstein, dem Vorsitzenden des Raads, ausdrücklich zu, daß England die Konföderation und die neue Verfassung als Zeichen beginnender Erstarkung betrachten würde. Gelang es Shepstone, die Konföderation, welche hauptsächlich auf einen Handelsvertrag mit England und Lahmlegung der deutschen Industrie hinzielte, durchzusetzen, dann durfte er auf allgemeine Zustimmung in England rechnen, während er wohl wußte, daß die Annexion bei der „liberalen“ Partei seines Heimathlandes keine Billigung finden würde.

Durch Einigkeit hätten die Buren England zurückschrecken und Zeit gewinnen können, in ihren inneren Angelegenheiten Ruhe und Ordnung zu schaffen, dagegen war es unglaublich naiv, die Karre so, wie sie verfahren war, im Sumpf stecken zu lassen, und sich selbst aus dem Staube zu machen. Sargeaunt, der bald darauf zur Prüfung der Finanzverhältnisse von England nach Transvaal entsendet wurde, stellte fest, daß die von den Bürgern nicht bezahlten Steuer-Rückstände die Höhe von 340 000 Mk. erreicht hatten, daß kein Pfennig im Staatsfond war, daß die Beamten über 70 000 Mk. rückständige Gehälter zu fordern hatten, die Postverwaltung ein Deficit von fast 150 000 Mk. hatte, die gesammte Staatschuld 3 120 000 Mk. betrug, wovon ein Theil mit 10 bis 12 Prozent verzinst werden mußte, ja der Staat, um nur 8000 Mk. geliehen zu bekommen, die sogenannte „Salzpfanne“ bei Pretoria hatte verpfänden müssen.

Der Präsident machte noch einen letzten Versuch, den man fast als Staatsstreich bezeichnen könnte; er versuchte nämlich die von ihm ausgearbeitete Verfassung zwangsläufig einzuführen, aber auch dieser Schritt mißlang.

Inzwischen hatte Shepstone nach England berichten können, daß von den 8000 Einwohnern Transvaals etwa 2500 um englischen Schutz gebeten hätten, was jedoch so zu verstehen ist, daß eigentlich nur die Uitlanders, deren weitaus große Mehrheit englischer Abstammung war, die Annexion herbei wünschten, die Buren aber, mit geringen Ausnahmen, nur eine

Unterstützung ersehnten. Am 12. April 1877 erließ Shepstone eine Proklamation, durch welche Transvaal annexirt wurde, worauf Bürgers einen schriftlichen Protest einreichte. Shepstone hatte nur eine geringe Zahl von Polizisten bei sich, so daß schon das Erscheinen einer Anzahl bewaffneter Buren genügt hätte, die englische Herrlichkeit zu verjagen, aber keine Hand regte sich. Da in weiten Kreisen scheint kaum Interesse für diese Frage vorhanden gewesen zu sein, denn ein holländischer Pastor, der damals Transvaal bereiste, behauptete, daß von hundert Buren neunundneunzig dem Wechsel der Dinge gleichmuthig zugeschaut hätten.

Hierbei darf ein Punkt jedoch nicht übersehen werden. In der Proklamation Shepstone's war ausdrücklich gesagt „es ist der Wunsch Ihrer Majestät, daß sich Transvaal der größten gesetzgeberischen Privilegien, die mit den Verhältnissen des Landes und der Einsicht seiner Einwohner vereinbar sind, erfreuen solle und daß es jedem freistehen würde, sich in der gesetzgebenden Versammlung der holländischen oder englischen Sprache zu bedienen“. Hieraus mußte Jedermann folgern (und Shepstone hat es sich vielleicht auch so gedacht), daß der Volksraad nach wie vor Beschlüsse fassen solle, daß aber das Veto-Recht der englischen Regierung vorbehalten bleibe.

Das ist natürlich ganz etwas anderes als das, was wirklich geschah, nämlich daß die Gesetze einfach von England dictirt wurden. Trotzdem bleibt es unerklärlich, warum die Buren, wenn sie eine so weitgehende Einmischung Englands zugestanden, nicht lieber in die Konföderation einwilligten, die ihnen eine weit größere Selbstständigkeit sicherte.

### Durch Kampf zum Sieg.

Es mußte den Buren sehr bald zum Bewußtsein kommen, daß ihnen auch nicht die geringste Spur von selbstständiger Regierung zugedacht war. Sie wurden überhaupt nicht gefragt, sondern die englischen Beamten, die meist aus Natal kamen, handelten nach eigenem Ermessen.

Da die Engländer vollauf zu thun hatten, die Farbigen zu unterwerfen, so hätte man mit Gewalt leicht zum Ziele kommen können, aber man ließ sich Jahre lang auf Verhandlungen mit der englischen Regierung ein, die nicht den geringsten Erfolg hatten. Zunächst hielt man eine Umfrage, ob die Bürger mit der Annexion einverstanden seien, und es ergab sich, daß 6591 sich dagegen erklärten. Krüger und Joubert wurden daraufhin nach England gesandt, um die Aufhebung der Annexion zu erbitten, doch wurden sie kurz abgewiesen. In Kapstadt verhandelten sie mit dem High Kommissioner Sir Bartle Frère, doch hieß es auch

hier: „Die englische Flagge bleibt unwiderruflich über dem Lande wehen.“ — „Über dem Lande vielleicht,“ erwiderte trocken Joubert, „aber nicht über dem Volke! Lieber ziehen wir nördlich in die Wildnis hinein, als daß wir unter englischer Flagge leben!“

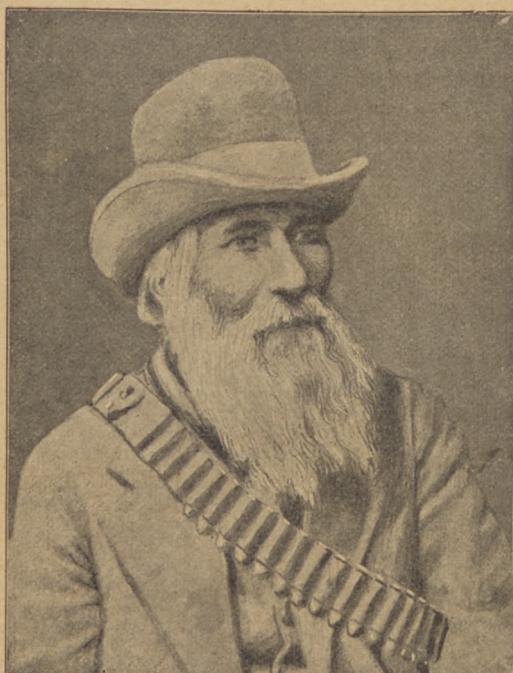
Ein wenig scheint diese Antwort die Kapregierung doch verblüfft zu haben, denn es ist zweifellos damals dort erwogen worden, ob nicht die Annexion durch eine Konföderation ersezt werden könne, aber in England hatte man für diese Frage kein Verständnis, sondern als Wolseley

auf Befehl der englischen Regierung zur Unterdrückung der Zulu und Bapedi im September 1879 in Südafrika eintraf, erklärte er klar und deutlich, Transvaal würde englisches Land bleiben, „so lange die Sonne schiene“. Als ihm nach seinem Sieg über Secucuni in Pretoria, wo damals schon eine bedeutende Zahl Uitlanders sich niedergelassen hatte, ein Bankett gegeben wurde, erklärte er hochmuthig: „Es ist eine Thatsache, daß wir hier sind und es ist eine ebenso zweifellose Thatsache, daß die englische Regierungs-

leitung hier bleibt.“ Und als in Folge dessen eine Massenversammlung abgehalten und gegen die britische Souveränität protestirt wurde, ließ Wolseley den Vorsitzenden der Versammlung Pretorius und den Schriftführer Bok wegen Hochverrats verhaften.

Jetzt begann der Widerstand. Schon vordem war eine geheime Versammlung der hervorragendsten Buren abgehalten worden, in welcher die Anwesenden folgenden Schwur leisteten:

„In der Gegenwart des allmächtigen Gottes, des Ergründers der Herzen, dessen gnädigen Beistand wir ersuchen, haben wir Bürger



Frans Joubert.

der Südafrikanischen Republik feierlich beschlossen, für uns und unsere Kinder uns zu einem heiligen Bunde zu vereinen, den wir mit feierlichem Eide bekräftigen. Es sind jetzt 40 Jahre her, daß unsere Väter die Kapkolonie verließen, um ein freies, unabhängiges Volk zu werden. Wir haben Natal gegründet, den Oranjerestaat und die Südafrikanische Republik und dreimal hat die englische Regierung unsere Freiheit mit Füßen getreten. Unsere Flagge, getauft mit dem Blute und den Thränen unserer Väter, ist niedergetreten worden. Diese 40 Jahre waren 40 Jahre der Sorge und des Leidens. Wie durch einen Dieb in der Macht ist unsere freie Republik uns gestohlen worden. Wir können und wollen dies nicht dulden. Es ist der Wille Gottes, daß die Einigkeit unserer Väter und die Liebe zu unseren Kindern uns verpflichte, unseren Kindern unbefleckt das Erbe unserer Väter zu überliefern. Aus diesem Grunde vereinigen wir uns hier und geben einander die Hände als Männer und Brüder, feierlich versprechend, unserem Lande und Volke treu zu bleiben, und, auf Gott blickend, bis in den Tod zusammen zu wirken für die Wiederherstellung unserer Republik. So wahr uns der allmächtige Gott helfe."



L. P. Bezuidenhoud.

Während die jüngeren Leute sich bereits zusammenfanden, um Alles für einen Aufstand vorzubereiten, trat ein Ereignis ein, das nochmals Aussicht auf eine friedliche Lösung zu bieten schien. Das konservative Ministerium unter Beaconsfield mußte zurücktreten und an seine Stelle traten die Liberalen unter Gladstone. Der Letztere hatte kurz vorher geäußert: „Wenn diese Erwerbungen (nämlich Transvaal) so werthvoll wären, wie sie werthlos sind, so würde ich sie doch verschmähen, weil sie durch Mittel erworben sind, die den Charakter der Nation entehren.“ — Für die ehrlichen Naturen der Buren stand es jetzt fest, daß der neue Minister seine Laufbahn mit der Freigabe

Transvaals beginnen würde; wie groß war aber ihre Enttäuschung, als sie auf ein dahin zielendes Bittschreiben die telegraphische Antwort erhielten: „Die Autorität der Königin über Transvaal kann unter keinen Umständen aufgegeben werden.“

Ja, die Verhältnisse wurden noch drückender. Bisher hatte die englische Regierung nur die laufenden Steuern eingezogen und dabei selbst Rücksicht walten lassen; der neue Finanzchef Steeler wies aber die Landdrosten an, alle Rückstände, sogar diejenigen aus den Zeiten der früheren Republik, einzutreiben.

Damit war das Signal zum Ausbruch von Unruhen gegeben. Zunächst weigerten sich 110 Bürger im Distrikt Wackerstroom, die Steuern zu zahlen, bevor dieselben nicht vom Volksraad genehmigt wären. Dann sollte der Farmer Bezuidenhoud im Distrikt Potschessetroom 545 Mk. Steuern zahlen, er behauptete aber, nur 280 Mk. schuldig zu sein. Die Regierung ließ deshalb dem Farmer für die Differenz durch Militär einen Wagen pfänden, der aber am Versteigerungstage durch hundert bewaffnete Buren weggenommen wurde. Ebenso wurde der Landdrost von Wackerstroom an der Ausführung von ihm angeordneter Beschlagnahmungen verhindert. Die Landdrosten baten nun um militärische Hilfe, doch standen der Regierung im Augenblick nur wenige Kompanien zur Verfügung.

Am 16. Dezember 1880 wurde in Pardekaal (zwischen Potschessetroom und Pretoria) die Südafrikanische Republik proklamirt und zur Leitung derselben ein Triumvirat, bestehend aus Paul Krüger, Piet Joubert und dem früheren Präsidenten M. W. Pretorius gewählt. Die Proklamation sollte in Potschessetroom gedruckt werden, was Major Clarke, der mit 35 Mann dort lag, zu verhindern suchte. Am zweiten Tage wurde aber das Strohdach des Hauses, in dem er sich verbarrikadiert hatte, angezündet, so daß er sich schleunigst mit seinen Leuten Cronje ergeben mußte. Die Proklamation wurde nun überall verbreitet, und bald standen 7326 Mann, zum Theile mit Westley- und Richard-Büchsen bewaffnet, bereit, die Freiheit des Landes zu kämpfen.

Das erste Gefecht erfolgte am 20. Dezember bei Bronkhorst Spruit. Oberstleutnant Anstruther war, als die Steuerverweigerungen begonnen hatten, von Lijdenburg nach Pretoria berufen worden und befand sich ohne besondere Sicherheitsmaßregeln mit 9 Offizieren und 254 Mann vom 94. Regiment, 33 Wagen und 1 Geschütz unterwegs. Die Musik spielte lustig; ihr voran ritt der Oberstleutnant und ein Offizier, als plötzlich vorn und an der linken Seite ein über 400—500 Mann

starker Trupp bewaffneter Buren unter Führung von Frans Joubert auftauchte und ein Parlamentär (Paul de Beer) ihm die Mittheilung von der Ausrufung der Republik machte und ihn gleichzeitig aufforderte, nicht einen Schritt weiter zu marschiren. Anstruther war sich über die Stärke des Feindes, der zum Theil durch Dornengestrüpp verdeckt war, im Unklaren und antwortete daher: „Ich habe Ordre, nach Pretoria zu marschiren und ziehe weiter; was Ihr wollt, kümmert mich nicht,“ und gleichzeitig setzte er sein Pferd in Galopp, um Anordnungen für das Gefecht zu ertheilen. In demselben Augenblick erfolgte aber auch die erste Salve der Buren, die den Oberstleutnant verwundete, die übrigen Offiziere tödte oder verwundete und auch unter den Mannschaften gehörig aufräumte. Das Gefecht hatte nach Burenberichten 10, nach englischen Quellen 25 Minuten gedauert, als Anstruther, von der Aussichtslosigkeit des Kampfes überzeugt, mit dem Taschentuch winkte. Sofort wurde das Feuer eingestellt und die Buren suchten den Verwundeten nach Möglichkeit zu helfen. Ein Drittel (86 Mann) war todt, ein zweites Drittel (83) verwundet, das letzte Drittel ergab sich. Man ließ jedoch sofort ein paar Mann frei, um aus Pretoria ärztliche Hilfe herbeizuholen, und auch die übrigen wurden bald gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Buren zu kämpfen, nach Natal entlassen. Die Buren hatten nur einen Todten und fünf Verwundete.

Anstruther war vielleicht unbedacht auf dem Marsche vorgegangen und nicht frei von den Vorwürfen, die ihm mit reichlicher Hand zugesessen worden sind, aber er verdient unsere Achtung als brave, biedere Soldatennatur, die ihren Fehler, ohne zu murren, mit dem Leben büßt. Die liebevolle Behandlung, welche die Buren ihm und seinen verwundeten Leuten angedeihen ließen, erwiderte er durch ritterlichen Dank. Als er nach wenigen Tagen den Tod herannahen fühlte, ließ er seinen siegreichen Gegner Frans Joubert an sein Bett rufen, nahm Abschied von ihm und schenkte ihm zum Andenken seine Waffen.

Reiz hat die Scene in seinen „Afrikanischen Gedichten“ verewigt:

„Wir können keinen Segen haben!  
So rast der wahre Held.  
Eure Sach' ist recht, und unsere nicht,  
Darum sind wir gefällt.“

Gieb mir die Hand, die Hand, Joubert,  
Nimm meine Waffen an!  
Ich gebe sie mit Kriegsmanns Ehr'  
An solchen tapferem Mann.“

Waren die Buren auch an Zahl den Engländern wesentlich überlegen, so mußten sie doch ihre Kräfte sehr zerstücken und einen beträcht-

lichen Theil derselben zur Einschließung und Belagerung der englischen Garnisonen verwenden. Wir haben bereits in dem Kriege gegen die Bapedi die Beobachtung gemacht, daß ein Sturm auf Verschanzungen wenig nach ihrem Geschmacke war. Zu einer regelrechten Belagerung fehlte es ihnen aber an Geschütz, und deswegen verließen ihre Anstrengungen auf diesem Felde resultatlos bis auf einen Fall, wo der Hunger ihr Bundesgenosse wurde. Einzelne kleinere englische Forts wurden überhaupt nicht belagert, sondern es erschienen nur gelegentlich Burentrupps vor den Thoren derselben, wodurch die betreffenden Besetzungen aber gezwungen wurden, auf ihrer Hut zu sein.



Hans Grasmus.



Hans Botha.

Die Belagerung erstreckte sich auf die Stadt Pretoria, wo eine starke englische Besetzung von 4 regulären Kompanien, 400 Freiwilligen einer Abtheilung Pioniere und etwas Artillerie unter Befehl von Oberst Bellairs lag; das Fort bei Potschefstroom, das Major Thornhill mit zwei Kompanien und zwei Neunpfündern hielt; das Fort bei Rustenburg, das Kapitän Auchinleck mit einer Kompanie vertheidigte; das Fort bei Wafkerstroem, in dem zwei Kompanien unter Kapitän Saunders lagen; Stadt und Fort Standerton, wo Major Montague etwa 425 Mann zur Verfügung hatte; das Fort bei Lijdenburg, das Leutnant Long mit 60 Mann und einer Anzahl Freiwilliger vertheidigte und auf das Fort Marabastadt, in dem Kapitän Brook mit 140 Mann lag.

Die größten Anstrengungen wurden natürlich seitens der Buren gemacht, um sich in den Besitz von Pretoria zu setzen. Sie hatten dort unter geschickter Benützung der Bodenverhältnisse zehn stark befestigte Lager errichtet und standen in einer Stärke von etwa 1100 Mann unter Befehl von Hendrik Schoeman, Henning Pretorius, Grasmuss und Hans Botha. Am 6. Januar 1881 machte aber ein Theil der britischen Besatzung unter Kapitän Burr einen Ausfall gegen das Burenlager auf Zwart Kopje bei Elandsfontein und nahm nach einstündigem Kampfe 17 Buren gefangen, unter ihnen den schwer verwun-



H. Schoeman.



Henning Pretorius.

deten Führer Hans Botha. Dadurch ermuthigt unternahmen die Engländer eine Woche später mit etwa 470 Mann und mehreren Geschützen einen größeren Angriff auf das unter Pretorius stehende Burenlager bei den Magaliesbergen, mußten sich aber nach sechsstündigem Kampfe in höchster Eile zurückziehen, da die Buren inzwischen von einer anderen Seite angriffswise gegen Pretoria vorgegangen waren und dasselbe fast erobert hätten. Nur ihrer Artillerie verdankten die Engländer damals, daß ihnen die Stadt nicht verloren ging. Am 4. Februar machten die Engländer einen neuen Ausfall gegen Derde Poort, zogen sich aber bald zurück, da sie wohl merkten, daß sie den Buren durchaus nicht unerwartet

kamen. Am 12. Februar versuchten sie abermals einen Ueberfall. Noch vor Morgengrauen gingen 5 Kompanien, 1 Detachement Kavallerie und ein Geschütz unter Befehl von Oberstleutnant Gildea gegen Derde Poort vor. Im Augenblicke ihres Frontangriffes wurde aber bereits ihre Reserve von einer Burenabtheilung im Rücken beschossen und weitere Trupps ließen sich an der linken Flanke blicken, so daß der verwundete englische Heerführer schleunigst seine Truppen nach Pretoria zurückzog. Damit war den Engländern der Muth für weitere derartige Unternehmungen vergangen und sie schoben die ganze Schuld auf die in Pretoria ansässigen Buren, welche angeblich ihre Bewegungen verrathen sollten. Sie stellten sogar die in Pretoria wohnenden Gemahlinnen des Staatssekretärs und des Staatsprokurator der Südafrikanischen Republik unter Aufsicht; hoben aber nach einiger Zeit, als ihnen klar geworden war, daß die Damen von strategischen Maßnahmen doch nicht genug verstehen könnten, um den Verräther zu spielen, die lächerliche Maßregel wieder auf. Dagegen warteten sie nun sehnlichst auf die ihnen aus Natal zugesagten Verstärkungen und hielten in dieser Hoffnung sogar eines Nachts mehrere vom Mond beschienene Paviane auf einer Höhe der Magaliesberge für die Vorhut der unter Colley anrückenden Truppen. Eitel Freude war daher in Pretorias Mauern, als Schoeman, nachdem bereits die Lebensmittel-Rationen herabgesetzt waren, die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand überwandte.

Potscheffstroom wurde von etwa 400 Buren unter Cronje's Führung belagert, doch vermochte die eine glatte Schiffskanone, welche fünfsündige Kugeln warf, dem Fort nicht allzuviel Schaden anzuthun. Sehr unangenehm machte sich dagegen der Mangel an Lebensmitteln geltend — man hatte nur verdorbenen Mais und Kaffernkorn —, und dem Kommandanten blieb schließlich nichts übrig, als in Verhandlungen zu treten, die am 19. März mit der anscheinend recht günstigen Bedingung endeten, daß die Besatzung mit wehenden Fahnen abziehen dürfte. In der Wirklichkeit war aber am 6. März bereits Waffenstillstand geschlossen worden, und Cronje hatte nur verstanden, einen so engen Gürtel um das Fort zu legen, daß die Nachricht nicht hinein gelangen konnte. Die Engländer hatten 25 Tode und 54 Verwundete, die Buren 6 Tode und 11 Verwundete gehabt.

Wesentlich größere Anstrengungen hatten Dietrich Müller und S. P. Steyn gemacht, um Lijdenburg in ihre Hand zu bringen, doch war ihnen der Erfolg nicht vergönnt. Zunächst hatten sie nur 250 Mann und eine sechspfündige Schiffskanone, womit wenig anzufangen war, doch verstanden sie es, so viel Buren heranzuziehen, daß das Corps

schließlich auf 600 Mann angewachsen war. Damit wagte Steyn — als wahrscheinlich schon Gerüchte von Unterhandlungen schwirrten — einen allgemeinen Sturm auf das Fort, doch gelang es den Engländern mit dem Muth der Verzweiflung, denselben abzuschlagen, und kurz darauf traf die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes ein.

Die Belagerung von Rustenburg war halb und halb ein Spaß. Als einzigstes Geschütz hatte Cloff, der dort mit 200 Mann stand, eine Kanone, die ein Bur aus Eisenstangen zusammengeschweißt hatte, und die, obßchon ganz geistwoll konstruirt, herzlich wenig Schaden anrichtete. Nach wenigen Schüssen war sie heiß und ließ sich nicht mehr laden, und dann mußte man geduldig ausharren, bis sie sich wieder abgekühlt hatte. Dagegen verstanden es die Buren recht gut, durch Laufgräben dem Feinde näher zu kommen und den ursprünglichen Gürtel von 1200 Yards auf 400 zu verringern. Kapitän Auchinleck machte in Folge dessen einen Ausfall, um sich der Umklammerung zu entziehen, doch wurde er bei diesem Versuch schwer verwundet. Jrgend welche Erfolge wurden bis zum Eintritt des Waffenstillstandes von keiner Seite erzielt.

Von Walkerstroom ist noch weniger zu berichten. Die Belagerung wurde nur von etwa 100 Buren unter van Straaten aufrecht gehalten, denen sich eine Anzahl Kaffern angeschlossen hatte. Ebenso standen auch Kaffern auf englischer Seite. Es kam aber nur zu einigen Ausfällen der englischen Besatzung, um sich in den Besitz von Schlachtwieh zu setzen, und hierbei fielen zwei Engländer und einer wurde verwundet.

Nicht viel anders war es bei Standerton, dessen Kommandeur, Major Montague, nach englischen Quellen, ein großer Freund der Peitsche war, mit welcher er seine Soldaten bei jeder Gelegenheit bearbeitete. Die Belagerungssarmee, welche unter Befehl von Engelbrecht stand, hatte überhaupt keine Kanone, und die Engländer hatten eine einzige, aber sie konnten mit ihr nicht mal einen Schreckschuß abfeuern, denn sie war aus Holz und mit Metallfarbe angestrichen. Diesen gefährlichen Waffen entsprechend beließen sich die englischen Verluste auch nur auf 5 Tode (darunter 3 Freiwillige) und 9 Verwundete. Der Herr Major hat später die Belagerungsgeschichte in einer englischen Monatsschrift sehr humoristisch behandelt (von den Peitschenhieben hat er allerdings nichts erzählt), aber wenn man bedenkt, daß er außer den Freiwilligen zwei Kompanien des 94. und eine des 58. Regiments zur Verfügung hatte und einem durchaus nicht allzu starken Gegner gegenüber stand, so wird man ihm nicht gerade Vorbeir winden können.

Marabastadt wurde zunächst von hundert Buren unter Barend Vorster cernirt; sie hatten bei Captain Dahl in Bouthansberg zwei

kleine Schiffskanonen gefunden und benützten dieselben nach besten Kräften, aber mit wenig Erfolg. Nachdem der englische Führer, der 60 Mann reguläre Infanterie, 32 weiße Freiwillige und 50 Farbige zur Verfügung hatte, vergeblich versucht hatte, 5000 Eingeborene gegen die Buren ins Feld zu schicken, verhielt er sich ruhig, und wir haben auch nirgends gefunden, daß eine von beiden Parteien einen „Unglücksfall“ zu beklagen gehabt hätte.



J. P. Steijn.



D. J. Müller.

So ist es denn ziemlich erklärlich, daß der ganze Belagerungskrieg den Engländern an Todten und Verwundeten nicht mehr als 12 Offiziere und kaum 100 Mann kostete; dagegen werden wir in den nunmehr zur Besprechung gelangenden Feldschlachten auf andere Zahlen kommen.

Sobald die Nachricht von der Proklamirung der Republik nach England gelangt war, sandte die Regierung aus dem Mutterlande und aus Indien 4500 Mann Verstärkung ab, wozu sich noch größere Abtheilungen Marinesoldaten und eine Batterie aus St. Helena gesellten. Bevor aber diese eingetroffen waren, zog Sir George Colley alle verfügbaren Streitkräfte aus Natal, die in etwa tausend Mann Infanterie, sechzig Mann Kavallerie und einer Artillerie-Abtheilung bestanden, zusammen und rückte gegen Laing's Nek in den Drachenbergen vor, wo die Buren

unter Joubert Stellung genommen hatten. Er begann am Morgen des 28. Januar mit einer Kanonade, welche die letzteren zwang, sich vom Gebirgsrand zurückzuziehen und sandte nun die Kavallerie zum Angriff vor, die aber viel zu schwach war und dem Gewehrfeuer der Buren sofort weichen mußte. Jetzt schickte er das 58. Regiment unter Oberst Deane vor, doch erreichten die Truppen völlig ermattet die Spitze des Berges und boten dem Feuer der Buren ein so vorzügliches Zielobjekt, daß sie sich schon nach kurzer Zeit mit schweren Verlusten zurückziehen mußten. Sie würden sogar ziemlich vernichtet worden sein, wenn nicht der Oberbefehlshaber sofort seine Artillerie wieder hätte in Aktion treten lassen, so daß die Buren die Verfolgung unterlassen mußten. Colley bat um Waffenruhe, um die Todten beerdigen zu können, und es stellte sich ein Verlust von 7 Offizieren (darunter Oberst Deane) und 76 Mann tot, 111 verwundet heraus, während auf Burenseite 14 Tote und 29 Verwundete zu beklagen waren.

Zehn Tage später kam es zu einem neuen Gefecht. Der General Nicolaas Smit, der von da ab den Ehrennamen „Bechtgeneraal“ führte und bis zu seinem Tode das Amt des Vicepräsidenten der Republik ausfüllte, war mit 160 Mann nach dem Ingogo-Fluß gesandt worden, um den Engländern den Rückzug zu verlegen und etwa für dieselben eintreffende Proviantzüge abzufangen. Er hatte drei Tage lang äußerst ermüdende Märsche durchmachen müssen und traf am 8. Februar auf den Feind, der von seinem Plane Kenntniß erhalten haben mußte und sich soeben des wichtigsten Punktes, der Schuins-Höhe, bemächtigt hatte. Colley hatte eine starke Reserve zurückgelassen und war selbst mit 270 Mann,



G. Engelbrecht.

2 Feld- und 2 Berggeschützen auf die Anhöhe gerückt. Smit befand sich entschieden im Nachtheil, denn seine Leute waren ermüdet, ferner nur zwei Drittel so stark wie der Feind und hatte außerdem keine Kanonen. Die Möglichkeit des Rückzuges war, wie die Kommandanten J. D. Weisbach und C. N. J. du Plessis versicherten, sehr wohl vorhanden, doch entschied sich Smit nach kurzer Berathung mit seinen Leuten zum Angriff. Eine Anzahl jüngerer Männer kroch so nahe an die Geschütze heran, daß man die Kommandoworte hörte und gab dann Feuer. In wenigen Minuten waren von den 25 Mann der Bedienung 14 todt oder verwundet, so daß die Geschütze etwas zurückgezogen wurden, doch fielen auch hier die Artilleristen immer noch derartig, daß Infanterie zur Bedienung herangezogen werden mußte. Die übrige Infanterie war nahezu zur Unthätigkeit verurtheilt, denn wenn irgendwoemand aus der Deckung hervortrat, was meist leichtsinniger Weise von den Offizieren geschah, so hatte ihn auch schon eine Burenkugel getroffen. Am Abend setzte starker Sturm und Regen ein, unter deren Schutz sich die Engländer nach sieben- bis achtstündigem Kampf aus ihrer fatalen Lage zurückziehen konnten. Sie ließen die Verwundeten einfach auf dem Schlachtfelde zurück, so daß viele derselben in Folge dieser grausamen Behandlung umkamen, dagegen reichten die Pferde gerade noch hin, um unter dem Schutz der Nacht die Geschütze und einen Munitionswagen bis zur Reservestellung zurückzuschleppen; einen anderen Munitionswagen mußten sie stehen lassen. Die Flucht war übrigens keineswegs gefahrlos, sondern ein Offizier und mehrere Mann ertranken in dem durch den Regen hoch angeschwollenen Ingogo. Die Engländer durften sich glücklich preisen, mit einem Verlust von 5 Offizieren 61 Mann todt und 3 Offizieren, 136 Mann verwundet davongekommen zu sein, denn wenn die inzwischen verstärkten Buren, die nur 8 Tode und 10 Verwundete hatten, eine nachdrückliche Verfolgung der hilflos Flüchtenden vorgenommen hätten, so wären ihnen die Geschütze sicher in die Hände gefallen und nur wenige Engländer hätten das jenseitige Ufer erreicht.

Inzwischen hatte Colley erfahren, daß er durch General Wood abgelöst werden solle und daß General Roberts, der damals gerade in Afghanistan Vorbeeren erworben hatte, bereits unterwegs war, um den Oberbefehl zu übernehmen. Deshalb wollte Colley noch die kurze Zeit, die ihm verblieb, benutzen, um die Scharten wieder auszuweichen. So entstand die Schlacht am Majuba, die bereits auf S. 32 geschildert ist, und die für die Engländer mit einem Verlust von 80 Todten, 160 Verwundeten und 57 Gefangenen endete, während auf Seite der Buren nur

1 Todter, 1 Schwerverwundeter (der nach einigen Wochen starb) und 5 Leichtverwundete zu beklagen waren.

Da die Engländer etwa zehntausend Schüsse in der Schlacht abgegeben und nur sieben davon ihr Ziel getroffen hatten, so erschien der Tag beiden Theilen wie ein Gottesgericht. Bei den Buren war die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang nunmehr unerschütterlich, während die englischen Soldaten ihr Zutrauen völlig verloren hatten.

### Der Pretoria-Vertrag (1881) und der Londoner Vertrag (1884).

Daß General Sir Evelyn Wood mit seinen 12000 Mann den Buren noch viel hätte zu schaffen machen können, versteht sich von selbst, aber die englische Regierung erwog, ob nicht schließlich das britische Prestige seinen ganzen Nimbus verlieren könnte, zumal unter den Buren der Kapkolonie die Aufregung mehr und mehr zunahm. General Wood empfing daher am 5. März von London den Befehl, in Friedensverhandlungen einzutreten, für welche auch der Präsident Brand des Oranienfreistaats seine guten Dienste angeboten hatte.

Um 23. März wurde ein vorläufiger Friedensvertrag geschlossen auf der Basis, daß Transvaal seine Selbstregierung erhalten, England gewisse „Lehnsherrliche Rechte“ vorbehalten bleiben, die definitive Regelung durch eine „Königliche Kommission“ erfolgen sollte. Daraufhin entließen beide Theile ihre Truppen.

Kaum waren die Buren aber hoffnungsfreudig und vertrauensselig an ihren Herd zurückgekehrt, da zeigte sich England wieder in einer Weise, die jeder Billigkeit Hohn spricht. Die „Königliche Kommission“ ging in Pretoria an die Arbeit: sie bestand aus dem Gouverneur der Kapkolonie Sir Robinson, dem dortigen Oberrichter de Villiers und dem General Wood; Vertreter der Buren wurden nicht einmal zugezogen, geschweige um Rath gefragt — es war ja ausdrücklich eine Königliche Kommission vereinbart.

Endlich war der Entwurf mit seinen 33 Paragraphen fertig und wurde dem Triumvirat zur Unterschrift vorgelegt. Dieses machte ziemlich erstaunte Gesichter, denn den Buren wurden jetzt nicht einmal so viele Rechte wie im Sandriver-Vertrage gewährt und sie hatten deren viel mehr erwartet. Aber was sollte man thun? Die englischen Garnisonen waren zum Theil noch im Lande, zahlreiche Truppenmassen in nächster Nähe der Grenze, während die Buren überall zerstreut waren und sich glücklich fühlten, ihrem Berufe nachgehen zu können. Schweren Herzens unterschrieb das Triumvirat. Dann trat der Volksraad zusammen.

„Wir dürfen uns nicht der Hoffnung hingeben,“ redete ihn Vicepräsident Krüger an, „daß Sie der Vertrag in allen seinen Einzelheiten zufriedenstellen wird. Er hat uns nicht zufriedengestellt, aber wir dürfen Ihnen die Versicherung geben, wir haben ihn in der festen Überzeugung unterzeichnet, daß unter den gegebenen Verhältnissen unsere aufrichtige Liebe zum Vaterlande und die Sorge für das Gedeihen Südafrikas uns die Verpflichtung auferlegten, unsere Namen unter diesen Vertrag zu setzen.“

Der Engländer Statham führt aus, daß an diesen ungünstigen Bedingungen in erster Reihe W. G. Forster, der damalige Staatssekretär für Irland, Schuld trug; aber auch General Wood und viele Andere hätten die Verhandlungen erschwert, und es sei das Verdienst von de Villiers und Robinson gewesen, daß die Bedingungen nicht noch härter ausfielen.

Beispielsweise sollten die Grenzen festgelegt werden, und Wood wollte mit aller Gewalt, daß die Ostgrenze Transvaals mit dem 30. Grade östlicher Länge abschnitte. Seine Absicht war natürlich, die Goldfelder des Bezirks Lijdenburg in englischen Besitz zu bringen und er entblödete sich nicht — dem siegreichen Gegner gegenüber — diese Forderung zu stellen, durch welche das Gebiet Transvaals um mehr als ein Drittel verkleinert werden sollte. Die beiden anderen Mitglieder der „Königlichen Kommission“ waren aber vernünftig genug, ihren Kollegen zu überstimmen. — Dann waren von britischen Unterthanen Entschädigungsfordernungen angemeldet worden, und die Kommission hatte dieselben ebenfalls zu prüfen. Welche wahnsinnigen Ansprüche gestellt wurden, ergibt sich aus der fast unglaublichen Thatsfache, daß ein jugendlicher Brite eine Million Mark forderte, weil — er sich durch die Wiederherstellung der Unabhängigkeit von Transvaal in seinen patriotischen Gefühlen verlegt fühle!

Doch das waren Nebensachen, denn man hatte für die „Freiheit“ gekämpft, und diese war nur in sehr ungenügenden Grenzen gewährt worden. Schließlich genehmigte der Volksraad den Entwurf am 25. Oktober, gab aber den Gründen, welche ihn hierzu bewogen, in einem besonderen Schriftstück Ausdruck: „Der Raad ist bereit, seine Beweggründe ohne Rückhalt in ihrem vollen Umfange der ganzen Welt mitzutheilen. Sie bestehen eigentlich nur aus zwei Worten: die Furcht vor erneutem Blutvergießen zwischen zwei Massen, die darauf angewiesen sind, sich zu vertragen und zu achten, und die Besorgniß vor einer erneuten Spaltung zwischen den beiden Hauptvertretern der weißen Rasse in Südafrika, einer Spaltung, welche die allgemeine Wohlfahrt aller Staaten und Kolonien von Südafrika untergräbt.“

Die Punkte, bei denen der Raad Abänderungen wünschte, waren im Einzelnen folgendermaßen aufgeführt: 1. Anstatt der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten eine bloße Ueberwachung der letzteren; 2. keine Einmischung in die Gesetzgebung des Landes; 3. der Ministerresident dürfe lediglich als Vertreter seines Souveräns und als nichts weiter angesehen werden; 4. für die im Osten und Westen annexirten Gebiete solle England eine entsprechende Entschädigung leisten; 5. die Staatschulden sollten nur von Transvaal bezahlt werden, wenn ihre Existenz vollständig und gesetzmäßig bewiesen werden könnte; 6. Kriegsentschädigungen für Verluste, die während des Krieges stattgefunden hatten,



J. du Plessis.



J. D. Weilbach.

sollten nur dann gezahlt werden, wenn diese Verluste nicht durch die Zwangslage des Krieges selbst bedingt wären. —

Die Verhältnisse, die der Pretoria-Vertrag geschaffen hatte, waren für Transvaal, das bald darauf den Namen Südafrikanische Republik annahm, theilweise so drückend, daß es unter allen Umständen eine Abänderung anstreben mußte.

Es hatte noch aus alter Zeit eine Schuld von über 3 Millionen Mark und übernahm für die englische Verwaltung der letzten Jahre ein Schuld von über  $5\frac{1}{4}$  Millionen Mark; diese sollten laut Ver-

einbarung mit  $3\frac{1}{2}$  Prozent verzinst und innerhalb eines Zeitraumes von 25 Jahren zurückgezahlt werden. Dazu gesellten sich noch die „Ansprüche“ englischer Unterthanen, deren Lächerlichkeit wir schon klargelegt haben. Aus den Goldfeldern hatte Transvaal aber nur geringen Nutzen; ferner gingen mit der englischen Regierung auch viele englische und sonstige fremde Unterthanen freiwillig fort; und dadurch, daß die republikanische Regierung nunmehr alle Postverbindungen und sonstige Reisegelegenheiten (Eisenbahnen gab es ja noch nicht), sowie sämmtliche Staatslieferungen ausschließlich an Buren verpachtete, trieb sie die wohlhabenden Unternehmer anderer Nationen auch noch hinaus, so daß die Finanzlage wiederum recht traurig wurde.

Dann war durch den Pretoria-Vertrag das an der Westseite Transvaals belegene Gebiet des Häuptlings David Massouw Riet Taaibosch in zwei Theile zerlegt worden, und dies gab zu ewigen Grenzstreitigkeiten Anlaß, unter welchen auch die Republik litt. Endlich hatte man Unabhängigkeit von England gewünscht, war aber Vasall des britischen Reiches geblieben.

Man petitionirte mehrere Jahre, bis England sich bereit zeigte, einen Kommissar zur Prüfung nach Transvaal zu senden. Die Buren hielten es aber für aussichtsvoller, eine Deputation, welche aus dem im Mai 1883 zum Präsidenten gewählten Paul Krüger, dem Bechtgeneraal N. Smit und dem Staatssekretär für das Erziehungswesen S. du Toit bestand, Ende 1883 nach London zu schicken, und dieser gelang es auch, zwar nicht in vollem Umfange, aber doch annähernd das zu erreichen, was man wünschte. Nach längeren Berathungen kam der sogenannte Londoner Vertrag zu Stande, auf den wir wegen seiner Wichtigkeit nothgedrungen etwas näher eingehen müssen.

In der Einleitung wird ausdrücklich gesagt, daß es sich um einen neuen Vertrag handele. Die von Chamberlain und Genossen verführte Behauptung, daß der Londoner Vertrag eine Ergänzung des Pretoria-Vertrages sei, ergiebt sich deswegen als eine widersinnige Lüge, weil unwichtige Paragraphen entweder wörtlich wiederholt oder den Umständen gemäß abgeändert, die streitigen Artikel hingegen völlig umgestaltet sind.

Den vorher mitgetheilten Wünschen des Volksraads gemäß wurde festgesetzt: 1. die Südafrikanische Republik (diese Bezeichnung wurde jetzt angewendet statt der Bezeichnung „Transvaal-Staat“ im Pretoria-Vertrage) dürfe nur mit dem Oranjestaat Verträge oder Uebereinkommen schließen, Abkommen mit anderen Staaten und Eingeborenen-Stämmen aber erst dann Gültigkeit hätten, wenn die englische Regierung innerhalb sechs Monaten keinen Einspruch erhebe; 2. von irgend einem

Recht, sich in die Gesetzgebung der Republik zu mischen, ist für England keine Rede mehr; 3. an Stelle des „Residenten“ tritt ein „Konsularbeamter“; 4. und 5. die an England zu zahlende Schuldsumme wurde um 300 000 Mk. ermäßigt; 6. die „Ansprüche“ der englischen Unterthanen wurden nicht mehr erwähnt.

Es ergiebt sich also, daß während im Pretoria-Vertrage Englands Oberlehns herrschaft in jeder Beziehung gesichert war, ihm seit 1884 nur noch ein Vorrecht insoweit zusteht, als Transvaal keine politischen oder kommerziellen Verträge abschließen darf, deren Spitze sich direkt gegen England richtet, es darf auch kein weiteres Gebiet von den Ein-geborenen erwerben, weil England selbst die Annexion aller dieser Landstriche damals schon ins Auge gefaßt hatte und inzwischen tatsächlich auch zur Ausführung gebracht hat. Daß England auf diese beiden Vorbehalte nicht verzichten wollte und freiwillig auch gar nicht konnte, hängt viel zu eng mit der historischen Entwicklung der britischen Interessen in Südafrika zusammen, als daß man ihm dies verargen könnte.

### Die Niederwerfung der Farbigen.

Wir müssen ein klein wenig zurückgreifen.

Als Transvaal von England annexirt wurde, war die Freude der farbigen Stämme eine große; sie hofften, daß das gütige England alles Land, auf welches sie den Buren gegenüber Ansprüche erhoben hatten, ihnen ohne Weiteres aushändigen würde. Bei dieser Rechnung hatten sie sich allerdings arg getäuscht, und die Folge davon war der Zulu-krieg und der Bapedikrieg.

An der Spitze der Zulus stand, wie wir schon wissen, Netschwayo, der auf das Höchste empört war, als ihm Shepstone kaltblütig mittheilte, daß er in der Grenzstreitigkeit zwischen Transvaal und den Zulus, in welcher er als Oberrichter angerufen war, zu Gunsten Transvaals habe entscheiden müssen — mit anderen Worten, daß England, das eben Transvaal annexirt hatte, das Gebiet an sich nehme.

Es kam, wie leicht begreiflich, sehr bald zu einer Grenzverlezung seitens der Farbigen, und England erklärte darauf am 4. Januar 1879 den Zulus den Krieg. Nach einigen kleineren Gefechten gelang es den letzteren, sich am 22. Januar unbemerkt dem englischen Lager bei Isandlana, aus dem eben der größere Theil unter Führung des Generals Chelmsford abgerückt war, zu nähern und die ganze Besatzung, welche aus einem 800 Mann starken englischen Regiment und einer Anzahl Natal-Freiwilliger bestand, abzuschlachten. Am 27. März mezelten die Zulus, die inzwischen noch einige andere kleinere Erfolge gehabt

hatten, gegen zweihundert Freiwillige bei Lobane nieder und unternahmen, dadurch fühl geworden, zwei Tage später einen heldenhaften Angriff gegen das befestigte Lager des General Wood, wurden aber mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Glücklicher waren sie am Flusse Intombe, in der Nähe der deutschen Kolonie Lüneburg, wo sie wiederum eine zwischen zwei- bis dreihundert Mann starke Abtheilung völlig aufrieben. Am 1. Juli hatten sie abermals einen kleinen Erfolg. Eine am Itholhosifluß zur Rekognoscirung ausgesandte englische Abtheilung wurde überrascht, und der als Freiwilliger dabei befindliche Prinz Louis Napoleon (Lulu) fand dort seinen Tod.

Inzwischen hatten die Engländer so bedeutende Verstärkungen erhalten, daß sie gegen Ulundi, die Hauptstadt der Zulus, marschiren konnten und dort den Farbigen eine schwere Niederlage beibrachten. Verschiedene Häuptlinge traten nun zu den Engländern über, und bald darauf wurde Ketschwayo gefangen. Er wurde etwa ein Jahr lang in Kapstadt im Gefängniß gehalten, dann aber wieder losgelassen und starb 1884. Sein Reich war jedoch unter dreizehn Häuptlinge getheilt worden, so daß keine Einigkeit mehr herrschte und die Zulugefahr wohl für immer verschwunden ist. —

An der Bapedigrenze hatten sich in der Zwischenzeit die Verhältnisse ebenfalls so zugespißt, daß energisches Handeln nothwendig geworden war. England hatte, sobald es Transvaal annexirt hatte, die „Flibustier“ entlassen und sich dabei so schäbig, wie nur denkbar, gezeigt. Man entließ den einzelnen Mann mit einer Entschädigung von 400 Mark, gab aber keinem die tausend oder zweitausend Morgen Land, die für den Fall der Unterwerfung des Feindes versprochen waren, indem man sich darauf berief, daß ein Friede nicht geschlossen worden wäre. Bekanntlich hatte Secucuni eine Friedensgesandtschaft nach Pretoria geschickt, aber im letzten Augenblick, auf englischen Rath, Schwierigkeiten gemacht, so daß die Unterzeichnung eines Vertrages nicht erfolgt war. Daß er aber in der Wirklichkeit Frieden halten wollte, ergab sich aus der einfachen Thatsache, daß anderenfalls die Engländer die Flibustier nicht hätten entlassen und beide Forts leer stehen lassen können. Die Flibustier verklagten deswegen auch die Regierung, wurden jedoch abgewiesen.

Gegen Ausgang des Jahres 1878 entstanden aber Streitigkeiten zwischen einzelnen Bapedistämmen, und die Engländer mußten die verlassenen Forts schleinigst wieder besetzen. Für diesen schwierigen Grenzdienst wurden namentlich Deutsche angeworben und diese erwarben sich durch ihre Tapferkeit schnell einen guten Namen in der englischen Armee. Major Clarke und Colonel Rowlands, welche zunächst dort befehligten,

vermochten nichts auszurichten, und Secucuni lachte die englischen Boten aus, welche ihm unter der Bedingung Frieden anboten, daß er die Oberhoheit der Königin von England anerkenne, mit Weihen und Farbigen Frieden halte und 2500 Stück Vieh als Strafgeld bezahle.

Also mußte wieder Wolseley, den seine Landsleute mit dem Ehrennamen „der einzige General“ getauft hatten, kommen, um die Widerständigen zu zähmen. Als er aber die finsternen Schluchten und steilen Bergwände sah, schrieb er in seinen Bericht die denkwürdigen Worte: „je mehr ich sie ansah, um so weniger gefielen sie mir,“ und nun verfiel er auf das alte Auskunftsmitte, farbige Stämme um Hilfe zu bitten.

Nachdem einige hundert Matabele und etwa 5000 Swazi eingetroffen waren, rückte er mit seiner Macht, die aus 1500 englischen Infanteristen, 150 Dragonern und 200 Freiwilligen nebst einer Anzahl Kruppkanonen bestand, gegen Tschate, die Hauptstadt Secucuni's, vor und schloß sie am 27. November 1879 ein. Für die Bapedi stand die Sache von vornherein sehr ungünstig, denn da so viele Farbige auf Seite der Engländer waren, konnten die kleineren Orte wegen der zu erwartenden Überraschungen nicht von Kriegern entblößt werden, und Secucuni hatte deswegen von seinen Untertümern nur geringe Hilfskräfte erhalten.

Bei dem Hauptangriff schonte der General die englischen Truppen völlig. Die ganze Sturmarbeit überließ er den Swazi und dem unter Ferreira's Führung stehenden Freiwilligen-Corps, das, wie gesagt, zum guten Theile aus Deutschen bestand. Die Swazi machten ziemlich reinen Tisch. Was sie erreichen konnten, ob Mann, ob Greis, ob Weib, ob Kind, wurde erbarmungslos niedergemetzelt. Secucuni und eine kleine Anzahl seiner Leute vermochten zu flüchten, aber sie wurden verrathen, und der Häuptling mußte sich wenige Tage später Ferreira's Freiwilligen-Corps, das ihm auf den Fersen gefolgt war, ergeben.



S. P. Grove.

Wolseley konnte bald, mit einem neuen Vorbeerreis geschmückt, nach Pretoria zurückkehren, und wir haben bereits erfahren, welche hochmüthigen Worte dort die Buren aus seinem Munde zu hören bekamen. — Eins aber wollen wir nicht vergessen: erstens hatten die Engländer offiziell den Buren den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Kriege durch Freiwillige führen ließen, und nun hatte es der „einzig General“ genau so gemacht. Dann hatten sie den Buren vorgeworfen, daß sie die grausamen Swasi um Hilfe angerufen hätten, und jetzt war von ihrer Seite dasselbe geschehen. Ja, es ist durch Augenzeugen festgestellt, daß die Swasi nicht nur mit Tausenden von erbeuteten Kindern in ihre Kraals zurückkehrten, sondern daß sie auch alle Kinder der Bapedi, deren sie

habhaft werden konnten, mit sich schleppten, und daß sie diejenigen Kinder, die unterwegs ermüdeten und nicht mehr vorwärts konnten, in grausamster Weise tödten. Endlich war eine ganze Anzahl englischer Soldaten desertirt, und diese verübten in den Burendörfern allerhand Ausschreitungen, bis sie nach und nach wohlgezielten Schüssen, die von unbekannter Hand kamen, zum Opfer fielen.

Im Uebrigen befolgten die Engländer eine sehr kluge Politik und drängten, wie sie es nach der Gefangennahme Ketschwayo's im Zulu-

Landet gehan hatten, den Farbigen geradezu den Frieden auf. Sie machten im ganzen Lande bekannt, daß sie gesiegt und den Oberhäuptling gefangen hätten, die Schulzen der Dörfer sollten kommen, ihre Unterwerfung anzeigen und die Gewehre aussiefern. —

Es war somit ein wahrer Hohn, daß sie in dem Pretoria-Vertrage die Buren zwangen, den Farbigen gegenüber die größte Milde walten zu lassen, selbst aber Secucuni freiließen und ausdrücklich die Unabhängigkeit der Kinder mordenden Swasi, welche, wie wir wissen, seit dem Feldzuge gegen Johannes Dinkoanhane den Buren nicht mehr besonders hold waren, gewährleisteten. Eines Theils hatten sie zweifellos damals schon die Annexion von Swasiland im Sinne, die ein Jahrzehnt später zur That wurde, andererseits wußten sie genau, daß Unruhen der Farbigen unter diesen Umständen unausbleiblich waren und damit bot sich für sie



Ein Burensohn zieht ins Feld.

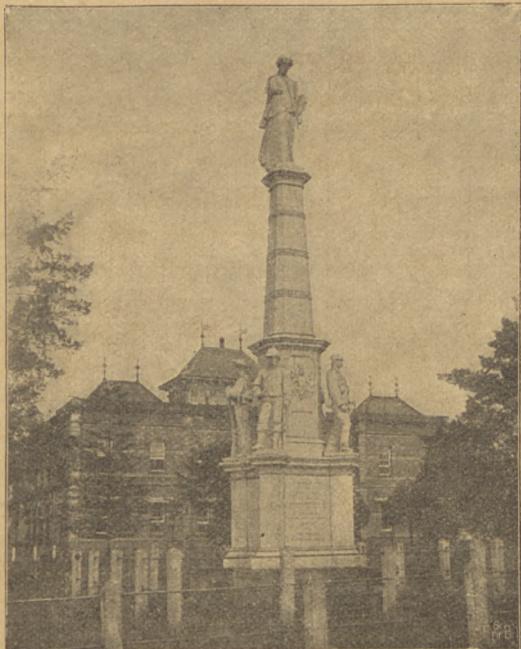
wieder die beste Gelegenheit, sich in die Verhältnisse Transvaals einzumischen.

Die Verwicklungen ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Secucuni wurde im August 1882 durch farbige Mörder, welche sein Bruder Mampuru gedungen hatte, getötet. Mampuru floh zu dem Matabele-Häuptling Nyabele, und dieser weigerte sich, den Flüchtling an die Buren auszuliefern. Es dauerte bis Ende November 1883, bis die mit Secucuni's Volk verbündeten Buren die Matabele, welche in unzugängliche Höhlen und Felsennester sich zurückgezogen hatten, durch Aushungierung zur Übergabe zwangen. Mampuru wurde gehängt, Nyabele zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und der etwa 6000 Seelen umfassende Matabelestamm aufgelöst und familienweise unter die Farmer vertheilt.

Inzwischen waren an der Ostgrenze zwischen den Stämmen der Betschuanen Streitigkeiten ausgebrochen. Eine Anzahl Abenteurer, meist Buren, aber auch Engländer und Deutsche, schlossen sich der einen Partei unter der Bedingung an, daß sie, wenn der Gegner besiegt werde, dessen Land und Vieh als Belohnung erhielten. Die Niederwerfung erfolgte dann auch, und die Abenteurer bildeten nördlich West-Griqualand im Gebiet der Batlapinen die Republik Stellaland (Hauptstadt Brijburg) und im Gebiet der Baralongs die Republik Gosen und stellten sich unter den Schutz Transvaals. Das nahm England natürlich gewaltig übel, erkannte die beiden Freistaaten nicht an, sondern schickte, trotzdem jetzt Alles ruhig war, den General Warren mit einem Expeditions-corps nach Betschuanaland und forderte die Südafrikanische Republik ebenfalls zur Entsendung eines Kommandos auf, um gemeinschaftlich die Unruhen zu unterdrücken. Natürlich entsprach Transvaal aus Höflichkeit diesem Ansinnen, und eine Zeit lang marschierten die verbündeten Heere ziel- und zwecklos in Betschuanaland herum. Darauf annexierte England das Land der Batlapin und der Baralong nebst einem Theil der Kalahari-Wüste und sandte der Südafrikanischen Republik eine Kostenrechnung über die Hälfte der durch die Expedition zur Veruhigung Betschuanas entstandenen Ausgaben zu. Diese wurde allerdings nicht bezahlt und von England schließlich auch großmuthig fallen gelassen — es begnügte sich eben mit dem bescheidenen Gebietzuwachs.

Um die nämliche Zeit entstand im Osten Transvaals ebenfalls eine neue Republik. Dinizulu, der Sohn Ketschwayo's, war mit anderen Zuluhäuptlingen in Streit gerathen und schloß mit einem meist aus Utrechter Buren bestehenden Freiwilligen-Corps, an deren Spitze Lucas Meyer und der Deutsche Adolf Schiel standen, einen Bündnisver-

trag, der den letzteren bei einem glücklichen Ausgange das Gebiet des feindlichen Häuptlings Ufizebu zusicherte. Dinizulu siegte und überließ seinen Verbündeten einen sehr fruchtbaren Landstrich von etwa 16 200 Quadratkilometern, der dadurch noch besonders werthvoll war, daß er zugleich die St. Luciabai umfaßte, als Eigenthum, und diese gründeten auf demselben die Neue Republik (Nieuwe Republiek) mit der Hauptstadt Brijheid.



Zulukrieg-Denkmal in Pietermaritzburg.

Raum war dies in Natal bekannt geworden, so sandte der Gouverneur (18. Dezember 1884) das Kanonenboot „Goshawk“ nach der Luciabai und nach Port Durnfort, und ließ in beiden Häfen die britische Flagge hissen, „um irgend ein Mißverständniß fremder Mächte zu verhüten.“ Die Proteste führten dann 1886 zu dem Abkommen, daß die westliche Hälfte des ehemaligen Zulu-Gebietes der neu entstandenen Republik überlassen wurde, wäh-

rend der östliche Theil, d. h. die Wasserkante mit der Bai und den Hafenorten, England verblieb, auch genehmigte letzteres im folgenden Jahre die Verschmelzung der Neuen Republik mit Transvaal.

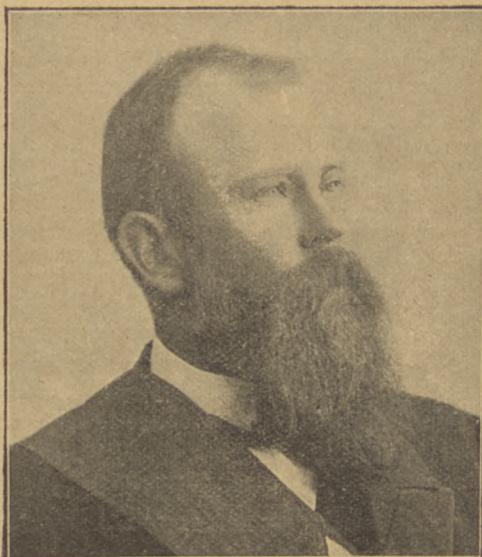
Hiermit hört der Anteil, den die Buren an der Niederwerfung der farbigen Rassen nahmen, auf. Nur im Jahre 1898 mußten sie noch einmal zur Waffe greifen, und ihre Expedition endete mit der Eroberung der Hauptstadt von Mpefu. Das übrige Gebiet der Farbigen annexirten die Engländer nach und nach auf eigene Faust, und die Schilderung dieser Vorgänge gehört daher nicht in den Rahmen unseres Werkes.

## Jameson's Einfall in Transvaal.

Als 1885 die berühmten Rand-Goldfelder entdeckt wurden, gähnte in dem Staatschaze der Südafrikanischen Republik noch eine entsetzliche Leere. Für eine Finanzpolitik im grösseren Stile hatte man nicht das geringste Verständniß, sondern man wünschte nur Unabhängigkeit in politischer Beziehung. Alle Fremden, die in das Land kamen, um Gold zu suchen, waren der Bevölkerung und der Regierung daher ein Greuel und, um diesen Leuten das Leben möglichst unbehaglich zu machen, legte man auf alle zum Bergbau nöthigen Maschinen und Werkzeuge, sowie auf alle von außerhalb kommenden Mahnungsmittel hohe Eingangszölle.

Das erwartete Resultat, daß die Uitlanders fortziehen würden, trat nun zwar nicht ein, dagegen machte die Regierung die angenehme Entdeckung, daß sich ihre Kassen zusehends füllten. Dadurch trat in einem Theile der Bevölkerung, zu dem auch Präsident Krüger gehörte, ein Umschwung der Anschauungen ein, und dieser sah die Uitlanders nicht mehr mit so scheelen Blicken an; der konservativere Theil der Bevölkerung dagegen war über die vielen Fremden so erboxt, daß er ernstlich daran dachte, Transvaal zu verlassen und sich irgendwo in der Wüste anzusiedeln.

Um nun diesem Theile entgegenzukommen und zu verhindern, daß die Uitlanders nicht in politischer Beziehung Herren im Lande würden. (1890 waren die Uitlanders bereits an Zahl ebenso stark wie die Buren), entschloß man sich 1887, die Zahl der Jahre, welche ein Ausländer nach seiner Naturalisirung im Lande verleben müßte, bevor er das Wahlrecht ausüben durfte, auf fünfzehn Jahre zu erhöhen. Das war allerdings etwas sehr viel, denn ursprünglich waren gesetzlich nur zwei Jahre vorgeschrieben und 1882 hatte man die erste Erhöhung (auf fünf Jahre)



F. W. Reitz, Präsident des Oranjestaat. †

vorgenommen. Da nun aber ein großer Theil der Fremden offen aussprach, daß er durchaus nicht sein ganzes Leben in Afrika verbringen wolle, sondern daß er dort nur Geld zu verdienen und später nach seiner Heimath zurückzukehren wünsche, so war die Regierung, wenn nicht Alles außer Rand und Band gehen sollte, verpflichtet, das Wahlrecht zu beschränken.

In Folge der großen Unzufriedenheit, welche die Erhöhung hervorrief, gelangte die Regierung 1890 zu einem neuen Auskunftsmitte. Es wurde neben dem ersten Volksraad noch ein zweiter Volksraad geschaffen, dessen Befugnisse natürlich geringer waren. Zu diesem zweiten Volksraad hatte aber jeder naturalisierte Bürger das aktive und, wenn vier Jahre seit Ablegung seines Unterthaneneides verflossen waren, auch das passive Wahlrecht.

Dieses Entgegenkommen befriedigte die Uitlanders aber keineswegs, sondern es bildete sich 1892 in Johannesburg die „National-Union“ in der Absicht, „auf verfassungsmäßigem Wege gleiche Rechte für alle Bürger der Republik zu erlangen und den vorhandenen Beschwerden abzuhelfen.“

Zunächst begnügte man sich mit Worten; gegen Ausgang des Jahres 1895 wollte man es aber auch mit Thaten versuchen und bildete aus den revolutionären Elementen Freiwilligen-Kompagnien.

Handlungshilfen und dergleichen, berichtete der englische „Daily Telegraph“, machten den größten Theil der Mannschaften aus, die auf dem Regierungsplatz und an anderen Orten in Johannesburg in die Geheimnisse der Exerzirkunst eingeweiht wurden. Nur wenige von ihnen waren mit Waffen versehen, und die so glücklich waren, welche zu besitzen, handhabten sie in einer Weise, die es empfehlenswerth erscheinen ließ, sich in respektabler Entfernung zu halten, denn das Lee Metford-Gewehr ist eine höchst gefährliche Waffe, wenn man damit wie mit einem Spazierstock in der Luft herumfuchtelt. Die Leute, welche mit der Idee umgingen, solche ungeübte, grasgrüne Kerle den treffsicherer Buren als Büchsen- und Kanonenfutter vorzuführen, müssen wohl selbst nie eine klare Idee von der furchtbaren Verantwortung gehabt haben, die sie auf sich luden. Höchst lächerlich muthete es mich an, wenn ich sah, wie sich auf ein mysteriöses Lösungswort hin vor den aufgeputzten Damen von Johannesburg die Linie der Vorposten öffnete. Wer den Ernst der Sachlage auf einen Augenblick vergessen konnte, mußte sich in eine Karneval feiernde Stadt versetzt glauben. —

Ueber die „Damenwelt“ berichtete das „Temple Bar Magazine“: Die „Damen“ sind vulgär und ungebildet. Die meisten von ihnen gehen

einher mit gefärbtem Haar und stark geschminkten Gesichtern, in höchst auffälligen Toiletten, behängt mit Diamanten, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Viele gehörten ehemals herumziehenden Schauspielertruppen an oder fungirten als Badenmädchen und Kellnerinnen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, im Staat durch die Straßen zu fahren.

Die Männer sind großenteils Juden. Sie geben den Frauen in Bezug auf schlechte Manieren und seines Neuzere wenig nach, trinken Champagner den lieben langen Tag, möglichst auffällig und nicht unter zwanzig Mark die Flasche. —

So standen die Dinge Ende Dezember in Johannesburg, als Jameson's Einfall der ganzen Angelegenheit eine neue Wendung gab. In erster Reihe ist das Vorgehen des Letzteren sicherlich auf Cecil Rhodes zurückzuführen. Dieser hatte ursprünglich seine Laufbahn auf den Diamantfeldern in Kimberley begonnen und wurde, seitdem es ihm gelungen war, sämtliche dortige Diamantminen unter dem Namen „The Beer Company“ unter seinem Direktorat zu vereinen, eine der ersten Persönlichkeiten Südafrikas. Das genügte seinem Ehrgeiz aber noch nicht, sondern er gründete 1889 die „Chartered Company“, überfiel die völlig ruhigen, nichts ahnenden Matabele, zwang ihnen den Krieg direkt auf und gründete nach ihrer Unterwerfung das Reich Rhodesia, das an nähernd so groß wie Transvaal ist, aber seine Herrschaft über ein fast doppelt so großes Gebiet erstreckt.

An sich war die Gründung dieses Reiches ein Rechenfehler. Es hatte sich damals das Gerücht verbreitet, daß die Goldminen Transvaals in absehbarer Zeit erschöpft sein würden und, da in Matabeleland zweifellos Gold vorhanden ist, hoffte Rhodes, daß sich der Strom der Minen-Industriellen nach dem Norden ergießen würde. Dazu hatten die Leute aber um so weniger Veranlassung, weil Mashonaland einstweilen noch eine Wüste ohne jede Bequemlichkeit ist, die Transvaalminen noch lange nicht erschöpft sind und die Chartered Company 50 Prozent der Einnahmen als Steuer für sich beanspruchte.

Die Unzufriedenheit in Johannesburg war zweifellos zum Theil durch Agenten hervorgerufen worden, die Rhodes gesandt hatte, um seine Pläne zu fördern, aber die englischen Minenbesitzer in Transvaal konnten sich für diese wenig begeistern. Glückte es Rhodes, der inzwischen auch Minister der Kapkolonie geworden war, die Goldminen ebenso in seine Hand zu bringen, wie die Diamantminen, dann konnten sie darauf rechnen, ebenfalls 50 Prozent ihrer Einnahmen als Steuer abgeben zu müssen und dazu hatten sie wenig Lust, denn die Steuern, welche Transvaal erhob, waren im Verhältniß dazu kaum nennenswerth.

Deshalb zögerten sie auch hin und her, und ließen Jameson schließlich ruhig in der Patsche sitzen.

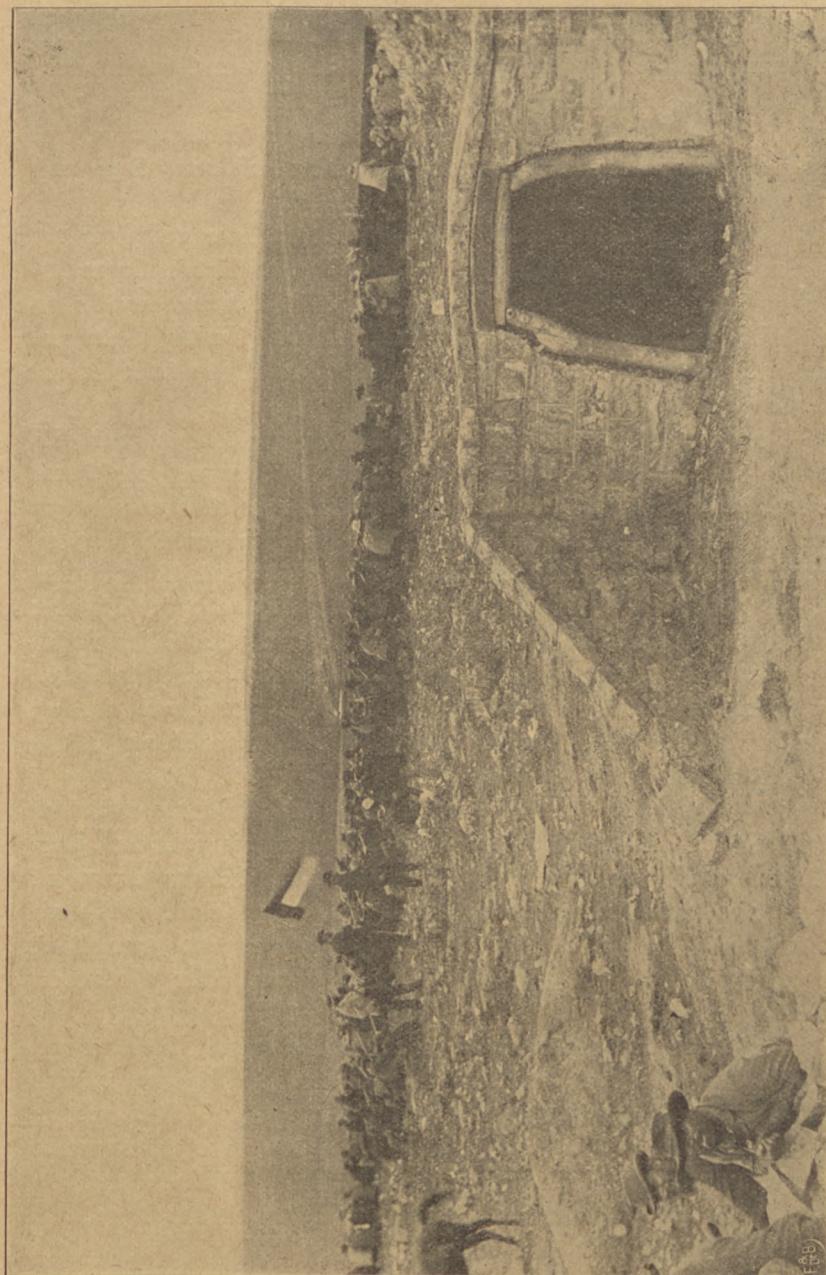
Jameson stand bereits 1890 im Dienst der Chartered Company und hatte damals den Auftrag, den Bungwe zu erforschen; eine Aufgabe der er sich mit großem Geschick erledigte. Im September 1895 sammelte er ein Freicorps in Bulawayo und anderen Orten Rhodesias, und etwas später warb Jameson in Mafeking die gerade in Folge der Einverleibung von Britisch Betschuanaland zur Entlassung kommenden Polizeisoldaten an. Damit hatte er eine Macht von 630 Mann zur Verfügung, die wenigstens zum Theil aus gut geschulten Leuten bestand,



Das Nationaldenkmal bei Krügersdorp.

und eine größere Anzahl aktiver englischer Offiziere, wie Sir John Willoughby, Oberst Grey, Oberst Henry White, Major Robert White; Major Coventry übernahm die Führung der Truppen. Man hatte zehn Maximgeschütze und zwei Kanonen kleineren Kalibers zur Verfügung, und die gesammte Truppenmacht war beritten.

Jameson wartete auf die Nachricht, daß in Johannesburg die Revolution ausgebrochen sei, aber die dortigen Minenleute hüteten sich, für Rhodes ins Zeug zu gehen; auch ist es nicht unmöglich, daß sich der Weg, den Rhodes wählte und der Weg, den die englische Regierung zu gehen beabsichtigte, kreuzten. Trotzdem war Rhodes sicher, daß, wenn sein Plan gelänge, er in England der „große Mann“ sein würde und



Die Buren erwarteten Dr. Samelson bei Queen's Battery nahe Krügersdorf.

F&E

daz die Regierung wohl oder übel sich ihm beugen müsse; andererseits hoffte er, daß, sobald Jameson losmarschire, der englische Pöbel in Johannesburg revolutioniren werde. Deshalb gab er Jameson einen Wink, mit seinen Leuten, die in Mafeking und Pitsani lagerten, vorzugehen. Am 29. Dezember 1895 überschritt dieser die Westgrenze, ließ sofort die Telegraphenlinien zerstören und rückte auf dem Wege nach Johannesburg vor.

General Joubert beauftragte, sobald er die Kunde vernahm, den Kommandanten von Potschessetroom, Cronje, sich den Eindringlingen entgegenzustellen, und gleiche Anweisungen ergingen an Kommandant Malan in Rustenburg und Potgieter in Krügersdorp. Die drei Kommandanten trafen sich am 1. Januar in Plaats Waterval, eine halbe Stunde von Krügersdorp, und verfügten über etwa 600 Mann.

Jameson hatte eine Anhöhe, Remhoogte genannt, besetzt und ließ von 3 bis gegen 6 Uhr Nachmittags seine Artillerie auf die Buren feuern, die zwar nicht einen Mann verloren, aber auch nicht wagen durften, ihre Köpfe hinter den Steinen, hinter welchen sie kauerten, hervorzustrecken. Jameson, der einen ganz anderen Erfolg erwartete, schickte nunmehr zwei Patrouillen von je 25 Mann ab, die sich aber beide mit starken Verlusten zurückziehen mußten. Jetzt wurde sich Jameson darüber klar, daß er den Gegner gewaltig unterschätzt hatte. Er schlug daher mit seinem Corps eine südöstliche Richtung ein, ließ aber, um die Buren an der Verfolgung zu hindern, vier Maximgeschütze zurück, die fortwährend feuerten.

Am Morgen des 2. Januar schlichen sich die Buren bis auf 1500 Schritt an das englische Lager heran und sandten aus ihren Büchsen einen Morgengruß. Jameson versuchte, den Feind zu vertreiben; da es ihm nicht gelang, mußte er sich selbst zum Weitermarsch mit Zurücklassung eines Theiles seines Train entschließen und zwar schlug er einen alten Fußpfad ein, der von Potschessetroom über Blakfontein nach Johannesburg führt.

Ich theilte, so berichtet Kommandant Cronje, meine Macht in zwei Theile: Mit 60 Mann verfolgte ich den Feind, um ihn durch stetes Aufjagen und Vertreiben zu verhindern, Wasser zu schöpfen und zu trinken, während ich dem anderen Kommando, das ich unter Adrian de la Rey stellte, den Auftrag gab, alle günstigen Positionen auf dem Wege zu besetzen, den die Engländer voraussichtlich einschlagen würden.

Während Cronje südlich abbog, kam es zwischen Jameson und Potgieter zu dem Gefecht bei Doornkop, das die eigentliche Entscheidung herbeiführte. Potgieter hatte nur 240 Mann zur Verfügung,

von denen er 60 Mann in einer Schlucht postirt hatte, während der Rest die Anhöhen besetzt hielt. Thatsächlich war diese kleine Truppe auf sich selbst angewiesen, denn wenn auch inzwischen allenthalben kleinere und größere Burenabtheilungen heranrückten, so hielt sie Jameson durch sein Geschützfeuer derartig in Schach, daß sie nicht eingreifen konnten, sondern sich mit der Cernirung begnügen mußten.

Der größte Schaden wurde Jameson durch die auf den Hügeln postirten Leute zugefügt. Die Kanonen beschossen die Felsen, hinter denen die Buren lagen. Einige der letzteren wurden schwer verwundet; aber das tödtliche Feuer, das sie auf die Bedienung der Kanonen richteten, trieb den Feind immer wieder zurück. Von der bedeutenderen Höhe, welche gut fünfzig Schritte entfernt war, konnten die Scharfschützen leicht die Zugthiere der Geschütze und die Bedienungsmannschaften treffen. Beinahe immer wurden die Gegner handgemein wie in Ingogo, wo man auch auf einem ähnlichen flachen Hügel kämpfte.

Bergeblich suchte Jameson, sich den Durchbruch nach Johannesburg zu erzwingen. Da ertönte plötzlich, so schreibt Hofmehr, Geschützfeuer aus der Richtung von Johannesburg, und Jameson's Hoffnung belebte sich für einen Augenblick. Sollten es die erwarteten Truppen aus Johannesburg sein? Sollte endlich Hilfe von seinen Freunden aus der Goldstadt erscheinen? Nein! Die Geschosse waren auf ihn und die Seinigen gerichtet. Es sind Buren, nicht Briten! Es war Kommandant Trichardt mit den Seinen, der mit Artillerie aus Pretoria angelangt und ungeduldig vorausgeeilt war, als er das Feuern in der Richtung von Blaafontein gehört hatte. Jameson war von allen Seiten eingeschlossen; er konnte weder vor- noch rückwärts. Er mußte sich ergeben, wollte er nicht mit den Seinen bis auf den letzten Mann niedergeschossen werden.

„Schnell! wer hat etwas Weißes, das als Flagge dienen könnte? wir werden hier Alle in Grund und Boden geschossen — der Transvaaler schießt gut! Wer weiß Rath? Was sollen wir thun? Ach! da ist ein altes Weib mit einer weißen Schürze!“ Eins, zwei, drei — die Schürze steigt empor! „In's Himmels Namen, holt noch mehr Schürzen aus dem Haus, oder Handtücher, Laken, irgend etwas Weißes!“ Sieh! hier flattert ein Laken und dort ein Handtuch. „Gott sei gedankt! Die Buren hören auf mit ihrem mörderischen Feuern; wir haben noch Hoffnung, aus diesem feurigen Ofen erlöst zu werden!“ —

Die Geschichte von der Schürze und dem Handtuch der alten Frau ist keine Erfindung. Als General Joubert einige Tage nach der Schlacht das Schlachtfeld besuchte und sich einige Augenblicke bei dem alten

Wohnhaus, wo Jameson die Waffen streckte, aufhielt, kam die bewußte alte Frau zum Vorschein. Sie hatte dem General eine ernstliche Klage vorzutragen.

„Herr,“ sagte sie, „der Engländer hat mir Schürze und Handtuch und Laken genommen, ohne etwas dafür zu bezahlen. Wo soll ich nun meine Klage anbringen?“



Kafferweib, dessen Schürze Jameson als weiße Flagge benutzte.

bestand aus 400 Gewehren, 33000 Patronen, 10 Kisten Maximpatronen, 4 Wagen, 5 schottischen Karren, 142 Pferden, 38 Maulthieren, 10 Maxims und 2 anderen Kanonen. Beinahe 400 Gefangene wurden durch die tapferen Buren zum Erstaunen von Freund und Feind der Republik abgeführt. —

Sollen wir noch viele Worte über die sogenannten „Johannesburger Unruhen“ machen? Wochenlang hatten die Kapitalisten der Firma Eckstein & Co. und der Consolidated Gold Fields Co., deren erster Direktor Oberst Francis Rhodes, der Bruder Cecil's, war, die Leute aufgeheizt; als sie aber erkannten, daß weder die englische Regierung noch Rhodes ihnen aus Mitgefühl helfen wollten, sondern jeder von beiden

Der General lachte und gab ihr sofort eine halbe Krone. Die Gesellschaft veranstaltete auf der Stelle eine Kollekte, die die historische alte Frau schnell zur Besitzerin von zehn Schilling für ihre alten verschlissenen Lumpen machte. —

Nach Kommandant Cronje's Bericht betrug der Verlust der Chartered Company an diesen zwei Tagen 66 Todte und 44 Verwundete. Auf der Buren Seite sind 4 Mann gefallen, während Cronje und 2 Mann verwundet wurden. Die Kriegsbeute



Erhöhungsfeld von Kriegsdorf am 1. Januar 1896.

nur für das eigene Interesse zu arbeiten gewillt sei, daß dagegen, wenn die Sache schief ging, ihre Ausweisung und Vermögens-Konfiskation wegen Hochverraths zu gewärtigen sei, wiegelten sie, in dem Augenblick, wo Jameson die Grenze überschritt, nach Leibeskäften ab. Ja, sogar

der eigene Bruder Jameson's, der in Johannesburg wohnte, schloß sich der Beruhigungsparthei an.

Der Mob natürlich wollte Krakehl und riß höchst überflüssiger Weise einige Eisenbahnschienen auf und verübte anderen Unfug. Als aber einerseits Präsident Krüger eine Proklamation erließ, in der Allen, die ihre Waffen und Munition bis zum 10. Januar abgeliefert hätten, abgesehen von den Rädelshführern, völlige Vergebung zugesagt wurde und andererseits bekannt wurde, daß achttausend bewaffnete Buren für alle Fälle bereit ständen, auch ein starkes Kommando derselben eine Fensterpromenade durch die Hauptstrassen der Stadt machte, legte sich die Auffregung bedeutend. Dazu kam noch, daß der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Hercules Robinson, der auf Ersuchen der Transvaal-Regierung inzwischen nach Pretoria gekommen war, folgendes Telegramm an die Johannesburger Führer richtete:

„Dringend. Sagen Sie den Johannesburgern, daß sie meiner Meinung nach nur treu und ehrlich handeln, wenn sie bedingungslos die Waffen niederlegen. Thun sie dies nicht, so gehen sie der Sympathie von Ihrer Majestät Regierung und aller britischen Unterthanen verlustig, denn Jameson und der andern Gefangenen Schicksal ist tatsächlich in ihren Händen.“

Man übergab also bedingungslos die Waffen, da auch von England keine Unterstützung mehr zu erwarten war.

Während Jameson und seine Truppe am selben Tage der britischen Regierung zur Bestrafung ausgeliefert wurde, wurde gegen die „Anstifter“ des Aufstandes das gerichtliche Verfahren eingeleitet. Das Urtheil wurde bald durch Begnadigung dahin gemildert, daß die vier obersten Rädelshführer mit Ausweisung und einer Geldstrafe von je 500 000 Mk. belegt wurden; die übrigen mit Verbannung und einer Geldstrafe von je 40 000 Mk. Von den erstgenannten vier gaben drei, nach Erlegung der Geldbuße, das schriftliche Versprechen ab, sich nie wieder in politische Streitigkeiten einmischen zu wollen, worauf das Verbannungsurtheil gegen sie aufgehoben wurde; Oberst Francis Rhodes war der Einzige, der eine derartige Erklärung nicht abgeben wollte und daher über die Grenze gebracht wurde. Den übrigen Aufrührern wurde sogar erlaubt, im Lande zu bleiben, wenn sie sich nur verpflichteten, drei Jahre lang sich jeder politischen Agitation zu enthalten.

Verhältnismäßig noch viel milder war das Urtheil, das in England über Jameson und Genossen gefällt wurde. Jameson erhielt 15 Monate, Willoughby 10 Monate, Major White 7 Monate und Oberst Grey, Oberst White, sowie Major Coventry je 5 Monate Gefängniß, doch

wurden ihnen ausdrückliche „besondere Vergünstigungen“ zugebilligt, so daß die ganze Strafe mehr den Charakter eines Hausrisses hatte. —

Doch nicht genug mit dieser großen Milde der Buren, sondern der Volksraad bewilligte für Johannesburg sogar noch eine eigene Kommunalverwaltung, aus Bürgermeister, Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten bestehend, deren Wahl durch die dort ansässigen Bürger erfolgen sollte. Dieser Schritt ist direkt auf den Präsidenten Krüger zurückzuführen, denn der konservative Theil der Buren war gegen jedes Entgegenkommen und meinte, daß die Rädelsführer, die den Tod so vieler englischer Soldaten und auch einer Anzahl Buren auf dem Gewissen hätten, selbst dem Tode verfallen müßten.

Über das Thema „Wählen“ läßt sich schlecht disputationen. Die Zeitungen aller Parteien sehen in dem Wahlrecht die höchste bürgerliche Gerechtsame; kommt es aber zur Wahl, so erscheint, wenn nicht außergewöhnliche Verhältnisse vorliegen, bei uns noch nicht die Hälfte der Wahlberechtigten, und bei den ländlichen Kommunalwahlen ist es gar nichts Außergewöhnliches, daß in einer Abtheilung von acht oder zehn Wahlberechtigten nur ein Einziger erscheint, der sich selbst wählt, oder womöglich gar keiner.

Thatfächlich geht auch kein Mensch des Wahlrechts wegen nach Transvaal, sondern er geht, um dort sein Glück zu machen. Nun sitzt aber heute auf den Goldfeldern eine Clique von Menschen, deren eifrigstes Bestreben es ist, jeden Pfennig in die eigene Tasche gleiten zu lassen; die weißen Lohnsklaven aber, die ihnen diesen Verdienst erarbeiten, sollen sich an Freiheit und Wahlrecht genügen lassen und werden gegen die Regierung, die diese angeblich nicht in hinreichendem Maße gewährt, aufgehetzt. Daz daß solch armer Minenarbeiter nicht selbst gewählt wird, ist sonnenklar; er soll aber die 100 Mk., welche die Naturalisation kostet und die er zehntausend Mal besser für eigene Bedürfnisse verwenden könnte, ausgeben, damit der Minen-Besitzer, für den er sich täglich quält, gewählt wird. Dem Herrn Minenbesitzer genügt es aber noch nicht, die Verhältnisse in Johannesburg bestimmen zu können — sein Reich muß größer sein!

Die Minenbesitzer verlangen: eine in Johannesburg amtirende Verwaltung für den gesamten Witwatersrand-Distrikt mit gesetzgeberischer Vollmacht in allen lokalen Fragen. Der Distrikt soll einen eigenen Gerichtshof und eigene Polizei haben und seine Unterrichts- und Minenangelegenheiten selbstständig verwalten. Der Distrikt zahlt an die Regierung eine vom Staate jährlich zu bestimmende Steuersumme, erhebt dieselbe aber von seinen Einwohnern nach eigenem Belieben und Ermessen.

Daß Chamberlain als einer der hauptsächlichsten Minenaktienbesitzer diese Forderungen unterstützte und sie bereits am 6. Februar 1896, während sich Jameson und seine Spießgesellen noch auf der Fahrt nach England befanden, der Transvaal-Regierung als Wünsche der britischen Regierung unterbreitete, ist erklärlich, wenn auch wenig lobenswerth; daß sich aber Tausende von Minenarbeitern bereit fanden, diese Wünsche zu unterschreiben und die britische Regierung um ihre Intervention anzu-flehen, zeigt ein so geringes Verständniß derselben für ihr eigenes Wohl, daß man die ihnen von Krüger zugesandten Rechte eigentlich als viel zu weitgehend bezeichnen muß.



Platz, wo sich Jameson ergeben mußte.

Seit diesem Tage haben die „Verhandlungen“ zwischen England und Transvaal nicht mehr aufgehört. Bald schienen sich die Wogen zu glätten und der Sturm vorüber zu sein, dann wurde von England wieder irgend ein unbedeutendes Ereigniß, wie der „Lombard-Fall“ (angebliche Mißhandlung von Farbigen), der „Edgar-Fall“ (Arrestierung eines englischen Kaufboldes, der einen Mann überfallen und niedergeschlagen hatte), der „Amphitheater-Fall“ (Nicht-Einschreiten der zu schwachen Polizei bei einer politischen Versammlung, in der es zu Prügeleien kam) — alles Dinge, welche die britische Regierung nicht im Geringsten angingen — zu politischen Ereignissen aufgebauscht.

Mehr und mehr wurde der Transvaal-Regierung klar, daß die britische Regierung einen Krieg heraufbeschwören wolle, und sie that das einzige Mögliche, was sie thun konnte — sie rüstete.



## Der Ausbruch des Krieges.

---

### Die Kriegsstifter im englischen Parlament.

Während man sich in Europa noch überall der Hoffnung hingab, daß der Friede erhalten werden würde, rasselte am 26. Juli 1899 plötzlich in beiden Häusern des englischen Parlaments die Kriegstrommel.

Der ehemalige Kriegsminister Campbell Bannerman, ein Mitglied der Opposition, hatte etwa folgendes ausgeführt: Die Beziehungen zwischen den Uitlanders und der Regierung von Transvaal seien eine Quelle der schwersten Gefahr, nicht allein für Transvaal, sondern für alle Staaten in Südafrika. Er glaube nicht, daß Drohungen von Wirksamkeit sein würden; er sähe aber nichts, was als Entschuldigung für eine bewaffnete Intervention dienen könnte. Ein Krieg in Afrika würde ein sehr großes Unglück sein. Wenn der Krieg auch noch so schnell eine glückliche Wendung nehmen würde, so würde er doch für viele Generationen Rassenkämpfe hinterlassen, die sich über die ganzen britischen Kolonien ausdehnen würden, und das würde eine gute Regierung in Südafrika unmöglich machen. — Man könne doch das Widerstreben der Buren-Regierung verstehen, plötzlich eine große Anzahl von Personen zum Wahlrecht zuzulassen, von denen sie Niemand kennen, deren Zahl sie nur mutmaßen könne und von denen sie, obwohl sie nicht im Volksraad von ihnen unterdrückt würden, doch vielleicht in der Volksabstimmung zur Präsidentenwahl im Augenblicke überstimmt werden könnten. Einen Krieg zu beginnen, und es den eigenen Landsleuten zu erleichtern, ihre britische Staatsangehörigkeit aufzugeben, scheine ihm lächerlich.

Auf diese vernünftigen Worte erwiderte der Staatssekretär für die Kolonien Chamberlain in hochtrabendem Tone: Die Bemerkungen Bannermans würden nicht zu einer freundschaftlichen Regelung führen, sondern eher das Vorgehen der Regierung stören. Die Transvaal-

frage sei eine alte Frage, und nur durch gewisse Vorfälle und durch die Petition der Uitlanders jetzt in den Vordergrund gebracht. Es könne nicht geleugnet werden, daß die in der Petition aufgeführten Beschwerden ernst und wohlbegründet seien. Auf persönliche Beschwerden wolle er nicht näher eingehen, obgleich Fälle von schlechter Polizei-verwaltung und von Willfährigkeit der Gerichte nicht so leicht genommen werden dürften; ernst aber sei, daß diese Beschwerden das Ergebniß der von den Buren seit 1884 beständig verfolgten Politik seien. Seit dieser Zeit habe die Buren-Oligarchie die Uitlanders, britische Unterthanen, den Buren-Einwohnern gegenüber in eine klar und entschieden untergeordnete Lage gebracht, welche mit dem Geiste und dem Buchstaben der Konvention im Widerspruch stehe. Eine solche Politik sei nicht allein erbitternd, sondern auch gefährlich für die Reichsinteressen. Die dauernde Unterordnung und Unterwerfung der britischen Staatsangehörigen in Transvaal gefährde Englands Stellung als Vormacht in Südafrika und bedrohe beständig den Frieden und die Wohlfahrt des ganzen Landes. Es sei keineswegs eine ministerielle Frage; es sei eine Frage der Macht und des Ansehens des britischen Reiches und der Stellung Britanniens in Südafrika; es sei eine Frage der englischen Vorherrschaft. Er hoffe, England werde nicht in die Lage kommen, den Beifall der Kolonien annehmen zu müssen, aber wenn hierfür gut vorgesorgt ist, werde er stets Genugthuung empfinden, daß England in schwieriger, unruhiger Zeit auf die lohale, thätige Unterstützung seiner Kolonien rechnen kann. Englands Stellung in Südafrika stehe auf dem Spiele. Wenn auch keine Konvention da wäre, so habe England doch das natürliche Recht eines civilisirten Staates, die eigenen Staatsangehörigen zu schützen.

Während im Unterhause die Stimme der Vernunft wenigstens zu Gehör kam, wenn sie auch nutzlos verhallte, machte sich im Oberhause die kriegerische Stimme wesentlich bemerkbarer. Camperdown, Dunraven und Windsor predigten direkt den Krieg. Das bemerkenswertheste aber war, daß, während Chamberlain der Transvaalregierung den Bruch der Convention vorwarf, sich der Premierminister Lord Salisbury, den man bis dahin als den hauptsächlichsten Vertreter der Friedenspartei betrachtet hatte, nicht nur in scharfen Wendungen gegen den Präsidenten Krüger erging, sondern offen erklärte, die Konventionen mit England aus den Jahren 1881 und 1884, auf welche sich Transvaal beständig berufe, seien doch nur papierene Verträge, die zerrissen werden könnten, wenn man sie nicht mehr haben wolle. Er führte aus:

Er wolle Krüger nicht allen Tadel auferlegen, wegen jener Art von Panik, die ihn und seine Rathgeber bei dem Einbrüche der Goldgräber 1886 befallen zu haben scheine. Sie möchten vielleicht die Befürchtung gehabt haben, daß die Goldgräber im Stande seien, sich vollständig der Regierung zu bemächtigen, und daß dann die Holländer genau dieselben Nachtheile zu tragen haben würden, denen jetzt die Engländer ausgesetzt seien. Aber er tadelte Krüger deswegen, weil er, als Schwierigkeiten entstanden, anstatt sich seiner Verpflichtungen und der Anerkennung der Stellung Englands in diesen Konventionen zu erinnern, sich niemals an die englische Regierung gewandt habe, um sich mit ihr darüber zu berathen, wie man mit einer solchen Erscheinung, wie mit dem Einfall der Goldgräber, fertig werden könne. Die Konventionen von 1881 und 1884 seien sterblich in ihrer Art und der Zerstörung ausgesetzt; sie könnten auch durch die Parteien, in deren Interessen sie geschlossen seien, wieder vernichtet werden. Er protestiere gegen die Idee, daß solche Konventionen ein unbewegliches Markzeichen seien, auf das man, was auch immer geschehen möge, unvermeidlich zurückgreifen müsse. Er glaube, daß Umgekehrte sei der Fall. So wenig England geneigt sei, diese Konventionen zu vernichten, so lange ihnen ein ehrliches, ehrenwerthes Dasein verstatte sei, so würden doch jetzt nur sehr wenige Engländer wünschen, daß den Konventionen in der damaligen Form Englands Siegel aufgedrückt werde. Wenn nun die Gültigkeit derselben bestritten und angefochten werde, was könnte an ihre Stelle treten? Er wisse es nicht, aber es würden keine Konventionen gleichen Stiles sein. Er sei indessen völlig sicher, daß England, wenn es sich dafür verwende, den britischen Unterthanen eine gerechte Behandlung zu sichern, nicht den Status der Dinge wieder herstellen lassen werde, welcher alle diese alten Schwierigkeiten in ihrem ganzen furchtbaren Charakter wieder beleben könnte. „Die gegenwärtige Politik Englands ist“, so schloß er seine Rede, „von Lord Selborne deutlich dargelegt. Ich stimme dessen Erklärung zu, daß, nachdem wir die Hand einmal an den Pflug gelegt haben, wir nicht beabsichtigen, sie wieder fortzunehmen.“.

### Geschäft und Politik.

Es muß hier in Erinnerung gebracht werden, daß diese aufgehenden Reden zu gleicher Zeit gehalten wurden, als die auf Wunsch des russischen Monarchen in Haag zusammengetretene Friedens-Conferenz sich ihrem Ende zuneigte. Drei Tage später wurde die letztere in Gegenwart der Königin von Holland geschlossen.



Mr. Goschen. Lord Salisbury. Lord Lansdowne. The Duke of Devonshire. Mr. A. J. Balfour.

Das englische Kabinett für Landesverteidigung.

Und wie kam Mr. Chamberlain dazu, solche Ansichten zu vertreten?

Als im Jahre 1881 der Krieg zwischen Buren und England beendet wurde, gab derselbe Mr. Chamberlain, welcher der damaligen liberalen Regierung als Mitglied angehörte, folgende Erklärung ab:

„Die Buren sind von Hause aus keine kriegerische Rasse. Sie sind ein einfaches, arbeitsames, aber etwas rohes und unzivilisiertes Volk von Farmern, die von den Erzeugnissen des Bodens leben. Sie sind erfüllt von einem tiefen und ernsten religiösen Gefühl und sie haben von ihren Vorfahren — den Leuten, welche die Unabhängigkeit Hollands von dem unerträglichen Drucke Philipp II. von Spanien errangen — ihre unbesiegbare Liebe zur Freiheit geerbt. Sind es nicht diese Eigenschaften, welche Sie den Angehörigen der englischen Rasse empfehlen? Sind das nicht Tugenden, von denen wir mit Stolz glauben, daß sie die besten Charaktereigenschaften des englischen Volkes bilden? Sollen wir gegen ein solches Volk wohl die furchtbare Entscheidung der Waffen aufrufen? Diese Leute haben sich in Transvaal niedergelassen, um fremdem Drucke zu entgehen. Sie haben mancherlei Streitigkeiten mit den Briten gehabt. Sie verließen ihre Wohnsitze in Natal, wie die englischen Puritaner England verließen und nach den Vereinigten Staaten auswanderten, und gründeten eine eigene kleine Republik im Herzen von Afrika.“ — Weiterhin verurteilte Chamberlain die ungerechte Annexion Transvaals durch Lord Beaconsfields Regierung und fügte hinzu, daß die Regierung, zu der er selbst gehörte, einen Mißgriff gemacht hätte, wenn sie nicht sofort von der Politik des früheren Kabinetts abgegangen wäre. Er berief sich stark auf das Gerechtigkeits-Gefühl des englischen Volkes, und indem er sich zu den Abmachungen mit den Buren wendete, sagte er: „In diesen Kämpfen waren wir die Angreifer und nicht die Buren, und unsere Verluste, die größer waren als die ihren, haben die ursprüngliche Ursache des Krieges nicht gerechter gemacht. Sie machen



Mr. Chamberlain.

die Verlängerung dieses elenden und unrühmlichen Ringens nicht wünschenswerther und ratsamer. Wenn also Sir Evelyn Wood auf eigene Verantwortung handelnd einen Waffenstillstand abschloß, so billigen wir sein Vorgehen."

Die Erklärung der gewaltigen Sinnesänderung zwischen dem Mr. Chamberlain von 1881 und dem Mr. Chamberlain von 1899 ist darin zu suchen, daß in der Zwischenzeit Transvaal eines der ersten Goldländer der Welt wurde.

Chamberlain ist einer durch ihren Fabrik-Reichtum bekannten Familie entsprossen und hat kaufmännische Unternehmungen während seiner Amtszeit immer fortgesetzt, aber gewöhnlich unter der Firma seines Bruders als stiller Gesellschafter und gut unterrichteter Inspirant. Geboren 1836, ist er bis zum Tode seines Vaters 1874 im Fabrikgeschäft thätig gewesen, während er zugleich städtische Aemter bekleidete und sich namentlich mit dem Unterrichtswesen beschäftigte. Seit 1876 ist er Mitglied des Unterhauses, 1880 wurde er von Gladstone als Präsident des Handelsamts in sein Ministerium berufen. Infolge der Homerule-Pläne hat er sich von Gladstone getrennt und ist einer der Führer der liberalen Unionisten geworden, die das konservative Ministerium unterstützten. Das Kabinett Rosebery bekämpfte er und trug wesentlich im Juni 1895 zu dessen Sturze bei durch den Angriff auf den Kriegsminister, weil dieser dem 1819 geborenen Herzog von Cambridge den Oberbefehl über die Armee belassen hatte. Am 28. Juni 1895 ist er in das neugebildete Ministerium Salisbury als Kolonialminister eingetreten.

Sofort wurde dies den Buren fühlbar. Transvaal hatte mit England einen Vertrag über das Swasiland geschlossen, der den Buren wenigstens gestattete, von den Höhen dieses Landes das ersehnte Meer zu sehen. Aber Chamberlain besetzte die kleinen Landstriche von Amatonga, die zwischen dem Zulu- und Swasiland und der Delagoa-Bai liegen.

Nachforschungen, welche von Transvaaler Seite in London angestellt wurden, haben ergeben, daß nicht nur der Kolonialsekretär Chamberlain selbst, sondern auch zahlreiche Mitglieder seiner Familie, sowie ein Dutzend ihm verschwägter Familien an den hervorragendsten industriellen Unternehmungen Transvaals sehr stark betheiligt sind. Ganz besonders aber ist dies der Fall bei der Hynoch-Dynamit-Fabrik, deren leitender Direktor der Bruder des Ministers, Arthur Chamberlain, ist. Im August 1897 besaß der jetztgenannte Herr 2229 Anteile dieser Fabrik mit dem Nennwerth von 445 800 Mk., während der

Minister Chamberlain selbst 2502 Antheile besaß. Allerdings gebraucht er die Vorsicht, sich nicht mit seinem Namen als Aktionär einschreiben, sondern als „ungenannter Theilhaber“ sich von der Bank von England vertreten zu lassen. Im August 1898 hatte sich das Besitzverhältnis bereits derart verändert, daß der Bruder Arthur die Anzahl seiner Anteile auf 3310, und der „ungenannte“ Kolonialminister die Zahl seiner Anteile auf 4643, d. h. auf einen Nennwerth von über eine Million Mark gebracht hatte. Die Ziffern der Anteile von acht anderen männlichen und weiblichen Trägern des Namens Chamberlain schwankten gegen Ende 1898 zwischen 200 und 750.

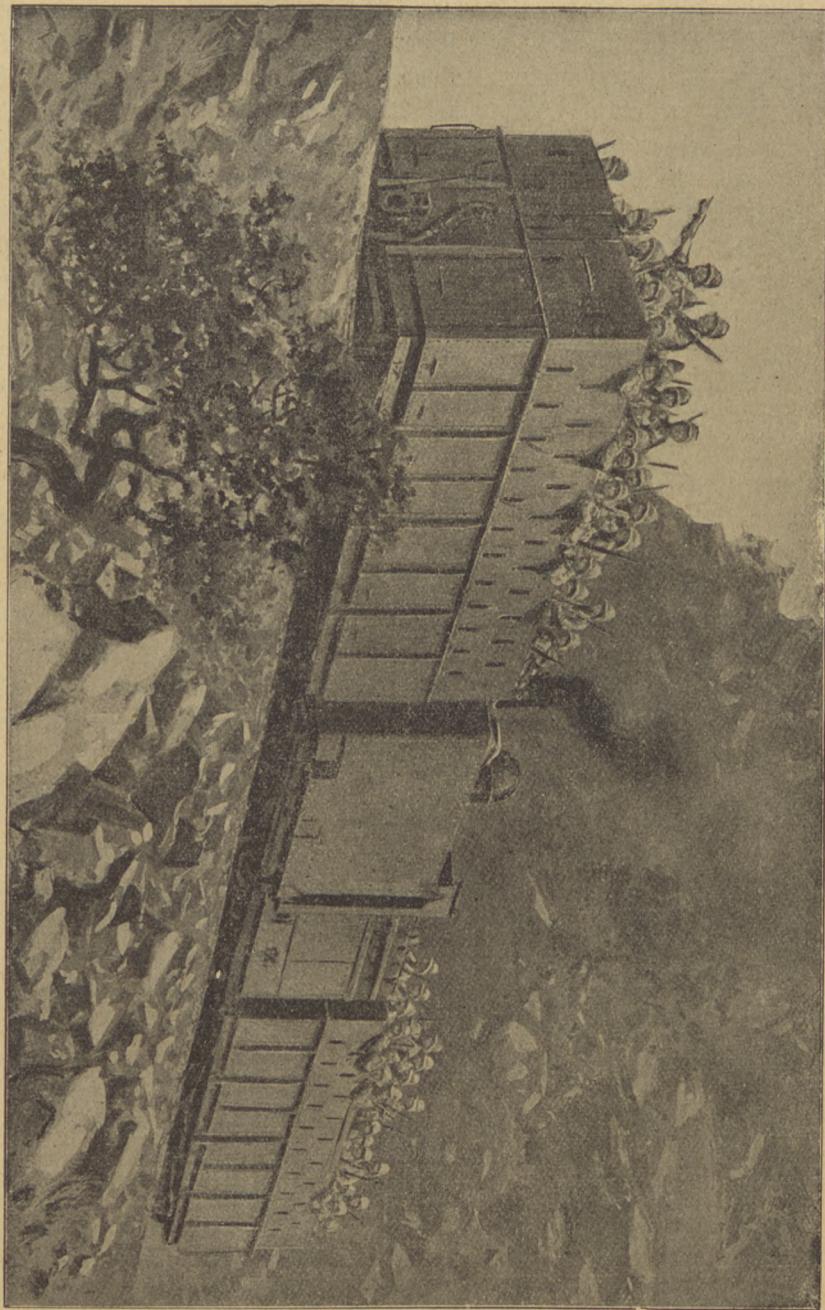
Ebenso hat der Übergang der Rechte der Niger-Company auf den Staat den Brüdern Chamberlain, welche die meisten Anteilscheine besaßen und ein hohes Agio erhielten, viele Millionen eingebracht.

Um seine eigene Dynamitfabrik recht lukrativ zu gestalten, versuchte Chamberlain in der zweiten Hälfte des Jahres 1898 unausgesetzt neue Druckmittel, um die Transvaalregierung zur Aufgabe des Dynamitmonopols zu nötigen, bis er endlich in seiner Note vom 13. Januar 1899 diese Forderung in schroffster Form stellte. Hätte sich damals die Regierung der Südafrikanischen Republik dem Macht-spruch Chamberlains gebeugt, so wäre sicherlich der Kurs der Rhinoceros-Aktien sofort mindestens auf das Doppelte hinaufgeschnellt, und die Mitglieder der Familie Chamberlain hätten allein durch dieses eine Geschäft ihr Vermögen um zwei Millionen Mark vermehrt.

### Nachtrich.

Wenige Tage, bevor Mr. Chamberlain seine Rede im Parlament hielt, befand sich der Verfasser selbst in London und kann daher aus eigener Erfahrung bestätigen, daß weder im Volk, noch in der Presse eine kriegerische Stimmung vorhanden war. Man schenkte den Ereignissen dort unten wenig Beachtung, glaubte nicht, daß es die Buren zum Neuersten kommen lassen würden, aber ebenso wenig, daß die Regierung wirkliche Kriegspläne trage.

Chamberlains Worte führten einen gewaltigen Umschwung herbei. Keine Nation verträgt es, wenn man ihr das Bewußtsein bringt, daß sie von einer anderen Nation beleidigt sei, und bei den Briten kommt noch ein gewaltiges Stück Eigendünkel hinzu. Seit den Tagen, in denen Napoleon's I. Stern erblich, hat England im Völker-concert die erste Geige gespielt. Es hat mehr durch Säbelrasseln als durch des Schwertes Schneide Erfolg auf Erfolg gehäuft, denn es waren wirklich keine Heldenthaten nötig, um mit europäischer Bewaffnung



Ein englischer Panzerzug.

wilde oder halbwilde Völkerschaften zu unterjochen. Nach Ansicht von neun Zehntel aller Engländer waren aber auch die Buren nur eine wilde Horde, deren Zusammenkartätschen keine allzu große Mühe verursachen würde, so daß man sich schnell mit dem Gedanken befriedete, daß die Regierung ganz Recht habe, wenn sie Ohm Krüger ordentlich den Kopf wüsche.



Ankunft der ersten englischen Expeditionstruppen.

Diese Gedanken, momentlich auch die Unterschätzung der Streitkräfte des Gegners, treten so recht deutlich in einem Aufsatz der „Times“ aus der ersten Hälfte des August zu Tage, in welchem darauf hingewiesen wurde, daß, falls die Friedenswege versagen, die militärischen Operationen von einer Truppenmacht ausgeführt werden würden, in der alle Haupttheile des britischen Reiches vertreten seien. Es heiße nämlich, die Regierung werde nicht nur im Prinzip, sondern auch tatsächlich die aus den Kolonien kommenden Anerbieten, Truppen zu stellen, annehmen. Dagegen sollten Eingeborenen-Truppen aus Indien oder den Kronkolonien nicht verwendet werden; man sagt, es geschehe dies zum Theil aus Rücksicht auf die in Südafrika bestehenden Ansichten. Die Kontingente aus Indien und den Kolonien würden die Truppenmacht in Südafrika auf 25000 Mann bringen; hierzu würden im Bedarfssfalle weitere 30000 Mann aus England kommen. Der Artikel schloß: „Wenn Großbritannien wider seinen Willen dazu

getrieben würde, das mit Gewalt durchzusetzen, was zu gewähren Sache der Gerechtigkeit gewesen wäre, so würde eine gänzlich neue Lage in Südafrika geschaffen.“

Wenige Tage später ergriff der Ire T. P. O’Connor im englischen Unterhause das Wort, um Aufklärungen über die englischen Truppensendungen „zur Vertheidigung Natal’s und für alle Eventualitäten“ zu erbitten und gleichzeitig gegen ein energisches Vorgehen Transvaal gegenüber zu protestiren.

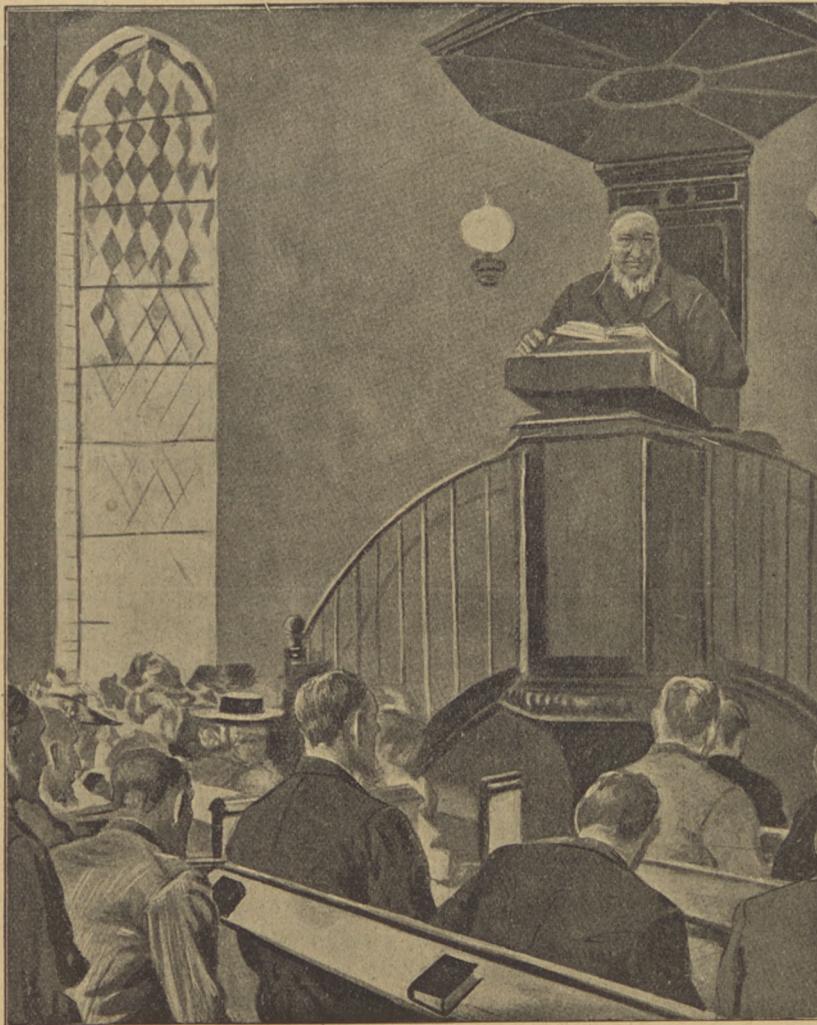
Hoffärtig und stolz entgegnete Chamberlain: „Ich würde über alles hinweggehen und in meiner Rede nicht fortfahren, wenn nicht Reden, wie die O’Connors auswärts misdeutet werden könnten, besonders in Transvaal, wo es stets möglich ist, daß eine solche Rede Unheil stiftet, zumal bei der gegenwärtigen Lage. Ich halte es für unnöthig, auf die Bemerkung O’Connors näher einzugehen, daß nach Ansicht vieler in England jedwede extreme Maßregel, jedweder Krieg unnöthig sei. Ich selbst spreche das Wort „Krieg“ nur aus, wenn es absolut nöthig ist. O’Connor meint, soweit ich ihn verstehe, die britische Regierung solle sich demüthig bescheiden und sich bereit erklären, zu warten, vielleicht 25 Jahre, bis die Beschwerden der Uitlanders abgestellt seien. Es wäre ein fataler Irrtum, wenn man in England oder irgend einem anderen Lande annehmen wollte, diese Ansicht wäre wirklich im Lande auch nur bei einer kleinen Minorität vertreten. Die Regierung hat ihre politische Stellung klar dahin abgelegt, daß die jetzigen Zustände in Transvaal große Gefahren bergen, und daß die Superiorität Englands durch das Verhalten Transvaals bedroht sei, das die Abstellung der Beschwerden verweigere und Wünsche, welche die suzeräne Macht England in gemäigter Sprache ausspreche, gänzlich unberücksichtigt lasse. Dieser Zustand kann nicht länger geduldet werden. Wir haben unsere Hand an den Pflug gelegt und werden sie nicht zurückziehen.“

Die Thronrede, welche wenige Stunden später zum Schluß der Sommer-Session des englischen Parlaments verlesen wurde, führte eine ähnliche scharfe Sprache gegen Transvaal: „Die Lage meiner Unterthanen in der Südafrikanischen Republik ist unvereinbar mit den Versprechungen gleicher Behandlung, auf die meine Bewilligung der inneren Unabhängigkeit für die Republik sich gründete. Die hierdurch verursachte Unruhe ist eine beständige Quelle der Gefahr für den Frieden und die Wohlfahrt meiner Herrschaftsgebiete in Südafrika. Die Unterhandlungen mit der Regierung von Transvaal über diesen Gegenstand sind noch im Gange.“

## Die beiden Staatsoberhäupter.

Während Chamberlain und Genossen lustig die Kriegswürfel auf den Tisch rollen ließen, bestieg der greise Präsident Krüger Sonntags die Kanzel der Doppers- (Calvinisten)- Kirche in Pretoria, zu deren Gemeinde er gehört, und hielt selbst eine Andacht ab, die über eine Stunde währte. Mit vernehmlicher Stimme betete er: „Gott möge für den Fall, daß der Krieg unvermeidlich werden sollte, das Recht und die Wahrheit auf Seiten der Buren finden,” und die zahlreich versammelte Menge folgte in tiefster Ergriffenheit seinen Worten.

Ohm Krüger betete nicht mehr um Erhaltung des Friedens; er wußte, daß dies vergeblich sei, und konnte nur noch von Gott den Sieg ersuchen! Diesem Gedanken hatte er schon kurz vorher in einem Briefe an Dr. Leyds Ausdruck gegeben. Ueber die damalige Gemüthsverfassung des Präsidenten giebt ein Engländer, Mr. J. B. Robinson, den seine Landsleute als einen der hervorragendsten Sachverständigen in Bezug auf südafrikanische Fragen betrachten, in einem Briefe an die „Daily News“ interessante Auskunft: „Bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Präsidenten Krüger“, schreibt er, „sagte ich ihm unter Anführung von Gründen, ich sei vollkommen überzeugt, daß die englische Regierung am Jameson-Einfall keinen Anteil hatte. Er hörte mir aufmerksam zu und meinte, nachdem ich geendet hatte, „Sie sagen, die Regierung wußte nichts davon. Warum hatte sie dann Rhodes erlaubt, ungestraft nach Südafrika zurückzukehren?“ Ich: „Das ist noch kein Beweis.“ Der Präsident: „Ist es nicht sonderbar, daß die Regierung keine Ahnung davon gehabt haben sollte, daß Rhodes und Beit die Hauptverschwörer waren?“ Ich: „Präsident, Sie müssen bedenken, daß die britische Nation gerecht ist und Niemanden verurtheilt, bevor sie von seiner Schuld überzeugt ist. Hat sie nicht Jameson bestraft?“ Da lachte Krüger satirisch: „Jameson bestraft! Wer ist Jameson? Rhode's Instrument. Dr. Jameson und seine Anhänger sind die Herren Niemand. Sie führten nur die Befehle aus, die man ihnen gab. Ich war über Jameson und seine Leute gar nicht aufgebracht, weil ich wußte, daß sie einfach Werkzeuge waren, und deshalb ließ ich sie gehen und habe sie nach England geschickt. Nur über den Mann, der sie dirigierte und in Bewegung setzte, bin ich empört.“ Als die Mittheilung über die Debatten, die der Jamesoneinfall im englischen Parlament hervorrief, nach Pretoria kamen, äußerte sich Krüger: „Wollen Sie mir als intelligenten Menschen weiß machen, daß Sie an die schönen Reden glauben? Denken Sie, wir sind Narren? Denken



Präsident Krüger predigt in der Doppers-Kirche.

Sie auch nur einen Augenblick, wir kennen nicht das Räderwerk dieses Einfalles? Wollen Sie mich vielleicht davon überzeugen, daß Sie nichts davon wissen, daß die Leute, die diesen Aufstand organisierten, es für ihre eigene Tasche thaten und bereits entschieden hatten, wie der Transvaal aufzutheilen sei, wie jeder Partei gewisse Interessen zuzuschanzen seien? Viele von Jenen, die in's Gefängnß geworfen wurden, waren vollkommen unschuldig und wußten nichts von den

Plänen der Männer des „inneren Kreises“. „Ja,“ fuhr er fort, „dieser innere Kreis bestand nur aus zwölf Männern und die wollten die Beute unter einander theilen. Denken Sie, wir sind so unschuldig, nicht zu wissen, daß Rhodes — figürlich gesprochen — über die Häupter gewisser Leute in England ein Schwert hielt und ihnen sagte, wenn Ihr mir nicht helft, dann will ich Euch und Eure Theilnahme an der Verschwörung verrathen!“ An diesem Punkte angelangt, wurde der Präsident außerordentlich erregt und schrie so laut, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, um das Gespräch mit anzuhören. Dann sagte er: „Und nun wollt Ihr mir rechten, weil ich waffne? Es ist richtig, ich waffne, aber nur, weil ich klar sehe, daß ich mein Land vertheidigen muß.“ Ich sprach ein paar beruhigende Worte. Der Präsident gab sich Mühe, seiner furchtbaren Aufregung Herr zu werden. Er näherte sich mir und legte die Hand auf meine Schulter: „Sie meinen es gut“, sagte er, „aber ich habe alles Vertrauen verloren. Was sich ereignet hat, wird sich wiederholen und ich bin entschlossen, mich dagegen zu schützen.“

Auf der anderen Seite war aber, wie so wohl aus politischen als aus Hof-Kreisen auf das Bestimmteste versichert wurde, die greise Königin Victoria der einzige Rückhalt der Friedensfreunde. In einem englischen Briefe aus jenen Tagen wurde die Monarchin in folgender Weise geschildert:

Königin Victoria ist in ihrem 84. Lebensjahr, sie möchte gern, wenn sie aus dem Leben scheidet, in ihren Länden Frieden hinterlassen. Sie ist von Natur eine friedliebende Frau, und mit den zunehmenden Jahren ist ihr Wunsch nach Ruhe und Frieden in den ausgedehnten Besitzungen der britischen Krone immer stärker geworden. Lord Salisbury ist gerade seiner friedliebenden Gesinnung wegen ein Ministerpräsident nach ihrem Herzen; denn sonst ist er weder geschmeidig noch höflich genug, um bei Hofe ein Liebling zu sein. Wie weit der Wunsch der Königin Lord Salisburys Diplomatie beeinflußt und im Verkehr mit



Königin Victoria.

anderen Staaten ihm die Hände bindet, wird man später einmal erfahren. Daz in dieser Transvaalkrisis aus Rücksicht auf die wohlbekannten Wünsche der greisen Fürstin selbst Herr Chamberlain eine friedliche Lösung nicht ganz von der Hand weisen kann, ergiebt sich von selbst.

Deswegen sendete auch in jenen Tagen (8. September), das „Niederländische Komitee für Transvaal“ nachstehendes Telegramm an die Königin Victoria:

„In tieffster Chrfurcht wendet sich das „Niederländische Komitee für Transvaal“ an Englands Herrscherin. Pflichtgefühl rechtfertigt diese kühne That. Unser Wort trägt den Charakter einer Bitte, und diese Bitte lautet: Mächtige Fürstin, erkläre unsren Transvaalischen Brüdern nicht den Krieg!

Das Niederländische Komitee für Transvaal erbittet dieses im Namen von Tausenden seiner Landgenossen um des englischen Volkes willen, das zu hoch steht, um unzählbare Leben auf dem Altar des Mammons zu opfern; um der Bürger der Südafrikanischen Republik willen, deren Unabhängigkeitsgefühl und religiöses Gefühl Ihrer Christennation sicherlich Achtung einflößt; um der ganzen europäischen Bevölkerung Südafrikas willen, die durch einen Krieg einer Fluth von Unglücksfällen preisgegeben wird; um der ganzen civilisierten Welt willen, in deren Herz beim Vernehmen der Friedensdevise die zartesten Saiten erklingen haben; um Ew. Majestät selbst willen, deren Name durch Zeitgenossen und das zukünftige Geschlecht in doppeltem Maße gesegnet werden wird, wenn Ew. Majestät fürstliche Hand den Faden der Eintracht um den Erdkreis weiter spannen.

Im Namen der Interessen der Menschheit und des Königreichs Gottes, heilig für Fürst und Unterthan, Landgenosse und Fremdling, erfleht das Niederländische Komitee für Transvaal von Ew. Majestät die Erhaltung des Friedens. Dies wäre die schimmerndste Krone über Ew. Majestät gesegnete Regierung.“

### Die Kriegsrüstungen der Buren.

In der zweiten Hälfte des August, als also die Frage, ob es Krieg geben würde oder nicht, noch lange nicht entschieden war, kam die auffallende Meldung, daß die portugiesischen Behörden in Lorenzo-Marques die Ladung von Waffenmaterial, das an Bord des deutschen Dampfers „Reichstag“ sich befand, verhindert hätten. Ein solches Eingreifen zu Gunsten der Engländer zu einem Zeitpunkt, in dem eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt war, ist nach dem Völkerrecht

durchaus unhaltbar und erklärt sich nur durch einen starken von England auf die portugiesischen Behörden ausgeübten Druck.

Den Engländern waren inzwischen wohl die Augen aufgegangen, daß die Buren doch schlagfertiger sein könnten, als man bisher in den lühnsten Träumen vermutet hatte, und sie zerbrachen sich den Kopf, woher denn wohl die Mittel zum Ankauf der Waffen gekommen sein könnten. Es sind zahlreiche Vermuthungen hierüber geäußert worden, aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist das, was der „Hamburger Korrespondent“ mittheilte, das einzig Richtigste.



Schießübungen der Burentruppen.

Es sei vorweg bemerkt, daß die Staatseinnahmen sich von 1886 bis 1898 von 380 000 auf 3 983 000 Lstr. steigerten. Diese gewaltigen Einnahmen haben zum Theil eine merkwürdige Verwendung gefunden. 1898 figuriren unter den ordentlichen Ausgaben „öffentliche Bauten“ (wohlverstanden Eisenbahnen ausgeschlossen) mit 535 502 Lstr. — 10 Millionen Mark für öffentliche Bauten in Pretoria und Johannesburg! — ferner 357 225 Lstr. für kriegerische Zwecke und 11 910 Lstr. für „Spezialausgaben“. Rechnet man die Ausgaben auf diesen drei Konten für die Jahre seit 1895 zusammen, 5 422 932 Lstr. In dieser anständigen Summe sind die Erträge aus den Anleihen von 1895 und 1896 von 1 700 000 Lstr. nicht eingerechnet.

Noch weit merkwürdiger nimmt sich ein anderer Posten des Budgets aus, nämlich der für „feste Gehalte der staatsangestellten Beamten“, wofür 1898 1 080 382 Lstr. ausgeworfen waren, nachdem sie 1895 noch auf 570 047 Lstr. gestanden hatten. Ob diese recht

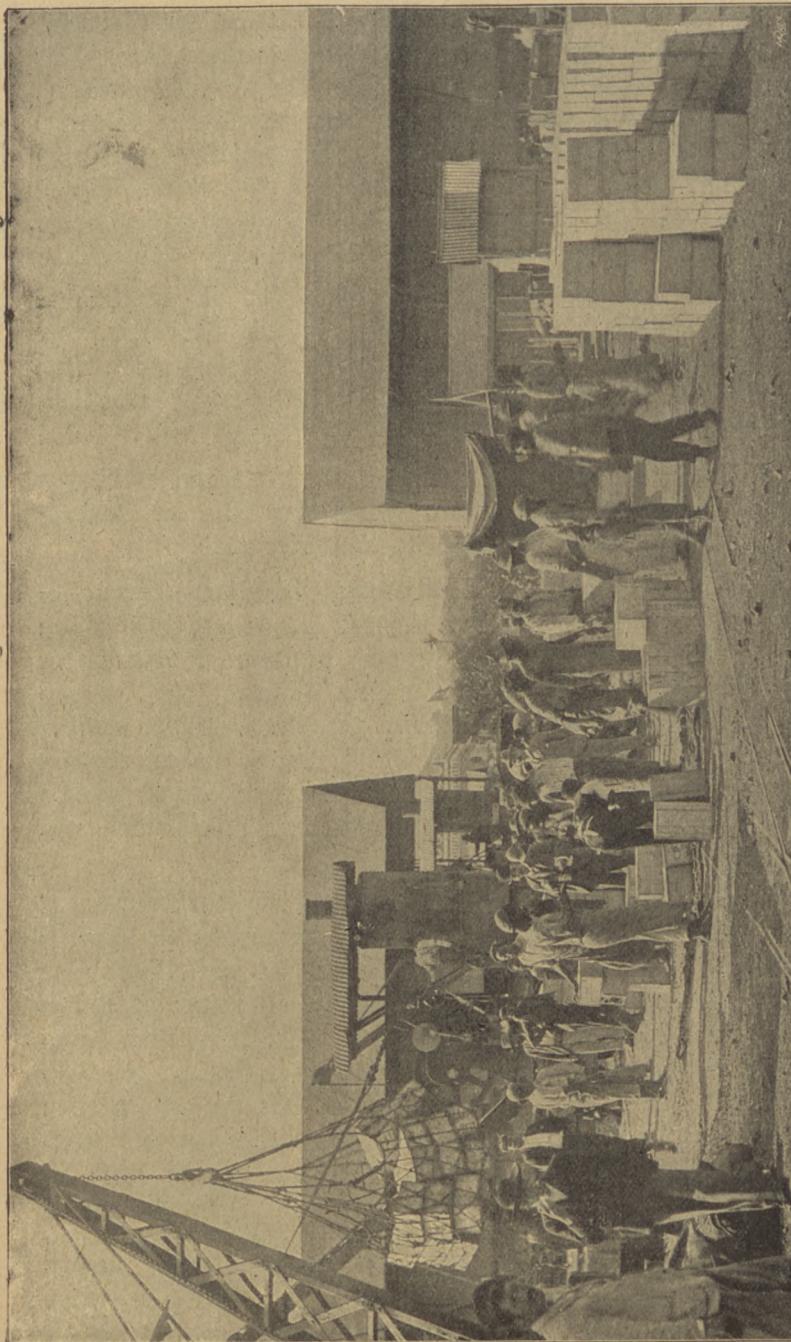


Der deutsche Kreuzer „Condor“.

anständige Gehaltserhöhung den Beamten zu gute gekommen ist, lassen wir dahingestellt. Uns interessirt nur die höchst merkwürdige und spaßhafte Thatsache, daß die Burenbevölkerung, auf 100000 Seelen angenommen, auf den Kopf der Bevölkerung, Frauen und Kinder eingeschlossen, nicht weniger als rund 200 Mk. an Beamtengehälter entfallen, so daß, wenn jeder zehnte Mensch ein „Amt“ hat, er schon 2000 Mk. Gehalt empfängt. Nimmt man dieselbe Grundziffer für das deutsche Reich, so müßten wir für Beamtengehälter



Der deutsche Kreuzer „Schwalbe“.



Beischlagnahme der für Transvaal bestimmten Munition in Lorenz-Märques,  
Photographische Momentaufnahme von S. und M. Sagans, Lorenz-Märques.

allein 10 Milliarden Mark aufbringen. Da möchte wohl mancher „aufbesserungsbedürftige“ Hamburger Schullehrer auswandern. Für 1899 ist übrigens wieder eine „Aufbesserung“ in Aussicht genommen, es sind nämlich im Voranschlag ausgeworfen für Gehalte 1216399 Lstr., für öffentliche Bauten 698 030 Lstr. und Spezialausgaben 171 940 Lstr.

Sucht man also des Räthsels Lösung, so findet man in diesem Budget, das an Verschleierung wahrlich seines Gleichen sucht, leicht einen reichlich bemessenen Kriegsschätz. Man hat die unerklärliche Höhe der Ausgaben auf die Korruption in der Verwaltung der Republik zurückzuführen wollen — eine bessere Erklärung findet man wohl in den nunmehr zur Ausnutzung gelangenden gewaltigen Rüstungen der kleinen Nation für ihren Todeskampf.

Diese Waffen waren theils in Pianokisten verpakt, theils als landwirthschaftliche Geräthe deklarirt, Jahre lang über die Delagoabai, deren Hafen Lorenzo-Marques ist, eingeführt worden.

Damals legte man der verhinderten Ausschiffung wenig Bedeutung bei. Die Frage trat aber während des Krieges selbst in ein anderes Stadium, als die Engländer sich geradezu als Herren der Delagoabai aufspielten und Schiffe anderer Nationen, die dort einlaufen wollten, ohne weiteres anhielten. Zu einem ehrlichen Kampfe fühlten sich die Engländer nicht stark genug, darum sandten sie eine ziemliche Zahl ihrer Kriegsschiffe nach der Delagoabai, um die fremden Handelsschiffe, welche den Feind mit Waffen oder Lebensmitteln versorgen möchten, abzufangen.

Ein Schrei der Entrüstung hallte durch das gesammte deutsche Volk und durch die Presse aller Parteien, als kurz nacheinander der Dampfer „Bundesrath“ der deutschen Ostafrika-Linie und das Hamburger Barkenschiff „Hans Wagner“ von englischen Kriegsdampfern angehalten wurden. Eine bewaffnete Intervention war unmöglich, da die beiden deutschen Kreuzer „Kondor“ und „Schwalbe“, deren ersteres von East-London, das zweite von Dar-es-Salaam zum Schutze der deutschen Interessen nach der Delagoabai kommandirt waren, der englischen Übermacht gegenüber nicht das Geringste aussrichten konnten. Darauf trocken erklärten die Engländer denn auch, allen bisherigen völkerrechtlichen Anschaulungen und ihren eigenen früheren Erläuterungen zuwider, Mehl und Kohlen für Kriegskonterbande. Den größten Schaden haben dadurch die Portugiesen selbst, denn die Bevölkerung von Lorenzo-Marques lebt zum großen Theile von der Güter-

Verladung und -Ausladung und der Hafen beginnt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge bereits mehr und mehr zu verwässern.

Für Deutschland war es unter diesen Umständen immerhin ein erhebendes Gefühl, daß sich die deutschen Volksvertreter aller Parteien zusammenfanden, um die Regierung über den Verlauf der Schiff-Beschlagnahme zu interpelliren. Der Staatsminister von Bülow ging in seiner Beantwortung derselben so weit, wie überhaupt ein Diplomat gehen kann, wenn er nicht die guten Beziehungen zu dem betreffenden Staat einfach durchschneiden will. Er erklärte, daß sich die Auffassung der deutschen Regierung mit derjenigen der englischen keineswegs decke und daß man in dem Verhalten der letzteren jedenfalls keinen Freundschaftsbeweis für Deutschland finden könne.

### Ein Hoffnungsstrahl.

Trotzdem die Engländer schon Truppen vom Mutterlande und den Kolonien in nicht unbeträchtlicher Anzahl nach Südafrika dirigirt hatten, schien sich noch einmal das Gewölk zu zertheilen.

Es gab unter den Engländern denn doch solche, die ein Gewissen hatten und Muth genug, ihren Gefühlen öffentlich Ausdruck zu geben. Zu diesen gehörte in erster Reihe die englische Schriftstellerin *Olive Schreiner*, die Schwester des Ministerpräsidenten der Kapkolonie, die direct einen Aufruf zu Gunsten Transvaal's erließ. Auch der Kapminister Schreiner selbst bot Alles auf, um den Krieg zwischen den beiden Staaten zu verhindern. Aus dem holländischen Stamm hervorgegangen, war seine Stellung beiden Parteien gegenüber eine sehr schwierige, doch verstand er, seines Amtes mit vielem Takt, großer Mäßigung und Gerechtigkeit zu walten.

Dann ist das englische Parlamentsmitglied Dr. Clark zu nennen, dem der Buren-General Joubert durch folgenden vom 1. Oktober datirten Brief seinen Dank aussprach:

Lieber und geschätzter Herr!

Herzlichen Dank für Ihren Brief. Ich bedauere, daß ich Ihnen nicht englisch schreiben kann, aber ich habe keines meiner Kinder hier, da alle meine Söhne sich den Grenztruppen angeschlossen haben. Es mag sein, daß Gott im Himmel angeordnet hat, daß wir unsere Unabhängigkeit, unsere Existenz als Nation, unser Land verlieren sollen. Und das alles durch Chamberlain

und seine Freibeuter. Wenn Gott im Himmel beschlossen hat, daß es so sein soll, so mag es so sein. Wenn ganz England mit allen Kolonien, von denen Chamberlain Hilfe verlangt, über uns kommt, dann sind wir dieser Uebermacht allerdings nicht gewachsen. Ich habe viel gebetet, und von allen in Afrika sind viele Gebete zum Throne Gottes aufgestiegen, um diesen Krieg abzuwenden, aber Rhodes und seine Parasiten verlangen unser Blut. Ich hatte immer gehofft, daß der Krieg abgewendet werden würde, aber was können wir nun thun? Unsere Gebote und unsere Zugeständnisse waren vergebens. Selbst wenn wir Chamberlain die Füße waschen wollten, so würde es uns nicht helfen. Nein, der Afrikanderbund hat den politischen Einfluß von Rhodes vernichtet, und das genügt. Transvaal muß unterdrückt werden. Nun kann nichts mehr gethan werden. Deshalb will ich mit den besten Wünschen für Sie schließen. Gott segne Sie für alles, was Sie für die Südafrikanische Republik gethan haben.

Ihr dankbarer Freund

P. J. Joubert.

Fast schien es, als wolle Chamberlain diesem moralischen Druck nachgeben, denn am 22. August erklärte er die Vorschläge der Transvaal-Regierung für annehmbar, doch änderte sich diese Gesinnung sehr bald, und wenn es sich nicht überhaupt um eine Verstellung handelte, so mag der Uebereifer der Transvaalfreunde, zu einer Verschärfung der Situation nicht unwesentlich beigetragen haben.

In der vorher erwähnten Tagung des englischen Unterhauses hat der liberale Abgeordnete für Burnley, Stanhope, der vierte

Sohn des berühmten Lord Stanhope, Chamberlain offen der Mitschuld an dem Einfall Jameson's in die Südafrikanische Republik angeklagt, worauf Chamberlain mit persönlichen Beleidigungen antwortete, die ihm einen Ordnungsruf des „Sprechers“ (Präsidenten) eintrugen. In einer späteren Sitzung lehnte Mr. Balfour die von liberaler Seite geforderte Vorlegung der sogenannten Hawksley-Schriftstücke ab, die nach Stanhope's Andeutungen Chamberlain arg compromittieren sollten.

Daraufhin eröffnete die Londoner Zeitung „The Star“ eine Rubrik „der Fall Chamberlain“, worin der Inhalt der Hawksley-Schriftstücke



Olive Schreiner.

## Das Volkslied von Transvaal.

Übersetzung und Musik von R. F. van Rees. Deutsche Uebersetzung von M. E. Schenck.

Einige, von der Dichterin und Componistin autorisierte Ausgabe.

Allegro moderato.



Republikeinse Gedicht van Rees.

Reinst du das Volk voll - hei - den - musch. Ver - agh - tet als ein Recht? Es hat ge - o - pfert Gut und  
Reinst du das Land im Blut ge - tauft. Und doch so her - lich jähn? Na - tur ih - gel - den Wur - ber  
Reinst du den Staat, ein Kind noch klein. Und doch als Mann be - wählt? Einst in der Wel - ten Glas - ten.

Blut Milt für Frei - heit und für Recht kommt. Träger, iah die Gab - men si - gen. Rein Reib - uns mehr be - rührt! Frei - un - ter hei - den rauh - en soll  
hauft Selt - ä - ber Thol und Söh'n Trans - oon - len, iah des Frei - leid lös - len! Wo treu ihr hiel - tet Staat, Ma - eu - re Ju - bel - läßt - je  
reih'n Von Bei - ten sei er - lärt Trans - oon - len, ihr von ed - lem Stre - ben! Es reift der Zeu - e Staat, Die Ret - tung kam, eich zu er -

Die gen, Ein frei - es Volk sind wir! Ein frei - es Volk, ein frei - es Volk, ein frei - es Volk sind wir!  
hol - len, Da ist das Ba - ter - land! Das Ba - ter - land, das Ba - ter - land, da ist, da ist das Ba - ter - land!  
he - ben, Danft Gott für Land und Staat! Danft Gott für Land, danft Gott für Staat, danft Gott, danft Gott für Land und Staat!

veröffentlicht und beleuchtet wurde. Aus diesen Schriftstücken ging hervor, daß der Rechtsanwalt der Chartered Company, Hawskley, vor der ersten Sitzung der Untersuchungskommission von 1897 betreffend den Jamesonzug Chamberlain geschrieben, daß die Untersuchung, wenn sie wirklich vorgenommen würde, den Minister nicht weniger als die Chartered Company blosstellen werde. Dies bestimmte Chamberlain, sich selbst in die Kommission aufzunehmen zu lassen. Dem Briefe Hawskleys lagen einige Drahtungen bei, die Chamberlain daran erinnerten, daß es urkundliche Beweise für seine Mitschuld an dem Rhodes-Jamesonschen Unternehmen gab. Chamberlain in seiner Eigenschaft als Kommissionsmitglied verstand es, die Vorlegung dieser ihm gefährlichen Urkunden zu hintertreiben, doch sind nach den Angaben

des „Star“ Schriftstücke von seiner Hand vorhanden, worin er die Einleitung der Untersuchung bedauert und seine Mitschuld an jenem Unternehmen eingesteht. Nach einer weiteren Andeutung des „Star“ beabsichtigte die Chartered Company, Chamberlain rücksichtslos preiszugeben, wosfern er nicht in einer feierlichen Versammlung erklären würde, die Untersuchung habe nichts ergeben, was der Ehre des Herrn Cecil Rhodes abträglich sein könnte. Darauf hat Chamberlain es nicht ankommen lassen, vielmehr hat er, kaum daß die Untersuchungskommission ihre Arbeiten mit einem scharfen Tadel des in Südafrika begangenen Völkerrechtsbruches abgeschlossen hatte, im Unterhause Herrn Cecil Rhodes als einen unschuldigen, höchst redlichen Mann hingestellt. Außerdem hatte er während der Untersuchung den Krüger'schen Schiedsgerichts-Vorschlag empfangen; er verschob die Antwort, stellte sich aber freundlicher, bis die Schwierigkeiten im Parlamentsausschusse überwunden waren; dann wies er höhnisch den Vorschlag Krügers zurück.

In Folge dieser Angriffe war für Chamberlain der Krieg das letzte AuskunftsmitteL Allerdings war er „Diplomat“ genug, um nicht mit der Thür direkt ins Haus zu fallen, sondern er erklärte sich bereit, eine zweite „Einigungs-Konferenz“ in Kapstadt zu beschicken. Da er aber und Salisbury darauf bestehen blieben, daß bei diesen Verhandlungen die Suveränitäts-Frage nicht discutirt werden dürfe sondern nach ihrer Auffassung unantastbar sei, während Transvaal über diesen Punkt anderer Ansicht als die englische Diplomatie war und daher eine Erledigung dieser Frage für unbedingt nöthig hielt, so waren mit diesem „Einigung-Vorschlag“ die Verhandlungen thatzählich zu Ende und der Krieg vor der Thür.

### Auf der Hut!

Die Buren waren sich darüber auch völlig klar. Sie machten mobil und erwarteten jeden Tag die Kriegserklärung, aber diese ließ auf sich warten. Der stolze Ton der englischen Blätter machte plötzlich einer sehr gedrückten Stimmung Platz, als der Oranje-Freistaat offen seine Sympathieen für die Transvaal-Republik erklärte. Der dortige Volksraad nahm nämlich nachstehende Resolution an:

„Der Volksraad hat die Rede des Präsidenten Stehn und die darauf bezüglichen ihm vorgelegten Dokumente und Correspondenzen zur Kenntniß genommen. Er hat die gesammte Lage der Dinge in Südafrika in Erwägung gezogen, die durch die Meinungsverschiedenheiten zwischen der Südafrikanischen Republik und der britischen Regierung entstanden ist. Diese Meinungsverschiedenheiten drohen die Gefahr von

Feindseligkeiten mit sich zu bringen, deren traurige Folgen für alle weißen Bewohner Südafrikas unberechenbar sein würden. Der Oranje-Freistaat ist mit der Südafrikanischen Republik durch die engsten Bände des Bluts und durch ein Bündniß verknüpft und steht zugleich in höchst freundlicher Beziehung zur britischen Regierung. Er befürchtet, daß, wenn ein Krieg ausbrechen sollte, ein Haß zwischen den europäischen Rassen in Südafrika entstehen würde, der noch in ferner Zukunft die friedliche Entwicklung aller dortigen Staaten und Kolonien hemmen und hindern würde. Der Volksraad ist bewußt, daß auf ihm die ernste Verpflichtung ruht, sein Möglichstes zu thun, um Blutvergießen zu vermeiden. Der Volksraad zieht in Erwägung, daß im Verlauf der Verhandlungen mit der britischen Regierung, die sich über mehrere Monate erstreckt haben, die Regierung der Südafrikanischen Republik sich in jeder Weise bemüht hat, die Differenzen, welche von Utländern vorgebracht und von der britischen Regierung zu ihrer eigenen Sache gemacht worden sind, friedlich zu erledigen. Aber diese Bemühungen haben leider nur den Erfolg gehabt, daß britische Truppen an den Grenzen der Südafrikanischen Republik angesammelt sind, und daß diese Truppen immer noch mehr verstärkt werden. Aus allen diesen Gründen beschließt der Volksraad, die Regierung des Oranje-Freistaates zu ersuchen, noch weiterhin alles, was in ihrer Macht steht, zu thun um den Frieden zu bewahren und zu befestigen und mit friedlichen Mitteln zur Lösung der vorhandenen Meinungsverschiedenheiten beizutragen, vorausgesetzt, daß dies ohne Verleugnung der Ehre und Unabhängigkeit des Oranje-Freistaates oder der Südafrikanischen Republik herbeigeführt werden könne. Der Volksraad wünscht ferner, unzweideutig als seine Meinung zu erklären, daß kein Grund zum Kriege vorliege und daß, wenn jetzt ein Krieg gegen die Südafrikanische Republik durch die britische Regierung begonnen oder veranlaßt werde, dies moralisch ein Krieg gegen die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas sein und daß er in seinen Folgen verhängnisvoll und frevelhaft sein werde. Der Freistaat erklärt ferner, daß er ehrlich und treu seinen Verpflichtungen gegenüber der Südafrikanischen Republik, die sich aus dem politischen Bündniß zwischen den beiden Republiken ergeben, nachkommen werde, was auch immer geschehen möge."

Die Engländer begannen im Mutterlande ebenso nervös zu werden wie in Südafrika. „Wir können nicht verstehen“, schrieben die „Times“ „warum auch der Oranje-Freistaat der britischen Macht rücksichtslos Troß bietet!“ — Der ministerielle „Standard“ wußte zu berichten, daß „das ganze Afrikanderelement gegen England fechten

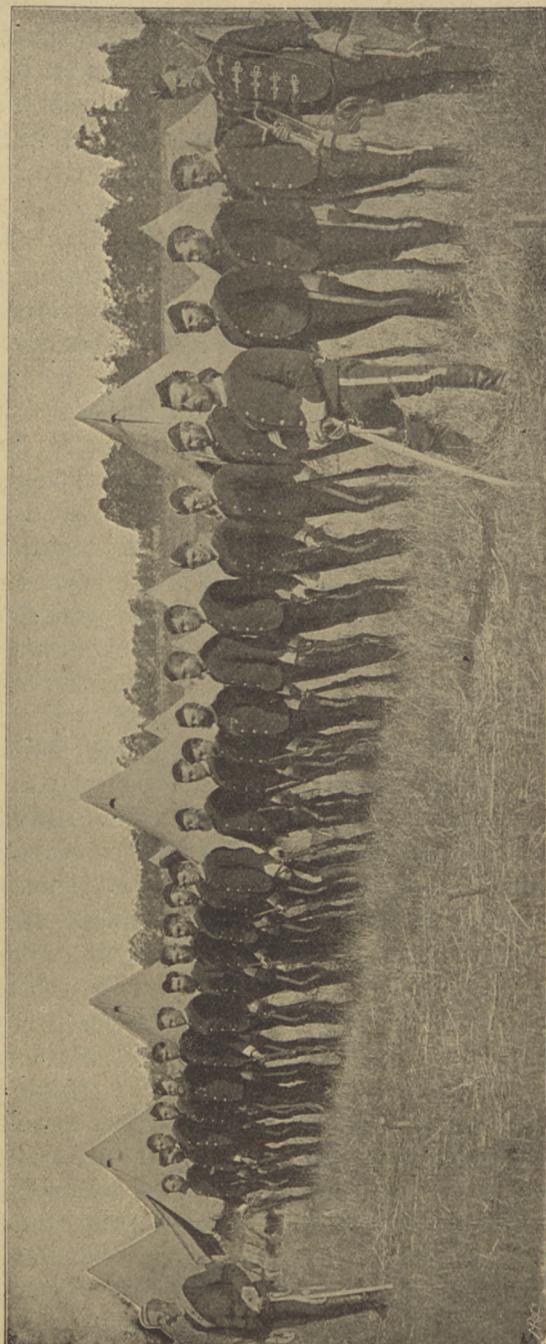
Abfertigung in Johannesburg.



werde, falls es zum Kriege komme". Dann verbreitete "Reuter's Bureau": "Viertausend Buren stehen in Volkstrust" "In Boshof, in der Nähe von Kimberley und an der Nordwestgrenze von Natal sind große Schaaren Buren zusammengezogen." "Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die Buren zur Offensive übergehen. Fünftausend sind nahe der Grenze concentrirt."

"Kommandant Cronje mobilisiert etwa 2000 Bürger bei Malamani, nicht weit von Mafeking." "Es bilden sich selbstständige Freiwilligen-Corps aus Deutschen, Holländern, Irlandern, Franzosen." "Doctor Wilson, ein angesehener Engländer in Harrismith, wurde von den Behörden des Oranje-Freistaates zum

II. Theil, Freiheitskampf.



Deutsche Freiwillige, welche auf Seiten der Buren kämpfen.

Militärdienst eingezogen.“ — Am 1. Oktober meldete der „Standard“: „Wenigstens 20 000 bewaffnete Buren, die mit Pferden reichlich versehen sind, haben an verschiedenen Punkten der Grenze von Transvaal Aufstellung genommen. Sie machen kein Geheimnis daraus, ja sie rühmen sich, daß sie beabsichtigen, nächsten Mittwoch in Natal einzurücken und alle Engländer in's Meer zu treiben.“

### Die Panik in Johannesburg.

Der Volkshaufe, der durch seine Petitionen die Kriegswolken herauf beschworen hatte, bekam es mit der hellen Angst zu thun, als er einsah, daß mit Worten nichts zu erreichen war, sondern daß Thaten verlangt würden.

Am 28. September gelangte an das deutsche Contingent in Johannesburg der Befehl, sich in drei Stunden bereit zu halten. Herr Maas, ein dortiger deutscher Kaufmann, schildert den Tag im „Echo“ in folgender Weise:

Ganz Johannesburg war in grenzenloser Aufregung, Soldaten und Polizisten jagten durch die Straßen, Fenster und Thüren waren mit neugierigen Leuten besetzt, Frauen und Kinder hingen an den scheidenden Kriegern, sie noch begleitend, um kleinere Einkäufe zu machen. Es war nunmehr kein Zweifel, daß die Waffen gegen England aufgenommen werden sollten, denn bis dahin schien es noch ungewiß, ob nicht diese Frage auf andere Weise geregelt werden könnte.

In den überfüllten Straßen wich plötzlich die Menschenmenge. Die glänzenden prächtigen Uniformen verriethen schon von Weitem das Annähern hoher Personen, die auf schnaubenden Rossen dem Gouvernements-Platz zusprengten, wo ich meine Stallungen hatte. Es waren Baron von Bichmann und Graf Zeplin mit ihren Adjutanten. Die Herren traten in mein Büro, wo ich sie begrüßte und wischten sich die nasse Stirn. „Wir ersuchen Ihre freundschaftlichen Dienste uns zu helfen und uns Pferde, Wagen und Geschirre herbeizuschaffen; wollen Sie es thun?“ — „Gewiß, gern! Gilt es doch in erster Linie unseren Landsleuten und dann dem Staate; soll ich Sie jetzt begleiten? Ich bin sofort zu Ihrer Verfügung.“ „Nein mein lieber Herr Maas“, sagte Graf Zeplin, „erst müssen wir eine Ordre von Oberst Schiel haben, die Ihnen in weniger als einer halben Stunde zugesandt wird; halten Sie ihren arabischen Hengst fertig.“ Sie sprangen in den Sattel und waren davon. — Wie gesagt, bekam ich kurz danach ein Riesendokument in holländischer Sprache, unterzeichnet vom Kommandanten des Forts, worin ich beauftragt wurde, in erster Linie

Pferde, Sattel und Bäume, dann aber auch Esel, Wagen und Geschirre zu besorgen. Gleichzeitig kamen sechs berittene Soldaten, die mich zu begleiten hatten. In wenigen Momenten galoppierte ich mit meinen Leuten davon und richtete mein Ziel zuerst nach den großen Waarenhäusern, die sich außerhalb des Centrums der Stadt befinden. Hier fand ich gleich meine Beute und kommandirte 3 Wagen, mit je 8 Eseln bespannt, mir zu folgen. Auf der Straße traf ich Pferde, die ich mitnahm, hier und da waren hübsche Thiere an Bäcker- und Schlächterwagen, diese wurden ausgespannt und folgten dem nun länger werdenden Zuge. Meine Soldaten ritten in Privathöfe, durchsuchten die Ställe und entführten ihre Trophäen den unverhofften Besitzern. Ueberall gab ich meine staatlichen Empfangszettel und nahm die Adressen der Eigenthümer. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich meiner Ansicht nach genug Material gesammelt hatte, begab ich mich auf den Rückweg nach der Festung. Es war etwa 4 Uhr nachmittags, die Sonne brannte heiß, und der Staub, den meine Karawane erzeugte, war zum Ersticken. Ich ritt voran, und am Fort angelangt, sprang ich schnell ab, warf dem Posten meine Zügel über den Kopf und eilte durch den schmalen, schrägen Eingang ins Innere. Hier traf ich den Baron und den Grafen, die mich nach kräftigem Händedruck einluden, mich erst zu stärken. Auch diese Herren warteten auf Kapitän Schiel, um neue Befehle zu erhalten. Endlich kam er, umzingelt von einer Anzahl Menschen, die alle Fragen an ihn richteten, die er kurz oder mit abweisender Handbewegung beantwortete. „Eine Minute für mich, Kapitän“, rief ich, als er mir seine Rechte entgegenstreckte. „Ah, mein lieber Maas, ich bin so sehr beschäftigt, wie Sie sehen, doch bitte, was wünschen Sie?“ „Nichts besonderes, Kapitän“, antwortete ich lächelnd, denn ich hatte recht vermutet, der Oberst hatte meine Mission vergessen. „Sie wollten doch Pferde und Esel haben, und da habe ich Ihnen ein paar Dutzend mitgebracht zur Auswahl, auch noch ein paar andere Kleinigkeiten, die stehen sämtlich am Eingange und reichen bis zur dritten Straße hinunter, wollen Sie sich nicht mal den Kram anschauen?“ Ein allgemeines Gelächter mischte sich mit den Worten des Kapitäns. „Tawohl, mein Verehrtester, aber halten Sie mich nicht lange auf.“ Voll alten Humors betrachtete sich der Oberst die lange Reihe des beschlagnahmten Gutes, das von meinen bewaffneten Soldaten behütet wurde. Dann rief er: „Ich habe schon genug von dem Zeug, die Ställe sind voll, schicken Sie alles wieder zurück, doch halt! nur ein Ding, Schwengel und Ketten müssen wir haben; lassen Sie das hier, aber nun Adieu!“ Dabei sprang er mit dem Grau



Oberst Schiel.

ritten. Ich begleitete meine Freunde bis zum Zuge. Noch ein Händedruck, ein Lebewohl, und fort dampfen die Krieger der Grenze zu, wo sie an der Spitze aller Kolonnen kämpfen werden, zum Ruhme Deutschlands, zur Ehre Transvaals. —

Während die Deutschen, wie wir aus diesem Berichte sehen, den Pflichten gegen ihr neues Vaterland treu nachkamen (es sei übrigens bemerkt, daß von den seit längerer Zeit in Natal lebenden Deutschen ein beträchtlicher Theil (mehr als 250) in die englischen Volunteer-cörps, namentlich in die „Umboti Mounted Rifles“ und in die „Border Mounted Rifles“ eingetreten ist), hatten die Engländer, denen bisher ja so sehr darum zu thun gewesen war, Transvaaler Unterthanen zu werden, nichts Eiligeres zu thun, als zum Bahnhof zu laufen und ein Billet nach Natal zu lösen.

Die englischen Blätter wußten wahre Tartaren-Nachrichten über die Angst zu verbreiten, welche diese armen Leute hatten ausstehen müssen. Sie hatten erster Klasse Billets gekauft, mußten aber, da diese im Umdrehen überfüllt waren, auf Vieh- und Kohlenwagen die Reise antreten; und auf dem Bahnhof standen blutdürstige Buren, welche Mann, Weib und Kind niederzuschießen drohten. Wir müssen gestehen, daß wir den Leuten, die unsere Photographie zeigt, nicht recht zutrauen, daß sie sich mit Billets erster Klasse versehen hätten, sondern wir denken, daß sie „dritter“ genommen haben werden; dann hat uns auch ein Freund ein Bild von dem aus 6 Mann bestehenden Buren-Kommando gezeigt, das damals zur Aufrechthaltung der Ordnung nach

Beplin in einen bereit stehenden Wagen und fuhrte der Stadt zu. Oberstleutnant von Wichmann gab Befehl, auszuspannen und die Schwingel und Ketten den Geschirren abzunehmen; die Tiere und Wagen wurden zurückgeschickt. In der Zwischenzeit begaben wir uns in die Kneipstube im Fort, wo ich dem Baron die Ereignisse des Tages mittheilte. Am nächsten Morgen sah ich mein Trio an der Spitze der deutschen Kompagnie dem Bahnhof zureiten. Die Mannschaften waren lustig und froher Dinge und sangen Heimathslieder, als sie durch die Straßen

den Bahnhof gesandt war, und wir können uns aus deren vergnügten Gesichtern wohl vorstellen, daß sie faule Witze über die Drückeberger gemacht haben — aber das halten wir nicht gerade für ein Verbrechen!

Daß natürlich durch die Flucht der Engländer und die Einziehung der Buren und der fahnenentreuen Ausländer zum Heere sich das Straßebild Johannesburg's damals innerhalb weniger Tage total veränderte, liegt auf der Hand. Ob aber der Verlust der Fremden wirklich so schlimm war? Brachte doch selbst ein englisches Blatt aus der Feder seines Korrespondenten in Kapstadt nachstehenden Bericht über die Flüchtlinge:

Ein sehr unangenehmer Menschenschlag sind die reichen Flüchtlinge aus Johannesburg, die die Hotels in Kapstadt überschwemmen. Sie beeilen sich, jedem Fremden unter kindischem Geschrei zu erzählen, was sie verlieren, wenn die Briten sich nicht sehr beeilen, Transvaal zu nehmen, bevor die Buren Johannesburg zerstören können. Sie schreien beim Essen buchstäblich in ihre Teller hinein und ersticken fast vor Schluchzen, während sie ihren Whisky trinken. Diese wohlgenährten Millionäre bringen den Tag damit zu, zu erörtern, wie viel Prozente von ihren Verlusten die britische Regierung ihnen ersetzen wird, wenn sie nach Beendigung des Krieges ihre Forderungen aufstellen werden. Viele von diesen Leuten kamen vor Jahren als



Flucht der Engländer aus Johannesburg auf Viehwagen.

Handelsangestellte, als Minenarbeiter oder als kleine Kaufleute nach Transvaal. Nun behaupten sie, sie hätten Waaren im Werthe von 80000 bis 100000 £ster. in ihren Geschäftsläden zurückgelassen. Warum bilden diese beständig in Thränen zerstiezenden Leute keine Freiwilligenabtheilung? Sie haben entschieden ein gröberes Interesse am Kriege, als irgend ein Tommy, der für sie sein Blut hergeben muß. Die einzige Gemüthsbewegung, der sie zugänglich sind, ist der Gram über Verluste, die dem Reichthum vieler von ihnen nicht einmal etwas anhaben können.

Diesem Gezeter gegenüber war das Verhalten der Buren und der zu ihnen haltenden Fremden wahrhaft erquickend. Ueberall wurden Gebete abgehalten und dann ging es in den Krieg. Das deutsche Corps in Transvaal sandte am 2. Oktober folgendes Telegramm an Se. Majestät:

Des Kaisers Majestät. — Berlin. Deutsche Freiwilligen zu Grenze rückend, geloben Treue deutschem Bruderstamme fechtend und fallend zu bewahren. Beklagen tief, daß Politik hoher Regierung Einfluß für unsere Interessen nicht ausüben kann, protestiren jedoch gegen Englands räuberisches Vorgehen. Möge deutsches Blut für Freiheit und Recht nicht umsonst fließen und Euer Majestät Segen mit uns sein! Deutsche Soldatentreue wird Freundschaft halten, die Euer Majestät einst selbst gezeigt haben.

Colonel Schiel. Dr. Mangold.

Namens: „Deutsches Corps.“

So ging es zur Grenze: zu Pferd, zu Wagen, auf der Eisenbahn, und tausendfältig erscholl das Kriegslied der Buren:

Kennt ihr das Volk voll Heldenmuth  
Und doch so lang schon Knecht?  
Es hat geopfert Gut und Blut  
Für Freiheit und für Recht.  
Kommt, Bürger, laßt die Flaggen wehen,  
Das Leiden ist vorbei,  
Lernt eurer Ahnen Geist ver stehen  
Ein streitbar Volk und frei.  
Ein streitbar Volk!  
Ein streitbar Volk!  
Ein streitbar stolzes Volk und frei!

Kennt ihr das Land, so wild und hart  
Und doch in Schönheit groß,

Wo Gott uns Wunder offenbart  
 Im tiefen Erdenschoß?  
 Auf, Buren, laßt das Festlied schallen,  
 Ein tapfer Volk hält stand!  
 Wo unsre Flintenschüsse knallen,  
 Ist unser Vaterland.  
 Das schöne Land!  
 Das schöne Land!  
 Ist unser theures Vaterland.

Kennt ihr den Staat, wo schlicht und treu  
 Das Recht wohnt und Recht bleibt,  
 Und den voll Reid der britsche Leu  
 Zum Todeskampfe treibt?  
 Auf, Buren, gut ist unser Streben,  
 Und gut trifft unser Blei.  
 Mag Gott uns seinen Segen geben,  
 Dann macht der Krieg uns frei.  
 Lobt Gott den Herrn!  
 Lobt Gott den Herrn!  
 Lobt Gott den Herrn, er macht uns frei!

### Zwei Kriegsreden.

Am 2. Oktober hielt Präsident Krüger im Volksraad folgende Ansprache:

„Wie bereits vom Vorsitzenden gesagt wurde, sind beide Häuser noch nie zuvor unter so außerordentlichen Umständen zusammengetreten und vertagt worden, wie dieses Mal. Alles weist auf Krieg hin und warum? Weil der Geist der Lüge augenblicklich über die Wahrheit gesiegt hat. Es steht bei der Zukunft, ob dieses Land seiner eigenen Regierung, seiner Unabhängigkeit und Selbständigkeit beraubt werden soll. Unsere Feinde hoffen es; wir aber vertrauen dem Herrn, der unser Volk in dieses Land gesetzt hat und der uns, wie wir dankbaren Herzens bewußt sind, wunderbar geschützt und beschirmt hat. Tausende von Feinden umlagern uns, bereit, sich auf uns zu stürzen. Wir brauchen Sie aber nicht zu fürchten und fürchten sie auch nicht; denn der Herr der Heerscharen hat die Lüge und steht auf der Seite von Wahrheit und Recht. Er war mit uns, er wird auch wieder mit uns sein. Der Herr ist der wahre Schlachtenlenker. Er wird uns beschützen, daß wir die Augeln der Feinde nicht zu fürchten haben. Wurden nicht bei Doornkop von Jamesons Scharen

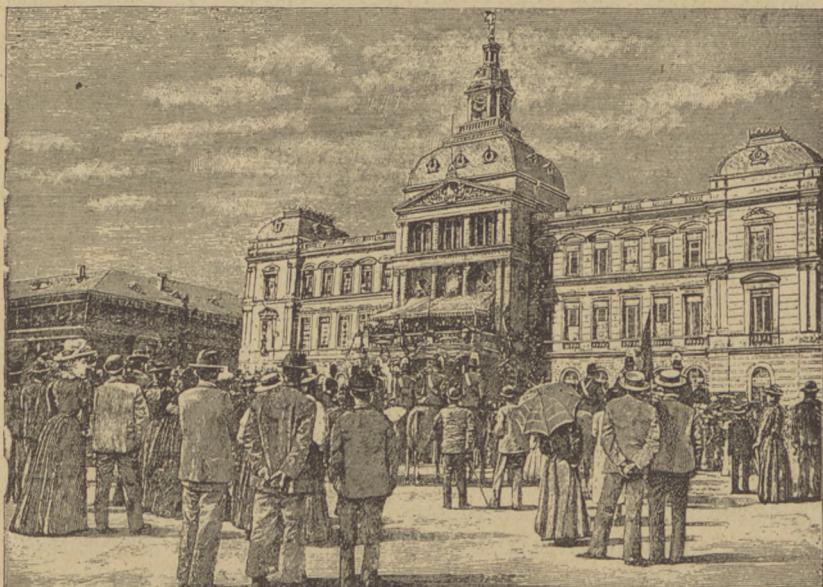
vielen Tausenden von Kugeln verschossen, und doch fiel der unsfern nur einer! Wer anders lenkt der Geschosse Flug, als der Herr? er ist Herrscher über die Welt und niemand anders. Im 118. Psalm im 7. Vers steht geschrieben: „Der Herr ist mit mir, mir zu helfen; und ich will meine Lust sehen an meinen Feinden.“ Der Herr wird entscheiden zwischen Wahrheit und der Lüge, die sich mit dem Ruf: Stimmrecht, Stimmrecht! heiser schrie. Wir waren bereit, es ihnen nach der Konvention von 1881 zu geben, sie zu Bürgern zu machen. Wir boten es ihnen an; sie haben es aber nicht angenommen; als es galt, das Land gegen die Schwarzen zu vertheidigen, da weigerten sie sich, mit uns zu ziehen; sie wollten keine Bürgerpflichten erfüllen, verlangten aber volle Bürgerrechte. Wir wollten sie zu den Unsern machen, sie uns gleichstellen, sie blieben aber Fremde in unserer Mitte und hetzten durch Lügen und gewissenlose Agitation den Feind wider uns, so daß wir gezwungen sind, um unsere theuer erkaufte Freiheit und Selbstständigkeit und um unser Land abermals zu kämpfen und unser Leben einzusetzen. Verzagen wir aber nicht! Der Herr ist mit uns! Er hat geholfen, er wird wieder helfen!“



Lord Balfour spricht in der Kriegs-Session des Parlaments, 17. Oktober 1899.

Chamberlain hielt seine Kriegsrede erst vierzehn Tage später, aber sie nahm  $2\frac{3}{4}$  Stunden in Anspruch. Das Wesentliche daraus ist in den nachstehenden Worten enthalten:

„Angesichts der jüngsten Ereignisse und der Reden Krügers bin ich zu dem Schluß gekommen, daß der Krieg immer unvermeidlich gewesen ist, ein Schluß, zu dem ich erst kürzlich und mit Widerstreben gekommen bin. Ich habe auf Frieden gehofft und dafür gestrebt und bis in die jüngste Zeit geglaubt, daß die Erhaltung des Friedens möglich sei. — Lassen sie uns die Sache in dem Lichte betrachten, in



Ansprache des Präsidenten Krüger vom Regierungsgebäude in Pretoria.

dem sie sich uns nun darstellt. Es war stets unser fester Entschluß, den britischen Staatsangehörigen gerechte Behandlung und Großbritannien seine Stellung als Vormacht in jenen Gebieten zu sichern. Wenn wir unsere Existenz als Großmacht in Südafrika erhalten wollen, müssen wir darauf sehen, daß wir jederzeit willens und im stande sind, die britischen Staatsangehörigen zu schützen, wo immer sie unter Ungerechtigkeit oder Unterdrückung zu leiden haben. Großbritannien muß die Vormacht in Südafrika bleiben, dabei meine ich nicht die deutschen und portugiesischen Besitzungen, sondern die beiden Republiken und

die englischen Kolonien. An diesen Hauptprinzipien festzuhalten, ist jedermann auf beiden Seiten des Hauses entschlossen. Der Friede Südafrikas hing davon ab, daß wir die Verantwortung dafür übernehmen sollten, daß die Oligarchie in Transvaal die britischen Staatsangehörigen in eine inferiore Stellung brachte. In welcher Lage würden wir gewesen sein, wenn wir uns dieser Unterordnung gefügt hätten. Der Krieg wird die Rassengegensätze in Südafrika, welche auf der gegenseitigen Misshandlung beruhen, nicht noch mehr verschärfen können. Friede wird aber nicht eher eintreten, als bis die weißen Rassen gelernt haben, ich will nicht sagen, einander zu lieben, aber doch einander zu achten. Was die von der Regierung befolgte Politik betrifft, würde denn die Opposition, falls die Bemühungen der Diplomatie fehlgeschlagen seien, die Forderungen zurückgezogen haben und zum Verräther an den Interessen des Landes geworden sein? Auch sie hätte Gewalt anwenden müssen, wo die Kunst der Überredung versagte. Transvaal hat stets danach gestrebt, die Souveränität über Bord zu werfen. Als es dann kühn geworden war, weil die Strafe ausblieb, hat es offen gezeigt, was die ganze Zeit hindurch sein Ziel gewesen ist, und hat sich selbst zu einem souveränen unabhängigen Staat erklärt. Transvaal führte im Auslande eine Reihe von Intrigen gegen die britische Herrschaft aus. Durch das beständige Anwachsen von Kriegsmaterial, das nach Transvaal strömte, wurde Transvaal vor einigen Monaten der bei weitem mächtigste Staat in Südafrika. Ich glaube, England ist noch rechtzeitig einer der größten Gefahren entronnen, der es jemals ausgeguckt war. Was unseren Anspruch auf Souveränität betrifft, so sind durch diesen Begriff Englands Beziehungen zu Transvaal und auch Englands Vorherrschaft in den Beziehungen zum Oranje-Freistaat ausgedrückt.“ Medner giebt dann einen historischen Überblick über die ganzen Verhandlungen und sagt: „Jeder der in der Bloemfonteiner Konferenz vorgebrachten Punkte blieb auf dem Papier, und dann kam das Ultimatum. In den Verhandlungen über das Wahlrecht hat die britische Regierung die Thür von Transvaal nicht verschlossen. Ich glaube, einflußreiche Rathgeber — ich spiele hierbei nicht auf auswärtige Mächte an — müssen eingegriffen und Transvaal dazu gebracht haben, das Anerbieten bezüglich der Erlangung des Wahlrechts nach fünfjährigem Aufenthalt in Transvaal zurückzuziehen. Harcourts Wunsch nach Veröffentlichung der letzten Vorschläge der britischen Regierung wird nie erfüllt werden. Sie sind durch das Ultimatum begraben und die Wiederaufrstehung ist nicht wahrscheinlich. Die Regierung hat unendliche

Geduld gezeigt, aber Krüger hat Schluß gemacht. Er hat den Gott der Schlachten angerufen. Wir acceptieren den Appell in dem Glauben, daß der Kampf ein gerechter ist." —

Es wäre Thorheit gewesen, wenn die Buren den Buzug des auf das Wasser gesetzten englischen Armee-Korps abgewartet hätten, und albern ist es von den Briten zu behaupten, die Buren hätten ihnen den Krieg aufgedrängt. Wenn Jemand die Büchse von der Wand nimmt, um einen Anderen zu erschießen, so wird das Opfer nicht warten, bis der Schütze geladen und abgedrückt hat, sondern fällt dem Angreifer in die Arme! Und dieses that Präsident Krüger als er den Fehdehandschuh aufnahm, ehe die Scheinverhandlungen zu Ende, ehe die Truppen gelandet waren.

### Der Kriegsschauplatz.

Wir wollen unsere Leser nicht mit gelehrten und langatmigen geographischen Kenntnissen plagen, sondern nur das herausheben, was dem Kriege seinen eigenartigen Stempel aufdrückt. Das ist vor Allem: Die große Ausdehnung des Kriegstheaters.

Diese war deshalb von so großer Wichtigkeit, weil die verschiedenen Kriegstheater sich gegenseitig nicht unterstützen konnten, wo jeder daher auf die eigenen Kräfte angewiesen war; ferner daß die zu durchschreitenden Räume für die kleinen Armeen so groß waren, daß sie leicht von ihren Verbindungen abgeschnitten werden konnten. Diese Gefahr ist ja gering im eigenen Lande, wird aber gefährlich in Bezirken, in denen man den Einwohnern nicht trauen kann.

Dieses sich Verirren kleiner Truppen-Korps in übergroßen Gebieten, war es ja in erster Linie, was vor hundert Jahren im Freiheitskriege der Vereinigten Staaten den schwachen Truppen Washingtons eine so große Überlegenheit und schließlich den günstigen Erfolg in die Hand gab.

Man wird sich über manche Phase des Krieges nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Häfen von Capstadt und Durban 1500 km von einander entfernt liegen und daß Kimberley 800 km und Mafeking gar 1200 km von Capstadt entfernt liegen, und so große Strecken von Eisenbahnlinien zu bewachen und zu besetzen sind. Mit Recht sagt das Militär-Wochenblatt: die verbündeten Afrikander-Staaten nehmen einen Flächeninhalt ein, der nicht viel weniger beträgt als das Deutsche Reich ausschließlich der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen und Schlesien. Auch in Beziehung

auf Längen und Breitenausdehnung stimmt dieser Vergleich, wobei der das Transvaal-Gebiet vom Oranje-Freistaat scheidende Vaal-Fluß eine sehr gute Analogie in der Deutschen Main-Linie findet. Hier nach entspricht der Oranje-Freistaat fast in allen Abmessungen Süddeutschland mit Elsaß-Lothringen, während das Transvaal-Gebiet in allen seinen Dimensionen Norddeutschland ohne die genannten drei östlichen Provinzen gleichkommt. Nur in orographischer Beziehung sind die Verhältnisse im Vergleich mit Deutschland gerade

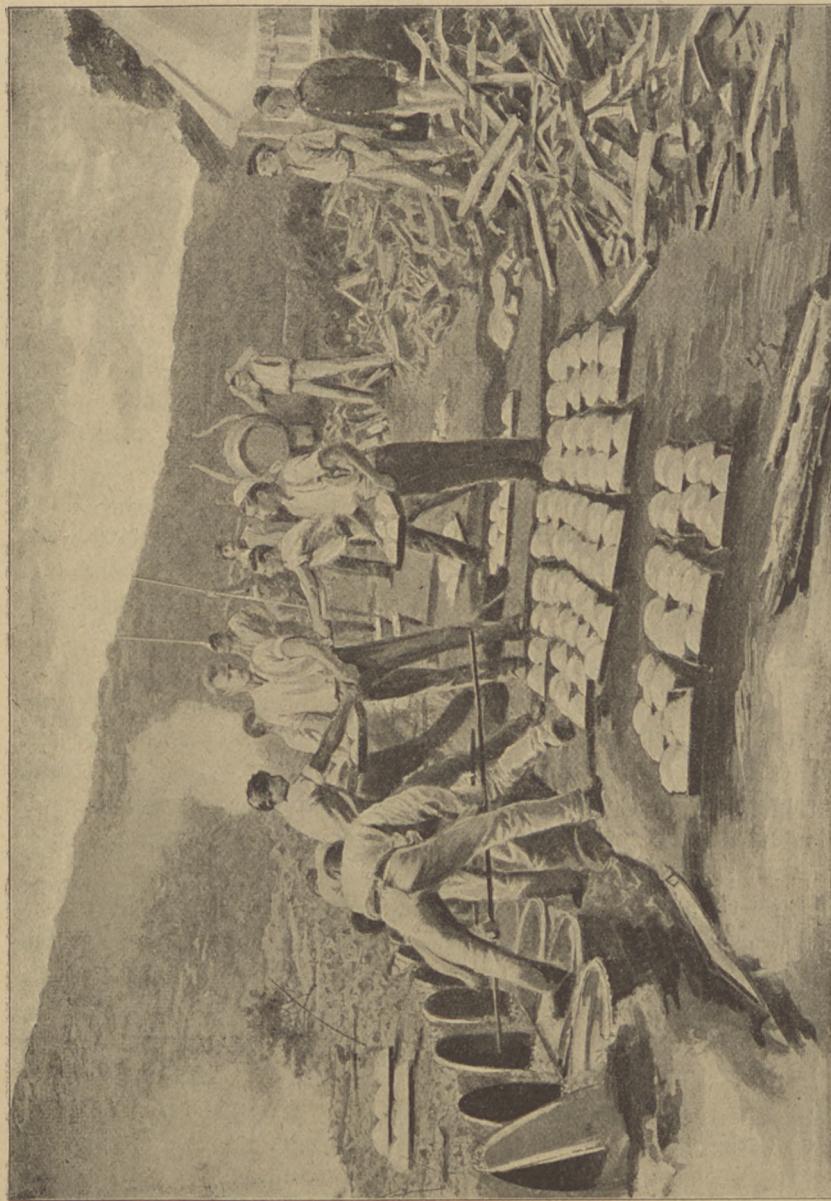


Das Drachensteingebirge. (Nordwestliche Grenze von Natal.)

umgekehrt; denn wir finden den Nordeu, also Transvaal, vorwiegend gebirgig, während im Oranje-Freistaat die Ebene vorherrscht.

Kriege die in solchen unermesslichen Ausdehnungen geführt werden müssen, erfordern schon große Armeen; aber noch größere, wenn sie dazu dienen sollen, eine Volkserhebung zu unterdrücken.

Gegen das insurgierte Spanien verblutete sich fast die ganze grande Armee Napoleons. An dem Aufstande der Niederlande zerstörte das zahllose Heer Philipp II; beide Kriege waren die ersten Eifsteine, an denen die großen Mächte Schiffbruch litten. Österreich musste gegen Bosnien 1878 262 000 Mann mit 110 000 Pferden, 300 Geschützen und 5000 Tragthieren aufstellen. Wenn die politischen



Englische Feldbäckerei.

Staatsmänner Englands mehr Gewicht auf Erfahrung und Belehrung gelegt hätten, als auf den eigenen Uebermuth und die Erzeugnisse der Selbstbereicherung, würde England nicht gewagt haben, den Krieg zu beginnen, ehe es nicht ebenfalls gegen 200000 Mann auf die Beine gebracht haben konnte. So bildete es sich ein, den gewaltigen Kampf gegen die Buren mit 70000 Mann durchführen zu können und stand daher schon 2 Monate nach Beginn des Krieges fast an dem Ende seiner Hülfsquellen.

### Die Schwierigkeiten der Kriegsführung.

„Da es in Südafrika an zuverlässigen Karten fehlt, ist man auf die eingeborenen Führer angewiesen, die selbst häufig nicht ordentlich orientirt sind, die ebenso oft nicht verstehen, eine deutliche Beschreibung von der Gegend zu geben, in die man kommt, manchmal auch gar nicht die Absicht haben, dies zu thun. Diese Unbekanntschaft zwingt zu einem besonders vorsichtigen und langsamem Vorgehen von Etappe zu Etappe in einem Lande, das so arm an Lebensmitteln, so wasserarm und menschenarm ist wie der größte Theil von Südafrika.“

So meint v. François in seinem überaus lehrreichen Buche über die Kriegsführung in Süd-Afrika.

Nun ist ja keineswegs zu leugnen, daß die Engländer die nunmehr 100 Jahre im Besitze des Landes sind, bedeutend besseres Material für die Geländekunde haben „müßten“, als unsre Schutztruppen im Nama-Land. Aber trotzdem hat es an Überraschungen, die die Karten nicht bringen, keineswegs gefehlt, da eine gründliche Aufnahme des Landes bisher nicht durchgeführt war.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Bezug auf Erfahrung der Bur dem Engländer deshalb überlegen ist, weil er als Eingeborener das Land besser kennt, weil er bei dem allgemeinen Uebewollen der Kaplande gegen England eine größere Anzahl Leute an der Hand hat, die ihn mit Nachrichten versehen, während sie die Engländer mißführen, wie dieses an den Strombergen geschehen sein soll. Endlich ist der Bur Herr der Lage und hat als solcher leichteres Beherrschendes auf der Geländeerkundung als die eingeschüchterte englische Patrouille dieses thun kann.

Die Verpflegung leidet dreifach, an der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung, an den wilden unfruchtbaren Landstrichen und der Wassermuth. François sagt: Die ungeheuren Ausdehnungen verzögern alle Operationen. Sie zwingen dazu, weit hin vorzudenken. Rechnung mit Raum und Rechnung mit Zeit, das ist etwas, was jeden Europäer

in Südafrika fortwährend beschäftigt, was ihn zwingt, nicht nur auf Wochen, sondern auf Monate voraus zu überlegen. Alles zum Leben Nöthige — zur Zeit selbst Fleisch — muß in Südafrika eingeführt werden, sonst befindet man sich dem Nichts gegenüber. Wenn schon der einzelne Europäer diese Erwägungen nöthig hat, für seine kleine Wirthschaft, um wieviel mehr muß dies der Truppenführer thun, der für einige hundert, auf mehreren Stationen zerstreute Leute zu sorgen hat. 15 000 km Seeweg, Etappenslinien von 150 bis 1500 km Länge von der Küste nach den im Inneren vorgeschobenen festen Stationen, das sind die Entfernungen, mit denen der Truppenführer im Frieden und im Kriege rechnen muß. Gerade bei diesen großen Entfernungen erschwert die Menschenarmut die Kriegsführung ungemein.

Für Nahrungs- und Genussmittel aus dem Pflanzenreiche ist die Truppe also fast ganz auf den Import angewiesen. Deswegen ist es nothwendig, Magazine für die Truppe einzurichten, so daß die Vorräthe für mindestens ein Jahr ausreichen und die Stationen in der Lage sind, bei Hungersnoth auszuhelfen und kriegerische Unternehmungen zu unterstützen. Große Magazine sind eine unbedingte Nothwendigkeit in Südafrika. So lange der Gegner so in Schach gehalten wird, daß er nicht gegen den Verpflegungsapparat, der von den Magazinen ausgeht, wirksam wird und so lange die nöthigen Beförderungsmittel, Zugthiere *et c.*, vorhanden sind, so lange gehen die Truppenoperationen gut. Versagt aber dieser Apparat nach irgend einer Richtung, ist der Proviant erschöpft, dann muß die Truppe zum nächsten Magazin zurück, um sich von neuem zu verproviantiren. Gilt dieses schon für die kleinen Trupps, die im Namalande operirten, wie viel abhängiger ist eine größere Armee von ihren Verpflegungsabtheilungen oder den Magazinen. Die Unterhaltung eines größeren Fuhrparkes ist aus diesem Grunde dringend geboten, bietet aber noch den weiteren Vortheil, daß eine erhebliche Verminderung der Transportkosten erzielt wird.

Man kann sich nur auf die Küstenplätze und auf einzelne befestigte Punkte des Inneren als Ausgang für Operationen stützen und muß durch offensives Vorgehen die langen Etappengewege sichern.

Wie wichtig in solchem Lande die Eisenbahnverbindungen sind, kann man sich leicht vorstellen, deshalb haben die Buren auch Alles aufgeboten, um die Lager der Briten von ihren rückwärtigen Bahnenlinien abzuschneiden.

Zu allen diesen Schwierigkeiten tritt wie gesagt die Wasserarmuth

in den unwegsamen Gegenden, die allein zu großen Transportausrüstungen nöthigt. François sagt:

Die meisten der vorhandenen Wasserstellen enthalten nur wenig Wasser. 100 Mann, 120 Pferde, 140 Zugochsen brauchen täglich etwa  $7\frac{1}{5}$  cbm Wasser. So viel Wasser enthalten viele Stellen nicht oder es fließt zu langsam nach. Eine größere Truppe muß sich deswegen in vielen Theilen Südafrikas die Wege sehr nach den Wasserpläzen aussuchen. Manche Wege können von Truppen nur in ganz kleinen Abtheilungen passiert werden. Die Wasserlosigkeit begrenzt also die Stärke der Truppen, die auf einem Kriegstheater operiren können.

Bekanntlich haben die 3 Kolonnen der britischen Armee zu ihrer Ausrüstung und Verpflegung die Summe von über 100 Millionen Mark verschlungen und an Bedarf führten die Abtheilungen folgendes mit:

Kolonne Pearson: 1500 englische Infanterie, 300 berittene Infanterie, 2000 Eingeborene, 384 Wagen, 24 Karren, 3128 Ochsen, 9 Geschütze, 116 Pferde, 12 Maulthiere.

Kolonne Glyn: 1732 englische Soldaten, 220 Wagen, 1507 Ochsen, 2500 Eingeborene, 82 Karren, 49 Pferde, 67 Maulthiere.

Kolonne Wood: 1500 Engländer, 41 Wagen, 260 Ochsen, 200 Buren, 5 Karren, 20 Pferde, 113 Maulthiere, 800 Eingeborene.

Betrachtet man diese Zahlen näher, so wird man erstaunen, welche Bedeutung sie haben. Jeder Ochsenwagen beansprucht nach François in der Wagenkolonne eine Länge von 50 Metern. Die obigen Wagen  $384 + 220 + 41 = 645$  an der Zahl beanspruchen also eine Raumkolonne von 32250 Meter, d. h. von 32 Kilometer Länge!

Ein Blick auf die beiderseitigen Armeen ist nothwendig, um die Kriegsoperationen zu verstehen!



Vor einem englischen Werbebüro.

W. B. & Co. N.Y.C.

## Die britische Armee.

---

### Rekrutirung.

Die englische Armee ist eine Sold-Armee. Die Leute werden angeworben.

Dazu bestehen vielfache Werbebüros, ähnlich wie sie im vorigen Jahrhundert in Deutschland zu sehen waren, sie heißen: „recruiting Offices“. Die Werber erhalten für jeden Rekruten, den sie angeworben haben, eine Geldprämie. Deshalb scheuen sie keine Reklame, um die Leute anzulocken. Es ist fast lächerlich zu beobachten, wie der Gimpel sang betrieben wird.

Le Juge sagt in seiner fleißigen und zuverlässigen Arbeit „Das englische Heer“:

Zur wirksamen Unterstützung ihrer Thätigkeit dienen unter anderm in den Bahnhöfen, auf Zäunen und Mauern angebrachte große bunte Plakate mit verführerischen Bildern (meist Garde-soldaten in prächtiger Uniform darstellend), welche in Verbindung mit einem darauf zugeschnittenen Text, der wenig Dienst, viel Vergnügen, ein reichliches Taschengeld und eine glänzende Zukunft in Aussicht stellt, junge Leute zum Diensteintritt bewegen sollen. Häufig befindet sich der „Rekruter“ in der Nähe solcher öffentlichen Empfehlungen, um die Wirkung des Bildes und gedruckten Wortes persönlich zu verstärken und dabei besonders auch auf die Möglichkeit hinzuweisen, während der Dienstzeit ein nutzbringendes Handwerk zu erlernen. Auch Zeitungsinserate ähnlichen Inhaltes werden nicht verschmäht und auf allen Postanstalten offizielle Schriftchen „die Vortheile der Armee“ unentgeltlich ausgehändigt, hier auch Anmeldescheine ausgefüllt und dem zugehörigen Depot übersandt. Ferner ertheilen alle Aushebung-Büros bereitwilligst weitgehendste Auskunft jedem, der sich an sie wendet.

Meldet sich jemand bei dem „Rekruter“ zum Eintritt, so händigt ihm dieser eine Anweisung aus, sich an einem bestimmten

Tagen zur Voruntersuchung durch den Aushebungsoffizier zu stellen. Wird der Mann tauglich befunden, so erfolgt die förmliche Aufnahmeverhandlung. Mit einem Freifahrtschein versehen, tritt der Rekrut alsdann die Reise zu seinem Truppentheil an, woselbst ihn am Bestimmungsort ein Unteroffizier in Empfang nimmt, der ihn zum Depot bringt, an dem er seine erste Ausbildung erhält.

Das Eintrittsalter ist im allgemeinen auf 18—25 Jahre festgesetzt; für Leute, die bereits in der Armee, Flotte, Miliz oder in dem irändischen Konstablerkorps gedient haben bis zum 28. Lebensjahr; ehemalige Unteroffiziere können bis zum 50., unter Umständen sogar bis zum 60. Lebensjahr in der Miliz und bei den Volunteers Verwendung finden.

Knaben im Alter von 14 bis 16 Jahren können innerhalb gewisser Beschränkungen als Spielleute und Handwerker eingestellt werden. Da die Altersangaben der Rekruten nicht durch Papiere bewiesen zu werden brauchen, so finden hier trotz vorhergehender besonderer Verwarnung viele Täuschungen statt.

Die Rekruten haben sich bei ihrem Diensteintritt für die lange oder die kurze Dienstzeit zu entscheiden. Die erste dauert 12 Jahre bei der Fahne, die letztere 3 oder 7 Jahre, bei der Fahne (nach den Waffengattungen verschieden) und 9 bzw. 5 Jahre in der Armeereserve. Die Garde-Infanterie kennt nur die lange Dienstzeit; bei der Garde-Kavallerie, den Pionieren und dem Sanitätskorps wird es den Rekruten frei gestellt, ob sie sich für 3 und 9 Jahre (d. h. Frontdienst und Reserve) oder lieber für 7 und 5 Jahre entscheiden wollen, der Train hat die Wahl zwischen 3 und 9 Jahren oder 4 und 8 Jahren.

Falls der betreffende Truppentheil beim Entlassungstermin im Auslande ist, so verlängert sich die kurze Dienstzeit um ein Jahr, wofür jedoch die Dienstzeit in der Reserve um ein Jahr verkürzt wird.

Von den im Jahre 1894 ausgehobenen 33 699 Rekruten waren etwa  $\frac{2}{3}$  unter 20 Jahre alt, also sehr jung,  $\frac{1}{3}$  20—25 Jahre alt, und nur wenige waren noch älter. Bemerkenswerth ist der große Rückgang an Rekruten in Schottland und Irland, wo der Brite von Jahr zu Jahr unbeliebter wird!

### Besoldung und Verpflegung.

Der englische Soldat wird gut bezahlt und gut verpflegt, das unterliegt keinem Zweifel, und die Soldverhältnisse sind denen der kontinentalen Mächte gegenüber außerordentlich hoch zu nennen. So

erhält z. B. der Gemeine der Infanterie täglich 1 Mark, bei der Garde 9 Pfennig mehr, bei der Linienkavallerie 1,17 Mark, bei der Artillerie 1,25 Mark und bei der Gardekavallerie gar 1,80 Mark. Die Löhnnung eines Korporals beträgt 1,65 Mark bei der Infanterie, 2,50 Mark bei der Artillerie und den Pionieren, und 2,65 Mark bei der Gardekavallerie. Die Löhnnung der Unteroffiziere ist natürlich weit höher! \*

Zu diesen Säzen tritt noch ein jährlicher Zuschuß von 60 Mark für jeden Soldaten, der sich zu einer mehr als dreijährigen Dienstzeit verpflichtet. Dieser Zuschuß kommt nach Ablauf der Gesamtdienstzeit in der Armee (oder Armeereserve) zur Auszahlung, jedoch nicht bei vorzeitiger Entlassung auf eigenen Antrag oder infolge schlechter Führung. Bei Verwendung des Mannes in besonderen Dienststellungen, bei Kommandos, in den Bureaus und dergl. sind weitere, theilweise nicht unbeträchtliche Zulagen festgesetzt und es wird den Leuten ferner vielfach Gelegenheit zu privatem Nebenverdienst gegeben.



Hochland-Pfeifer in Paradeuniform.

Putzsachen und dgl. zu bezahlen. Im Fall des Abganges des Truppentheils in die Kolonien wird eine völlige See- und Tropenausrüstung geliefert.

Die tägliche Fleischportion beträgt etwa 340 gr und die Brotportion (Weizenbrot) 453,7 gr, der zur Herrichtung des Fleischgerichtes zu

\*) Vor einigen Jahren wurde vom englischen Kriegsminister im Parlament mitgetheilt: Der englische Soldat erhalte an Sold, Kleidung Nahrungsmitteln jährlich (in Mark umgerechnet) 750 Mf., dagegen der französische nur 420, der deutsche 360 und der russische sogar nur 204 Mf.

liefernde tägliche Kohlenvorrat 3 Pfund. Im Felde erhöhen sich die Fleisch- sowie die Brotportionen um  $\frac{1}{4}$  Pfund.

Für die übrige Tagesverpflegung an Kaffee, Thee, Milch, Zucker, Gemüse u. s. w. erleidet der Soldat einen täglichen Löhnungsabzug von 25 Pfennigen. Dafür sollen ihm insgesamt täglich drei Mahlzeiten geliefert werden, nämlich:

Morgens: Kaffee mit Milch, Zucker und Brot.

Mittags: Fleisch (gekocht, gebacken oder gedämpft) mit Kartoffeln oder Gemüse.

Nachmittags (gegen 5 Uhr:) Thee mit Milch und Zucker.

Die weiteren Bedürfnisse wie Speck, Käse, Butter, Bier und dgl. liefert die in der Verwaltung des Truppentheils befindliche Kantine zu festgesetzten, sehr niedrigen Preisen.

Seit einiger Zeit wird dem leiblichen Wohlbefinden des Soldaten und in erster Linie seiner Verpflegung ganz besondere Sorgfalt zugewendet.



Feldmarschall Viscount Wolseley.

### Ausbildung und Beschaffenheit der Armee.

Wenn man die Exerzier-Reglements der verschiedenen Waffen durchstudirt, möchte man glauben, daß die englischen Truppen ähnlich ausgebildet sein müßten, wie unsere deutschen, aber das ist nicht der Fall. Es ist Alles, weil es keine größeren Manöver giebt, da Englands Gesetze solche einschränken, auch alles Land sehr dicht bebaut ist, mehr für den Friedensdienst, Parade und Schaugepränge eingeeübt. Vor Allem kümmert sich der Offizier nur sehr oberflächlich um das Ausexerzieren oder gar die heeresmäßige Ausbildung seiner Mannschaften. Das überläßt er dem Sergeanten. Er geht in Civil zum Sport, Jagen, Klub und zieht sich nur die Uniform an, wenn er sich herbeiläßt, sich selbst um den Dienst zu kümmern. Von dem hingebenden Eifer, mit dem unsere Kompanie-Chefs und Offiziere sich mit Leib und Seele ihrer Aufgabe unterziehen hat der englische Offizier keine Ahnung.

Seine Soldaten sind auch nicht Landeskinder, sondern bezahlte Söldlinge, die in ihrem Lande deshalb keine Achtung haben. Der Soldat gilt mit dem Augenblick seiner Werbung gesellschaftlich als degradirt!

Der größte Nachtheil des Ersatzes ist, daß das Personal, aus dem der Ersatz genommen wird, den unteren Schichten der Bevölkerung entnommen werden muß. Da selbst ein tüchtiger Arbeiter sich mehr verdienen kann als der englische Soldat, so stellen sich nur wenige recht brauchbare Leute ein. Die Heeresangehörigen stehen deshalb dem Publikum ziemlich fremd gegenüber. Nimmt z. B. der Sohn einer unbemittelten Handwerkerfamilie das Handgeld zum Eintritt in die Armee, so wird er von dem Augenblick an als unter dem Stand seiner Angehörigen stehend, betrachtet und verliert das Ansehen selbst in den Arbeiter-Klassen. Daher ist keinerlei Enthusiasmus in dem Stande zu finden, wie dieses bei den Nationen mit Wehrpflicht der Fall ist.

Daz dies ein schwerwiegender Moment in dem Werthe einer Armee bedeutet, braucht allen denn wohl kaum gesagt zu werden, die je den Stock des Königs getragen haben.

Der Anblick der Armee, besonders der Londoner Garde-Regimenter ist ein sehr einnehmender. Große, wohlgenährte Gestalten in vorzüglich gut gehaltenen Uniformen, im Paradeanzug sogar für unsern Geschmack lächerlich aufgeputzt, sind sie vorzüglich einexerziert. Ihr Aufzuges daher tadelloß. Einzelne Soldaten sieht man leider sehr oft in angetrunkenem Zustande, das Käppi auf einem Ohr, eine Gerte in der Hand in den Straßen spazieren.

### Offiziercorps und Oberbefehl.

Das bekannte Wort Wellingtons, daß diejenige Armee die beste ist, die nur „Gentlemen“ als Offiziere besitzt, hat für das englische Heer auch noch heutigen Tages Geltung.

Da das Leben in den Offizierkorps größtentheils recht kostspielig ist und selbst Infanterieoffiziere in kleineren Garnisonen trotz des verhältnismäßig guten Gehaltes nicht ohne eine bedeutende eigene Zulage auszukommen vermögen, so bleibt schon hierdurch die eigentliche Offizierslaufbahn den unteren Ständen so gut wie verschlossen.

Die größten Ausgaben für den Offizier werden durch den Luxus und die weitgehende Gastfreiheit in den Offiziersmessen (Casinos), den vielseitigen Sport und die theuren Uniformen verursacht. In dem kameradschaftlichen Leben, besonders in der Messe tritt das dienstliche Verhältnis ganz gegen das kameradschaftliche zurück, und die Offiziere aller Grade fühlen sich einander als Gentlemen gleich.

Die Beförderung geschieht ähnlich wie in anderen Armeeen. Der Stellenkauf ist seit 1871 abgeschafft.

Wenn trotzdem die Ausbildung des Heeres große Mängel zeigt, so liegt die Schuld in erster Reihe daran, daß England keinen Kriegsherrn hat, der im Frieden die Ausbildung, im Kriege die Leitung ganz selbstständig in der festen Hand hat.

Die Königin hat wenig zu sagen, ist auch nicht sachverständig. Der Generalfeldmarschall Wolseley, dessen Sudanfeldzug zur Rettung Gordons keineswegs berühmt war, hat nur eine begrenzte Vollmacht, der Kriegsminister Lord Lansdowne ist ein Civilist, und ohne diesen darf wie in Frankreich nichts geschehen, da er allein dem Parlament verantwortlich ist. Somit trägt Niemand die Verantwortung für Ausrüstung und Verpflegung auf seinen Schultern, wie dieses bei dem Präsidenten Krüger gegenwärtig der Fall ist, der selbst einst mit gekämpft hat, und weiß, was zu dem Wohlsein der Mannschaft und zur Hebung der Kampfkraft seiner Armee nöthig ist.

Noch schlimmer war es für diesen Krieg, daß in England kein gemeinsamer Oberbefehl über Armee und Marine bestand. Dadurch waren alle Unternehmungen gelähmt. Die Flotte hatte um so weniger warmes Interesse an dem Kriege, als bekanntlich mit wenigen Ausnahmen gecharterte Dampfer von Privatgesellschaften den Truppentransport übernahmen.

Selbst die sehr angesehene „Morning Post“ wies in ihrer Neujahrsnummer darauf hin, daß das britische Kabinett ohne enge Verbindung mit militärischen Sachverständigen sei. Mr. Balfour sei dafür verantwortlich, daß der Kriegsminister, der Zivilist ist, nicht mehr an den Rath des Oberkommandirenden der englischen Truppen gebunden sei, sondern daß ihm anheimgestellt worden sei, sich nach Belieben auch von anderen Militärs Rath ertheilen zu lassen, sodaß also alle Entscheidungen der obersten militärischen Instanz Englands prinzipiell von einem Zivilisten getroffen werden, der nach Belieben sich die Rathschläge aussucht, die er befolgen will oder nicht. Als zweiten schweren Fehler bezeichnet das Blatt den Kabinettsausschuß für die Landesverteidigung, in dem kein einziger Soldat sitzt! Zivilisten und Laien überall.

Diese Vielköpfigkeit der Heeresleitung und Heeresverwaltung muß geradezu vernichtend auf jede schneidige Aktion wirken.

Nicht nur die Mobilmachung, sondern auch die ganze Kriegsführung zeigt diesen Charakter. Man wollte die Diamantfelder Kimberley's, die Fluren Natal's nicht aus der Hand geben, so wurde aus Geiz

und Goldgier der Feldzug von vornherein falsch unternommen; statt mit vereinten Kräften einem Ziele zuzusteuern, verzettelte man die ganze englische Armee; auch Buller war nicht kräftig genug, die ganze Sache auf den Kopf zu stellen, er spann den verfehlten Faden weiter, bis kaum etwas davon zu verderben war. Die ganze englische Friedens-Armee taugt daher nicht allzuviel. Ihre Feldausbildung ist durchaus auf den Drill, für das Gefecht mit geschlossenen Linien gerichtet mit denen sie die wilden schlechtbewaffneten Völker zwingen; weder Schießen noch Felddienst, weder Erkundigungsdienst noch Bewegen größerer Massen werden mit dem dazu gehörigen Ernst geübt, alles geht in zu kleinem Umfange vor sich.

Auf den engen Exerzierplätzen bei Aldershot wie auf ähnlichen Stätten holen sich die kleinen und großen Führer ihre Weisheit, die darin besteht nach dem Plässchärmen einiger Schützen in Linien vorzugehen und wie vor 100 Jahren Salven abzugeben. Ihre Kavallerie ist nicht einmal durchschnittlich beritten, sondern mehrere Leute haben gemeinsam ein Pferd.



Tropenuniform.  
Die Prince of Wales' Husaren.

Paradeuniform.



Eintreffen englischer Referentenrämer auf der Montierungsschmiede.

### Der Generalstab.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Zusammensetzung des englischen Generalstabes.

Einen Generalstab im Sinne deutscher Anschauung giebt es in England nicht, wenn man nicht das „Military Intelligence Departement“ als eine Art Generalstab ansehen will. In jedem Falle fehlt aber ein besonderes Generalstabs-Offizierkorps; der Stab einer Division, eines Armeekorps und des Armeekommandos setzt sich vielmehr nur aus den betreffenden Kommandeuren, ihren Adjutanten und einigen Ordonnanzoffizieren zusammen. Allerdings hat ein solcher Stab eine über den Wirkungskreis anderer Generalstäbe bedeutend erweiterte und in die Heeresverwaltung eingreifende Thätigkeit und Machtbefugniß. Besondere Vortheile oder schnellere Beförderung haben die zu den Stäben kommandirten Offiziere nicht. Sie werden aus den Offizieren, welche die Kriegssakademie erfolgreich besucht, ausgesucht und meist auf 5 Jahre zu den betreffenden Stellungen abkommandirt. Während der Dauer dieses Kommandos stehen sie à la suite ihres Truppentheils und treten nach Beendigung desselben in die Front zurück.

Für diejenigen, die sich für die Organisation des englischen Generalstabs, der in diesem Kriege wenig leistete, interessiren, geben wir aus Scheiberts Militär-Lexicon folgende Einzelheiten wieder, aus denen man erschaut, wie die Funktionen auseinandergehen.

#### I. Das Departement des Generaladjutanten (jetzt Lord Wolseley).

Zu diesem gehören sämmtliche Angelegenheiten, welche die Armirung der Forts und Batterien, die Bewaffnung und Ausrüstung der Truppen, ihre Ergänzung, Ausbildung, Manneszucht und Diensttüchtigkeit betreffen, ferner die Aufstellung der Grundsätze über die Beurlaubung der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften und alle auf die Rekrutirung der Armee, die Versetzung und Entlassung der Mannschaften und Remontirung Bezug habenden Angelegenheiten; ferner alle nöthige Kenntniß bezüglich der Geographie, Topographie und Hülfssquellen der verschiedenen Kriegstheater, ferner die Auffertigung und Lieferung aller nöthigen Pläne und Angriffs- oder Vertheidigungsdispositionen, endlich die Oberaufsicht über das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen.

#### II. Das Departement des Generalquartiermeisters (jetzt Lord Lansdowne.)

Zu ihm gehören die Anordnungen der Bewegungen der Truppen zu Wasser und zu Lande, das ganze Transportwesen, das Aus- und

Einschiffen der Truppen. Anfertigung von Marschrouten, das Kasernen- und Einquartirungswesen. Ausgabe und Abgabe des Lagermaterials und das Army Service Corps, welches den Train und die Verpflegung besorgt. Dabei ist zu bemerken, daß der Generalquartiermeister keinen Einfluß auf die Flotte besitzt, also auch den Transport nicht besorgen kann.

### III. Das Militärssekretariat ist merkwürdigerweise eigentlich gar nicht vorhanden.

Da die englische Armee im Frieden nicht in Armeekorps und Divisionen eingetheilt ist, so müssen bei ausbrechendem Kriege auch sämmtliche Stäbe neu gebildet werden. Dem Oberbefehls-haber wird nach seinem Range und der Größe seiner Armee der Stab jedesmal besonders bestimmt. So wurde dem Lord Roberts der Lord Kitchner zugetheilt, die sich in Gibraltar trafen, also vorher keinerlei Beziehungen mit einander gehabt hatten.

### Mobilmachung.

Wenn in Deutschland das Wort „mobil“ erklingt, dann geht ein Zittern der Erregung durch das ganze Land bis in die niedersten Hütten hinein, aus denen der junge Mann oder gar der Ernährer der Familie zu den Waffen gerufen wird. Aehnlich so ist es bei den Buren; gänzlich anders ist der Vorgang in England, woselbst die nur in Frieden schon dazu außersehnen Reservisten eingezogen und die Pferde angekauft werden. Da die Reservisten sich an den Mobilmachungsorte zu melden haben, dann zum Depotorte und endlich zum Truppenteil geschickt werden, so reisen manche derselben zweimal durch das ganze Königreich, ehe sie eingestellt sind.

Ein fernerer Nachtheil ist, daß eine große Anzahl von Truppenformationen, vor allen aber sämmtliche Stäbe, erst bei der Mobilmachung aufgestellt werden. So sind sich Commandeure und Truppen meist fremd, auch muß eine sehr große Anzahl von Commandeurstellungen neu besetzt werden, wodurch eine weitere Schiebung in der Armee entsteht, die im Verhältnis zu der Kleinheit der Armee wesentlich größer ist, als diejenige, mit der andere Armeen beim Übergang auf den Kriegsfuß zu rechnen haben.

Die Mobilmachung muß unter den vielen hemmenden verfassungsmäßigen Bestimmungen des Landes außerordentlich leiden, nach welchen z. B. unter anderm die Requisition von Fuhrwerken und Pferden, selbst im Kriege, nur im Fall der Not gestattet ist und erst nach Einberufung der Miliz und der Königlichen Erklärung des Vorliegens

eines Notstandes die Eisenbahn in das Vorbenützungrecht des Heeres übergeht.

Schließlich sei hierbei noch der anscheinend unzureichende Reservevorrath an Patronen erwähnt, der zwar nicht direct für die Ausführung der Mobilmachung, wohl aber für den Kriegsfall bedenklich erscheinen muß.

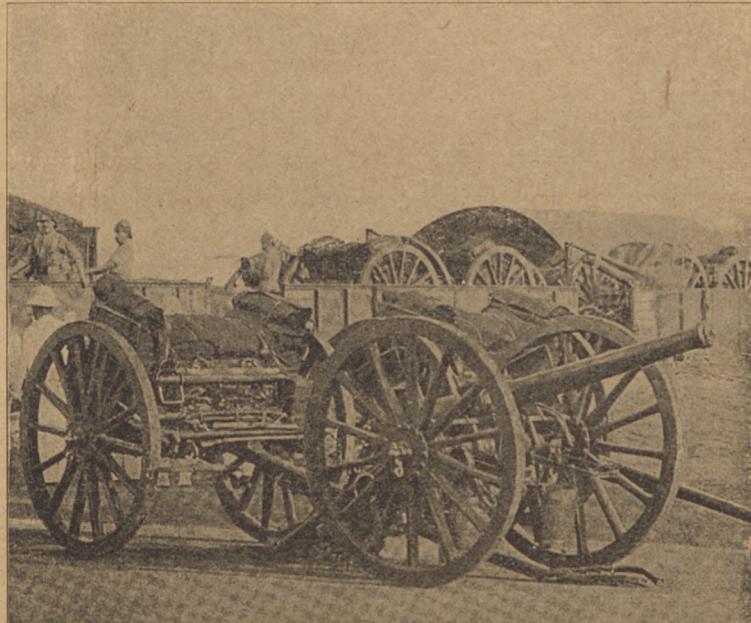
Was nun die Einzelheiten der Mobilmachung anbetrifft, so beträgt nach einem Militärischen Blatte: Die Gesammtstärke der von England für einen Feldzug im Auslande vorbereiteten Armee rund 77000 Mann. Diese Armee ist in zwei Armeekorps und eine Kavalleriedivision mit zusammen 214 Geschützen gegliedert und stellt so ziemlich die äußerste militärische Kraftleistung dar, deren Großbritannien ohne Zuhilfenahme der Miliz fähig ist. In diesem Falle bleibt zur Vertheidigung des Heimathlandes nur noch ein überaus schwaches Armeekorps verfügbar, so daß mit Rücksicht auf die sehr starken Garnisonen, welche in Irland unabkömmlig sind, England und Schottland dann als von Truppen des stehenden Heeres nahezu entblößt angesehen werden können.

Aber von diesen 77000 Mann ist schon eine ganze Reihe von Truppenteilen im Verlaufe der letzten Jahre theils nach Aegypten und dem Sudan, theils nach den verschiedenen Mittelmeerplätzen, theils auch nach Ostasien und in letzter Zeit nach Südafrika entsendet worden. Unter diesen Umständen kann von einer planmäßigen Mobilmachung von ein oder zwei Armeekorps und einer Kavalleriedivision im Heimathlande durchaus nicht mehr die Rede sein. Es handelte sich vielmehr nur um ein recht tropfenweises und unplanmäßiges Verschicken der hier oder dort zunächst zur Hand befindlichen und zur Zeit entbehrlichsten Truppenteile nach dem Südafrikanischen Kriegsschauplatze. Hiernach müssen die englischen Depeschen, die vollständig die Mobilmachung von ein oder zwei Armeekorps verkünden, richtiggestellt werden. Die Soldatennoth Englands steigert sich von Jahr zu Jahr und ist heute bereits an einem Punkte angelangt, der der Regierung Englands schwere Sorgen bereiten mag.

Dass aber bei einer so unzweifelhaft militärischen Schwäche zu Land Großbritannien leichten Herzens in einen Krieg eintritt, der außerordentliche militärische Kraftäußerungen verlangen wird, erscheint um so erstaunlicher, als mit diesem Unternehmen eine lang dauernde Schwächung der britischen Kräfte im Mittelmeer, in Aegypten, im Sudan und in Indien unvermeidlich verknüpft sein wird.

Ein großer Nachtheil des Rekrutierungssystems ist die große Jugend des Ersatzes. Wenn auch eine Bestimmung besteht, daß

die zu jungen Rekruten im Falle der Kriegsbereitschaft zurückgestellt werden sollen, so war doch bei der Mobilmachung für Südafrika das Reservoir für Mannschaften so ausgepumpt, daß wie die Berichte meldeten, eine Anzahl von Mannschaften, die durchaus noch keine kräftige Konstitution hatten, eingezogen und zu dem strapaziösen Feldzuge am Kap verwendet worden sind.



Verladung englischer Geschütze.

### Bewaffnung.

Bisher war die Meinung in Europa verbreitet, daß die reichen Briten, deren Armee so kostspielig ist, die besten Geschütze und besten Gewehre führten. Weit gefehlt! Die Buren waren in beiden Dingen ihnen beträchtlich überlegen. Die Buren benützten, wie man später sehen konnte, die neuesten Creuzotgeschütze und die Mausergewehre allerneuester Konstruktion.

Über das Lee Metford Gewehr, das die Briten führen, ist folgendes mitzutheilen: Das Lee Metford Gewehr hat kleines Kaliber (7,7 mm) und sieben linksgängige Züge (moderne Gewehre haben sonst 4 oder 3 Züge und sind infolgedessen viel leichter rein zu halten).

Das Magazin besteht aus Stahlblech, enthält 10 Patronen und

wird von unten in den Verschluß eingeführt. Da der Mann nur mit einem (immer neu zu füllenden) Magazin ausgerüstet ist, so ist der Kampfwerth der Waffe als geringer zu betrachten wie z. B. der deutschen Repetiergewehre, bei denen der Patronenvorrath in den Magazine (Ladestreifen, Patronenrahmen oder dergleichen) schon innen sitzt, sodaß nur die fertige Packtladung in den Verschluß geschoben wird. Daher kommt es, daß die englische Infanterie noch ladet, während der besser bewaffnete Gegner seine 10 Schüsse abschießt. (Die Mündungsgeschwindigkeit von etwa 600 Meter Schußweite, Gewicht von Waffe und Patrone sind annähernd die gleichen, wie die des deutschen Gewehres 88.)

Ebenso vermutete man, daß unter allen Waffengattungen die Britische Artillerie, durch ihre Überlegenheit an Zahl und Kaliber der Geschütze, der Britischen Heeresleitung in Süd-Afrika einen entschiedenen Vortheil verleihen und die blutigen Sturm-Angriffe auf befestigte Stellungen entweder gänzlich unnötig machen oder doch weniger verlustreich gestalten werde. Es hat sich aber eine ganz andere Wahrheit, nämlich die herausgestellt, daß die englische Artillerie unterwertig war. Die fehlerhafte Verwaltung der Artillerie bildet den schwächsten Punkt in der allgemeinen Heeres-Verwaltung. Selbst ein englischer Offizier sagte: daß man nicht die richtigen Geschütze besitze, die man unter den Umständen haben sollte. Er belegt seine Behauptung durch die in Ladysmith gemachten Erfahrungen, wo anfänglich nur drei Feld-Batterien vorhanden waren, die durch Verstärkung verdoppelt und auf 36 Geschütze gebracht wurden. Aber nicht ein einziges Positions-Geschütz habe man vor Ankunft der Schiffss-Kanonen besessen, obschon man hätte wissen sollen, daß im Arsenal von Maritzburg Positions-Geschütze vorhanden waren. Der Einsender schreibt die vielen im Artillerie-Wesen begangenen Fehler dem Umstände zu, daß man die Artillerie genau nach denselben Regeln zu verwalten suche wie die Infanterie. Er stellte fest, daß im Dezember in Süd-Afrika 28 Feld- und berittene Batterien vorhanden waren, von denen aber nur drei aus Geschützen bestehen, die im Stande seien, andere Geschosse als Shrapnels zu schleudern. Daß diese Shrapnel-Geschütze ungenügend sind und von den Kanonen der Buren wiederholt geschlagen wurden, weiß man aus den Schlacht-Berichten.

Die verspätete Einschiffung dreier Haubitzen-Batterien, muß den Anordnungen des Sir Redvers Buller zugeschrieben werden, der in auffallender Unterschätzung der Artillerie-Kräfte seines Gegners erst nach seiner Ankunft in Süd-Afrika gewahr wurde, wie sehr ihm die

Buren an weittragenden Geschützen größeren Kalibers überlegen waren. Dann erst gab er den Befehl zur Nachsendung von Haubitzen,\* die auf sein Drängen hin vor einigen Jahren eingeführt wurden, die er aber lieber zu Hause gelassen hätte, aus menschlichen Rücksichten, da er die zerstörende Wirkung der 50pfündigen Spreng-Geschosse nicht gegen die Buren anwenden wollte.

Sehen wir uns die englische Artillerie ein wenig näher an:

Die englische Artillerie führte bis Ende Dezember folgende Geschütze in Batterien:

4 Batterien (G, O, P, R) der Royal Horse Artillery

zu je 6 Geschützen, 12-Pfdr. = 24 Geschütze,

24 Batterien (4., 7., 13., 14., 18.—21., 36., 42., 49.,

53., 62., 64., 66., 67., 69., 73.—75., 77.—79.,

92.) der Royal Field Artillery zu je 6 Geschützen,

15-Pfdr. = 144 "

3 Batterien (37., 61., 65.) der Royal Field Artillery

zu je 6 Geschützen 12,7-cm Feld-Haubitzen = 18 "

Die 4. Gebirgs-Batterie für die von den Buren bei

Ladysmith eroberte 10. Gebirgs-Batterie mit

Geschützen von 6,23 cm Kaliber = 6 "

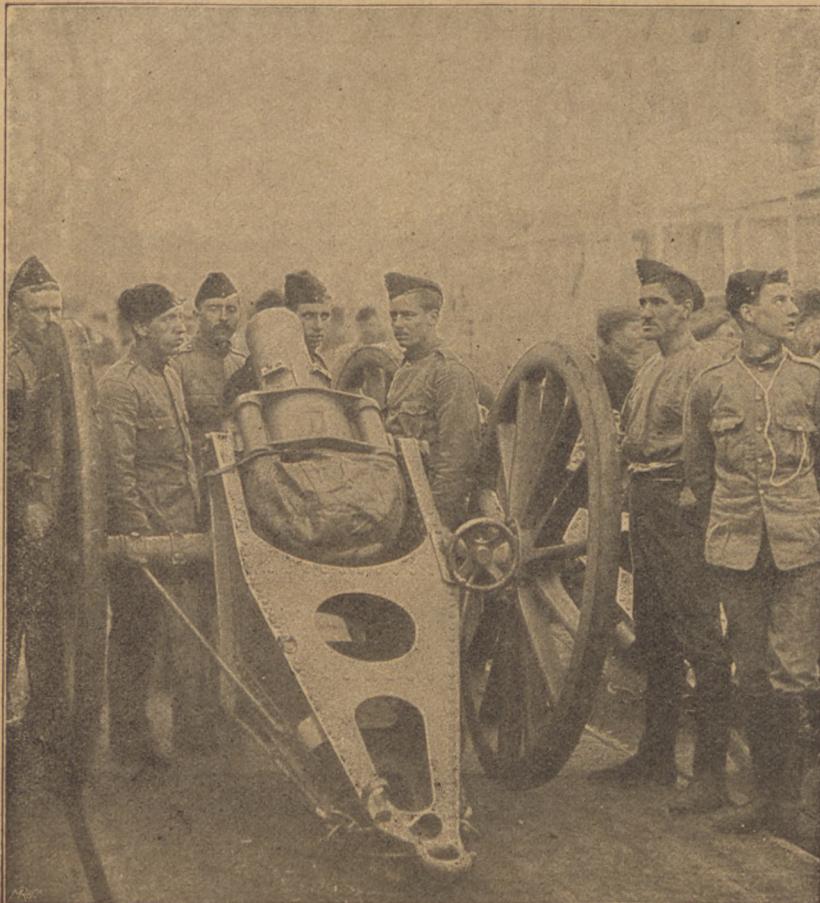
Die Feldartillerie hat nämlich zwei Geschütze, für die reitenden Batterien den 12 Pfänder, für die fahrenden den 15 Pfänder. Die Mantel-Rohre mit Stahlbandumwicklung sind bis auf geringe Abweichungen gleich. Bei beiden ist das Kaliber (7,62 mm) gleich, in Notfällen darf das leichte Geschütz auch das schwere Geschöß verwenden. Die ballistischen Leistungen des als Einheitsgeschütz konstruierten 12 Pfänders waren so mangelhaft, daß man sich zur Konstruktion des 15 Pfänders entschloß.

Einige Details werden uns ein genaueres Bild liefern.

Das Geschütz wiegt mit (4) aufgesetzten Kanonieren 2180 kg also reichlich viel. Das Geschöß, ein Bodenkammerschrapnel, mit 300 Kugeln Füllung von 6,34 kg Gewicht, erhält eine Mündungs geschwindigkeit von 470 m.

\*) Die Haubitzen sind auf ihren Lafetten verschifft worden. Die vierzölligen Schnellfeuer-Geschütze dagegen mußten ihrer großen Länge wegen und da jedes Geschütz 36 Centner wiegt, vor der Einschiffung zerlegt werden. Eine riesige Menge Munition, besonders Lyddit-Geschosse, wurde an Bord genommen. Der Verbrauch von Munition ist so ungeheuer, daß man in den Werkstätten von Woolwich Tag und Nacht an der Herstellung von Geschossen arbeitet, und die Behörden die üblichen Weihnachts-Ferien gestrichen haben.

Veraltet am Geschütz ist die Beibehaltung der plastischen Liderung und des Kartuschbeutels mit Schlagröhrenmündung statt der selbstlodernden Metallkartusche. Trotzdem geben die, auch in ihren Schusstafeln sich häufig widersprechenden, englischen Vorschriften die hohe Feuergeschwindigkeit von 8,5 gezielten, 20 ungezielten Schüssen in der Minute an.



Englisches Haubitzeneschütz für die neuen Lydditgeschosse.

Veraltet ist ferner der Beibehalt der Kartätsche, wogegen sich der Mangel an oft recht nützlich sich erweisenden Sprenggranaten recht fühlbar machen kann. Man scheint das Ausreißen der Prozen im feindlichen Feuer schon vorausgeahnt zu haben, indem man an der Lafette Munitionskästen anbrachte, die dieselben unmöglich um 50 kg beschweren.

Der Rohrrücklauf ist bis auf 10 cm durch eine hydraulische Rohrbremse mit Doppelkegelfedervorbringer beschränkt. Doch fehlt



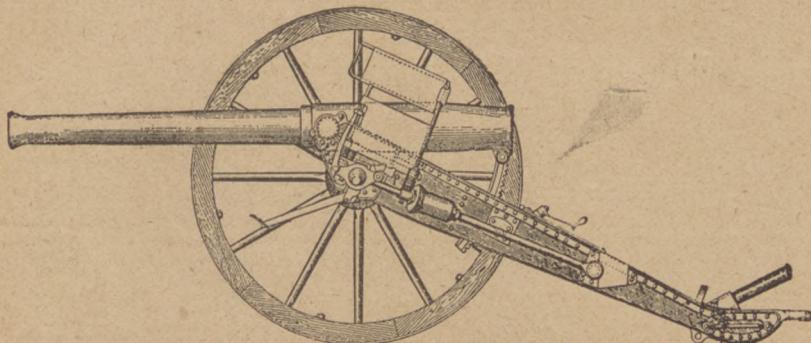
Die berühmte 10. Moulthierbatterie fürd vor ihrer Gefangenennahme.

jede äußere Verankerung, blos die längst veralteten Hemmschuhe hat England aus der Kumpelkammer hervorgeholt.

Der Verschluß öffnet sich nach rechts, das Handrad der Höhenrichtmaschine liegt ebenfalls nach rechts, sodaß nicht gleichzeitig gerichtet und geladen werden kann; dient doch auch der Richtbaum zugleich als Lader.

Die ungenügende artilleristische Fürsorge Englands merkt man auch bei Betrachtung der Schußtafeln, die wunderbaren Sprünge und Verschnörkelungen zeigen, sodaß es unmöglich ist, daß sie das Ergebniß eines längeren gewissenhaften Schießens sind.

Die 12 und 15 Pfunder waren auf Lafetten gestellt, die den Rücklauf verhindern sollten. Neben diese sogenannte Clarke Lafette sagt ein Fachmann:



Englische 12-Pfunder Feldkanone.

„Den Batterien, welche jetzt nach Süd-Afrika gehen (damit sind wohl die nach Afrika entsandten indischen Batterien gemeint), kann man dazu Glück wünschen, daß sie ihre alten ehrlichen Geschütze haben, an die sie gewöhnt sind und auf die sie sich verlassen können, wenn auch der Rücklauf bei ihnen groß ist. Sie brauchen wenigstens nicht zu befürchten, daß nach den ersten paar Schüssen ihre Clarke-Lafette in Stücke geht.“ — In nicht minder abfälligerem Sinne hatte schon etwas früher die englische Fachzeitschrift The Naval & Military Gazette vom 19. 8. 99 über Schießversuche mit Clarke'schen Lafetten in Okehampton berichtet: „Es ist von verschiedenen Seiten bekannt geworden, daß die umgeänderte Lafette nicht ganz den Erfolg gehabt hat, den Manche von ihr erhofften. Das Geschütz ist nach dem Schuß immer wieder neu zu richten und der Spaten versagt öfters; versagt er nicht, so dringt er oft blos einseitig in den Boden ein, so daß das Geschütz beim Schuß zur Seite springt, anstatt gerade zurückzulaufen.“

Das Rohr der oben erwähnten Haubize, ist erst 1896 eingeführt (Drahtrohr mit Kaliber 12,7 cm und einer 10mal so langen Rohrlänge, Schraubenverschluß und de Bange-Liderung). Es hat hydraulische Bremse, Vorlauffchnur und Hemmschuh.

Die gerühmten Lydditgranaten, ein verspäteter Ersatz der Spreng-

granaten, wurden von den Buren erst mit Mißtrauen, dann mit Gelächter begrüßt, da die zu starke Sprengladung den wahrscheinlich nicht genügend widerstandsfähigen Eisen- oder Stahlmantel in so kleine Splitter zerreißt, daß ihnen Verwundungsfähigkeit mangelt.

Endlich haben die Engländer auch Gebirgs-Geschütze von 6,23 cm (2,5 Zoll) Kaliber mit einem in 2 Theile zu zerlegenden Rohr. Zum Transport kann das Geschütz auf 5 Maulthiere (aus-einandergenommen) verladen werden.

Dieses Geschütz, — man sollte es nicht glauben, — ist ein Borderlader, der bei uns seit fast 40 Jahren bereits zum alten Eisen geworfen wurde. Bekanntlich rannten die Maulesel mit diesen Geschützen zu den Buren. (Letztere werden sich wohl gehütet haben, diese veralteten Geschütze zu gebrauchen.)

### Die Kriegsformation.

Sehr treffend bemerkt dazu ein Blatt, nach Durchsichtung der Mobilmachung:

Handelt es sich um einen Krieg, der wie in Südafrika auch nur annähernd in europäischem Stile geführt werden muß, so sind ungeheure Kraftanstrengungen und im Zusammenhang damit eine vollkommene Desorganisation der ganzen Heeres-Maschinerie nöthig, um einen kriegerischen Erfolg zu erzielen.

Denn als eine Desorganisation der englischen Wehrmacht muß es bezeichnet werden, wenn der ganze Mobilmachungsplan für die Landesverteidigung durch den Burenkrieg über den Haufen geworfen wird, ein Plan, auf den in England Militärs wie Civilisten nicht wenig stolz waren. Sollte er doch die militärische Sicherheit des Mutterlandes verbürgen; deshalb beschäftigte sich mit der, vielen Engländern eigenen, Vorliebe für militärische Dinge nicht nur die Fach-, sondern auch die politische Presse fortwährend mit diesem Mobilmachungsplan.

Er hatte zur Grundlage die Aufstellung von drei Armeekorps für die sogenannte erste Feldarmee, welcher noch 22 Feldbrigaden der Volunteers hinzutreten sollten. Dann folgten „Festungsbesetzungen“ und als allgemeine Reserve „nicht eingetheilte Truppen“. Hierbei waren im Ganzen vorgesehen 74 Bataillone, 84 Eskadrons und 270 Geschütze der regulären Armee, an welche sich die 123 Miliz- und 213 Volunteerbataillone, 122 Miliz (Yeomanry) Eskadrons und 400 Geschütze der Volunteers anschlossen. Man sieht, auch bei diesem Mobilmachungsplan ist das Verhältniß zwischen Regulären und Miliz-

truppe verschiedener Kategorien ein sehr ungünstiges. Durch den Burenkrieg aber ist der Kern so empfindlich geschwächt, daß nach Abzug der in Aegypten, Malta und Gibraltar garnisonirenden Truppen den 336 Milizbataillonen u. s. w. höchstens 45 Bataillone, 32 Eskadrons, 180 Geschütze an regulären Truppen zur Seite stehen. Der Landesverteidigungsplan ist also nur noch als ein Torso anzusehen.

Ohne Conjecturalpolitik zu treiben, wird aber ohne Weiteres zuzugeben sein, daß dieser militärische Thatbestand etwaigen Feinden Englands nichts weniger als imponiren kann. Mit der Seemacht allein ist expansive Weltpolitik nicht zu treiben — das haben jetzt auch die Amerikaner auf den Philippinen kennengelernt — zumal England vor Allem in Indien, dann auch in Canada, selbst in Gibraltar verwundbar ist, ganz abgesehen von Südafrika, wo es selbst nach einem glücklichen Kriege auf Jahre hinaus eine starke Heeresmacht zu unterhalten gezwungen sein wird. Das englische Landheer ist aber nicht nur numerisch schwach, sondern auch sein absoluter Kriegswert steht

hinter demjenigen anderer Großmächte zurück. Die Zeiten, in denen Napoleon sagen konnte, „die englische Infanterie ist die beste der Welt“, sind angesichts der gänzlich veränderten taktischen Anforderungen des modernen Gefechts an die Infanterie vorbei. Schon in dem Halbinselkrieg, ebenso 1815 war die Operationsfähigkeit des englischen Heeres eine sehr beschränkte, weil der ganze Heeres-Mechanismus große Märsche, rasche Operationen nicht vertrug. Das ist auch heutzutage noch der Fall im Vergleich mit den bezüglichen Leistungen der Truppen anderer Großmächte. Die allge-



Tropenrüstung      Paradeanzug  
Das Königs-Regiment in Liverpool.

mein anerkannte  
große Tapferkeit  
der englischen  
Offiziere und Sol-  
daten kann dieses  
so zu sagen, stra-  
tegische Manko  
nicht ausgleichen.  
Deshalb würde z.  
B. für Russland  
in Indien nach  
dem Ausbau der  
asiatischen Bahnen  
die englische Armee  
durchaus kein unüberwindlicher Gegner sein. Schon allein aus Gründen  
der numerischen Übermacht, mit welcher Russland dort militärisch auf-  
treten kann. Die englische Überlegenheit zur See kommt aber bei  
einem solchen Krieg nicht in Betracht. Aehnlich liegen auch die Ver-  
hältnisse für Russland bei kriegerischen Verwicklungen in Persien oder  
China, allerdings immer erst nach absehbarer Zeit.

Ein Staat aber, der Weltpolitik treibt, muß eben mit „absehbarer  
Zeit“ rechnen, und da erscheint es doch sehr fraglich, ob es England  
bei der gegenwärtigen Organisation seiner Wehrmacht möglich sein  
wird, ernsten militärischen Anforderungen einer vielleicht nahen Zu-  
kunft gewachsen zu sein. Vom militärisch-technischen Standpunkte aus  
jedenfalls nicht. Man hört das jenseits des Kanals nicht gern, weil  
dort Fragen der inneren Politik dabei mitsprechen. Aber eine unbe-  
fangene Beurtheilung der hier in Betracht kommenden militärischen  
Gesichtspunkte wird zu dem Schlusse führen müssen, daß Englands  
militärische Decke zu kurz ist für die Ansprüche der von ihm betriebenen  
auswärtigen Politik.

### Soldatenleben in Rhodesia.

Um den Lesern einen Begriff zu geben, nicht nur von dem  
der englischen Soldaten (Polizeisoldaten) in dem Bereich der Chartered  
Company, sondern auch von deren ganzem Treiben theilen wir  
aus der trefflichen, lebenswerten Erzählung „Ein Jahr in Rhodesia“  
des Herrn von Wernsdorff, der selbst in Südafrika war, einiges mit.  
Die lebhaftesten Ausführungen können das nicht ersetzen, was der Ver-



Englische Polizei-Soldaten.

fasser, der übrigens voller Achtung von den Briten spricht, dort selbst erlebt hat.

Von Werusdorff war als Polizeisoldat angeworben und stand unter Führung eines Kapitain Brabant etwa 24 Kilometer von Mashyngombe, dem mächtigsten Häuptling von Mashonaland. Zweck und Ziel der Truppe war, diesen Häuptling, von dem die Briten grausame Dinge berichteten, zu überwachen.

Da es während der Regenzeit unmöglich war, die Kraals zu stürmen oder einzunehmen, so beschränkten sich unsere Bemühungen darauf, durch immerwährende Patrouillen die feindliche Bevölkerung zu beunruhigen und am Säen ihrer Feldfrüchte, wie Mais, Erdnüsse u. s. w. zu hindern (wie human!). Die Patrouillen, bestehend aus 15 bis 25 Mann, von einem Offizier oder 2 Sergeanten geführt, hatten bei dem ununterbrochenen Regen mit großen Beschwerden und Entbehrung zu kämpfen.

Wir erhielten gewöhnlich Rationen für 4 Tage — oft aber wurden wir durch unvorhergesehene Hindernisse, Terrainchwierigkeiten, Ermüdung der Pferde u. s. w. 7 bis 8 Tage aufgehalten, dann war unsere Lage eine sehr bedrängte, und der Hunger oft sehr groß.

Wir fristeten unser Leben nur nothdürftig mit dem, was ein glücklicher Zufall uns finden ließ. Mitunter war es ein Vorrath Mehlis (Mais) oder Korn, in der Nähe eines Kraals, es wurde in kellerartigen Gruben, in der Erde verborgen, vorgefunden, und von uns im Kochgeschirr geröstet und dankbar verzehrt. Oder man fand als Delikatessen reife Kürbisse auf dem Felde. Einmal trafen wir auf einen strauchartigen Baum, der mit gelben Früchten, ähnlich den Apfelsinen, beladen war; in diesem unfruchtbaren Lande daß einzige Mal, daß ich erinnere einen fruchtragenden Strauch gesehen zu haben. Da wir sehr durstig und erschöpft waren, stürzten wir darauf los, in der Meinung, ein Labsal entdeckt zu haben. Die Früchte waren so hart, daß sie aufgeschlagen werden mußten und enthielten dann ein saftiges Fleisch und eine Masse von Kernen — der Geschmack war säuerlich.

Leider wurden wir für unsere Unvorsichtigkeit hart bestraft, denn wir bekamen bald darauf heftiges Leibgrimmen und es trat ein choleraartiger Zustand ein, der erst im Lager durch heiße Getränke be seitigt wurde. Vermuthlich sind also die Früchte, deren Namen ich nicht erfahren konnte, giftig gewesen.

Man kann sich vorstellen, daß bei einem solchen Leben in stetem Regen und Kampieren draußen unter freiem Himmel die Drillanzüge, die nie mehr trockneten, bald ganz unbrauchbar wurden und uns

geradezu vom Leibe fielen. So blieb man auf die wenigen eigenen Sachen beschränkt, die man sich mitgenommen hatte. Die guten Tuchuniformen hatten wir leider im Hauptquartier zurücklassen müssen.

Unter diesen Umständen konnte es nicht Wunder nehmen, wenn der große Raum des Lazareths sich immer mehr mit Kranken füllte, die auf Decken an der Erde lagen, ihren gerollten alten Rock unter dem Kopfe und mit einer Decke bedeckt. Je länger der Regen anhielt, desto mehr Feuchtigkeit zog der Sandboden ein, und ein pestartiger Geruch von den Ausleerungen der Kranken, die zu schwach waren, um sich von der Stelle zu rühren, erfüllte diesen schrecklichen Aufenthaltsort, der nicht einmal Fenster, sondern nur einige Lufthöcher hatte, sodaß man beim Eintritt sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen mußte, um etwas sehen zu können.

Keine freundliche Hand linderte die Leiden der armen Kranken oder bot ihnen in ihrer furchterlichen Fieberhitze auch nur einen Trunk Wasser, wenn sie nicht gegenseitig sich solche Hülfe noch leisten konnten. Und — obgleich es schrecklich ist auszusprechen — die Kranken wälzten sich tatsächlich in ihrem eigenen Thoß! Ein sogenannter Feldchirurgus befand sich im Lager, aber abgesehen von der ärztlichen Weisheit fehlte ihm auch die ärztliche Theilnahme und Menschenliebe. Von Medizin gab es nur Chinin und Brandy, keinerlei Stärkungsmittel für die wenigen Recovalescenten, die, wenn sie das Fieber verließ, kaum noch auf ihren Beinen stehen konnten.

Alle Bitten um Sendungen an die Hauptverwaltungen waren vergebens — ob Gleichgültigkeit, Verkehrs Schwierigkeiten oder andere Gründe vorlagen, darüber will ich nicht urtheilen — ich erzähle nur die wahrheitsgetreuen Thatsachen. Derartige klägliche Zustände, wie ich sie eben geschildert, trafen verhältnismäßig die Offiziere ebenso hart als die Truppe. Ich kann übrigens den englischen Offizieren nur die höchste Anerkennung zollen; es lag nicht in ihrer Macht, die Verhältnisse zu ändern, unter denen sie selbst litten. Ihrer Truppe gaben sie stets das Beispiel opferwilligen Muthe und größter Pflichterfüllung. Für solche Uebelstände konnte nur die Verwaltung der Chartered-Company verantwortlich gemacht werden.

Obgleich mein Gott sei Dank, kräftiger und gesunder Körper sich lange gegen die Krankheit sträubte und ich verschiedene kleine Fieberanfälle unbeachtet ließ, erlag ich doch schließlich der ganzen Macht der türkischen Malaria und kam in das oben beschriebene Quartier, wo bereits fünfundzwanzig Leidensgefährten lagen, neben mir ein deutscher lieber Kamerad, ein schöner junger Mann von fünf-

undzwanzig Jahren, auch aus guter Familie. Dieser war schon aus Fort Mandora, nach der Prophetin so benannt, hierher geschickt worden und hatte dort wohl noch schlimmere Zeiten verlebt als wir hier.

Trotzdem ich selbst schwach und elend war, half ich meinem Nachbar und Landsmann auf jede nur mögliche Weise. In seinen Fieberphantasien sprach er viel von seinem Elternhause, besonders von seiner Mutter, was ich so recht mit ihm empfinden konnte, denn auch meine Gedanken weilten in der Heimath, und es beschlich mich mittunter ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit und traurigen Zweifels, ob ich die Lieben wohl noch je einmal wiedersehen würde.

Mein armer Kamerad hatte allen Muth verloren, er lag meistens apathisch da und ergab sich dumpf in sein Schicksal.

Auch ich war meistens fast bestimmungslos und kaum im Stande zu denken, theils durch Fieber, theils durch zu starken Chiningeruß, denn dieses Medikament wurde nicht nach Gewicht, sondern Theelöffelweise eingegeben.

Da war es mir dann eine Wohlthat, und ich erkannte es dankbar an, daß ein kleiner schwarzer Junge, Banyese mit Namen, mit dem ich öfters mein lärgliches Mahl geheilt und der sich sehr an mich angeschlossen hatte, mich mehrmals am Tage besuchte, Wasser



Antreten der Besatzung eines Forts in Rhodesia.



Natal-Polizeisoldaten rücken zum Gefecht vor.

brachte und mit einigen anderen Jungen den Raum reinigte und den Unrat weg schaffte.

Mit seiner Hülfe wusch und reinigte ich auch den kranken Kameraden an meiner Seite. Leider erlag derselbe aber schon nach zehn Tagen seinen Leiden, wie viele vor ihm.

Sein Ende war so sanft, daß ich es gar nicht wahrgenommen hatte und erst am andern Morgen sah, daß er gestorben sei. Nachdem der Tod festgestellt war, wurde der Leichnam in die rothe wollene Decke seines Lagers eingenäht und in ein von Schwarzen gegrabenes Grab gesenkt. Ein Offizier sprach das Vaterunser, und über dem geschlossenen Grabe wurden 3 Salven abgegeben. Alle Kameraden, die sich noch schleppen konnten, folgten dem Buge; ich selbst war leider so elend, daß ich es nicht vermochte.

Die Sterblichkeit nahm immer mehr zu, täglich wiederholten sich dieselben traurigen Scenen, die ich schließlich nur noch ganz stumpf und mit halbem Bewußtsein wahrnahm.

Sechs Wochen ungefähr brachte ich an diesem unheimlichen Orte zu, da siegte doch meine gute Körperkonstitution — das Fieber verließ mich zeitweise, und zitternd vor Schwäche bezog ich mein Zelt, ohne auch nur die geringste Stärkung zu erhalten, außer reichlichem Cape-Brandy und der täglichen Ration. Trotzdem erholte und kräftigte ich mich allmählich in der frischen Luft, besonders da es nicht so anhaltend mehr regnete und man einmal wieder ein Sonnenbad nehmen konnte.

Ungebrigen erfuhr ich jetzt, daß unser Major Hopper nun auch erkrankt sei und das Klimafieber sich bei ihm in Gestalt von Geschwüren zeigte, die sehr schmerhaft waren. Er wurde von seinen weißen Dienern gepflegt und zwar in seinem Zelt, ohne jede Bequemlichkeit. — Später wurde er nach dem Hauptquartier überführt.

So folgten nach der Reihe alle unsere Offiziere, außer Kapitän Brabant, der schon lange im Lande lebte und sich als Klimafest erwies.

Naum war ich soweit hergestellt, daß ich als gesund gelten konnte, als ich nebst einer Anzahl anderer Troopers den Befehl erhielt, nach Fort Martin, zwölf englische Meilen von Hartley Hill entfernt, überzusiedeln. Wir wurden unter dem Befehl eines Serganten auf Wagen dorthin transportirt, denn unsere armen Gäule waren ebenfalls längst dem mörderischen Klima erlegen, dasselbe ist für Pferde noch verhängnisvoller als für die Menschen.

Eines lieben und braven Kameraden muß ich hier noch Erwähnung thun. O'Kalligham mit Namen, ein Iränder, der schon im Lazareth

mein Gefährte war und jederzeit Freud und Leid mit mir theilte. Er war auch mit bei dem Kommando.

Fort Martin wurde von Kapitän Nesbit kommandiert, ihm zur Seite stand Lieutenant Griffith. Kapitän Brabant mit 15 Schwarzen siedelte ebenfalls dorthin über.

Fort Martin besteht aus zwei dicht nebeneinander liegenden Felsmassen, oben ganz abgeflacht, wie durchgesägt, zweihundert Fuß hoch und etwa dreißig Meter lang, fünfzig Meter breit. Diese Felsen waren durch schmale Nebengänge von Planken mit einander verbunden. An der vorderen Seite der Felsmasse, die nicht ganz so steil niederfiel, war eine Treppe roh in den Stein gehauen und mit Geländer versehen, nämlich ein Seil, das durch eingerammte, oben durchlöcherte Eisenstäbe gezogen war. Diese Treppe bildete den einzigen Aus- und Eingang, auch für die Schwarzen, die den hinteren Felsen bewohnten. Mit unsagbarer Mühe und Arbeit war durch Heraufwinden von Steinblöcken am Rande der Plattform eine Mauer errichtet, etwa sechs Fuß hoch und mit Schießscharten versehen. Oben darauf lagen schwere Sandsäcke. Der Ausblick von hier oben in die wilde, eintönige Natur stimmte geradezu melancholisch. Das Fort lag den Befestigungen des Chief Mashyngombe gerade gegenüber, etwa achthundert Meter Luftlinie. Die Wohnungen von Offizieren und Mannschaften bestanden in nothdürftig hergerichteten Zelten. Der Boden auf der Plattform war mit losem Geröll und Staub bedeckt, welcher bei dem oft herrschenden starken Winde umherslog, alles durchdrang und sich überall festsetzte. Um Wasser zu erlangen, mußte man erst die Felsentreppe herunter und dann eine Viertelstunde durch dichtes Geäule gehen, wo sich im Busch zwei Wasserpfannen befanden, nicht frische Quellen, sondern übelriechendes gesammeltes Regenwasser. Es waren jedesmal zwei Mann zum Wasserschöpfen kommandiert, von denen einer schoß, während der andere schöpfte, weil wir von der gegenüberliegenden Mashyngombe-Befestigung ebenfalls Schüsse erhielten.

Die Unreinlichkeit, welche in diesem Felseneste herrschte, spottet jeder Beschreibung! Von Waschen war keine Rede, Staub und Ungeziefer setzte sich wie eine dicke Kruste an den Kleidern fest, und wir konnten dieselben nur durch Abschaben mit einem Messer reinigen. — Man war dankbar, wenn man das nötige Wasser hatte, um sein Gebäck anzurühren und Kaffee oder Suppe zu kochen.

Die Kranken waren hier noch schlimmer daran als in Hartley Hill, dazu gesellte sich dem Fieber noch die Blutruhr, eine Folge des faulenden Wassers.



Befestigungsarbeiten mit Sandsäcken.

Einen Arzt gab es hier nicht, da derselbe, bevor wir ankamen, von der Felsenstreppe gestürzt war und sich das Genick gebrochen hatte.

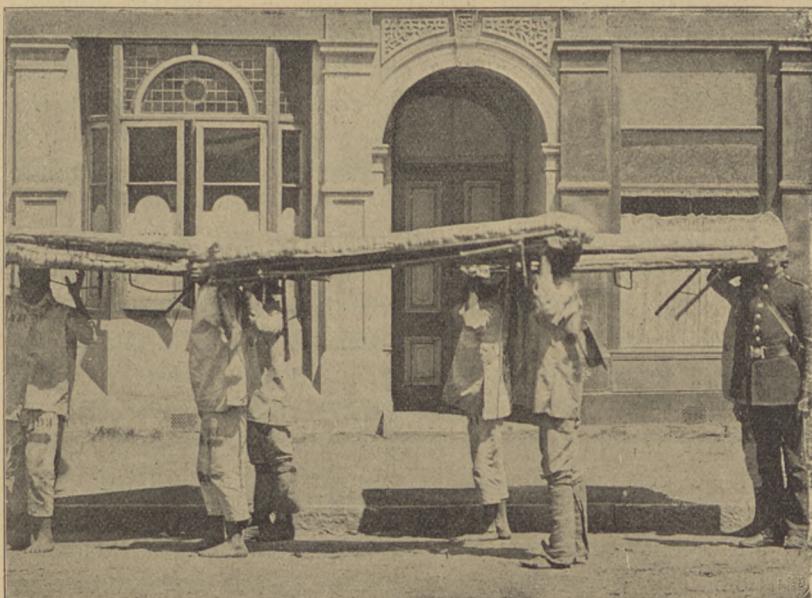
Jeder, der sich noch einigermaßen auf den Beinen halten konnte, musste, um seine Bedürfnisse zu verrichten, die Treppe hinunter, was bei Nacht geradezu lebensgefährlich war.

Ich erlebte hier zweimal starke Gewitter, die in den Tropen mit so furchtbarer Heftigkeit auftreten, wie man es sich bei uns zu Lande garnicht vorzustellen vermag. Die Blitze gehen nicht in Bickzacklinien, sondern es ist als ob der ganze Himmel, der ein bleigraues Aussehen hat, sich öffne und Feuerflammen ausspeie. — Ebenso gewaltig und nervenerschütternd ist der Donner, besonders im Gebirge, wo ihm ein nimmer endenwollendes Echo folgt. Der Regen, der meist solch ein Gewitter begleitet, gleicht einer Sturmflut und stürzt als Wasserfall von den Felsen nieder, alles mit sich führend, was nicht niet- und nagelfest ist.

Nach einer Stunde war gewöhnlich alles vorüber, aber Menschen und Zelte völlig durchweicht, letztere zum Teil umgerissen oder auch weggeschwemmt.

Als ich nach Fort Martin kam, fühlte ich mich noch recht matt und elend von der eben überstandenen schweren Krankheit, und meinem Körper fehlte noch alle Widerstandskraft. Deshalb kehrte auch schon in der zweiten Woche meines Aufenthalts auf dem Felsen das Fieber,

verbunden mit Blutruhr, zurück. Ebenso ging es auch meinem Freunde O'Halligham und noch mehreren anderen. — Einige Tage noch lagen wir in dem lazarethartigen Staube, nur von einem Zeltdach überspannt, auf der Erde, halb bestimmungslos, von Schmerzen und Ungeziefer gepeinigt, bis endlich der Kommandant die Notwendigkeit einsah, nur die Schwarzen dort zurückzulassen und sämtliche Kranke nach Hartley Hill zurück zu transportiren. Mittlerweile war fast die ganze weiße Besatzung erkrankt.



Requirirung von Betten für ein fliegendes Bazareth.

Nachdem wir in Hartley Hill wiederum 6 Tage gelegen hatten und verschiedene Kameraden der Krankheit zum Opfer gefallen waren, wurden wir endlich in einem Krankenwagen, der von Salisbury geschickt wurde, nach dem Hauptquartier überführt.

Von dieser Reise nach dem Hauptquartier weiß ich nur wenig, da ich vollständig gleichgültig gegen meine Umgebung war und bestimmungslos ins Hospital getragen wurde. Es ist mir später gesagt worden, daß der Arzt mir höchstens noch einen Tag Lebensfrist zumuthete. Aber Gott hatte es anders mit mir beschlossen.

Unter den gütigen Händen der dortigen Krankenschwestern gesundeten fast alle, die halbtodt und voll Schmutz und Ungeziefer dort ankamen. Den sämtlichen Kranke wurden als erstes die üblichen schwitz-

treibenden Mittel eingegeben, eine Pferdekur zwar, aber fast alle machten es durch und waren somit ihr Fieber los.

Ich soll so stark geschwächt haben, daß die Feuchtigkeit durch die Matratzen sickerte, das wurde mir später erzählt, ich selbst weiß nichts davon.

Am anderen Morgen erwachte ich in einem reinlichen, schönen Bett, gebadet und mit einem sauberem Hemd bekleidet, und fühlte mich unsagbar wohl, aber so schwach, daß ich kaum sprechen konnte.

Die Verpflegung war hier vorzüglich. — Kräftige Suppen, Braten, Puddings, starke Weine, sogar Champagner wurde den Kranken verabreicht, und alle wurden von den Schwestern mit gleicher Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich muß noch erwähnen, daß das Hospital nicht etwa der Chartered-Company gehörte, sondern den acht Schwestern, welche ihr Vermögen zu einem solchen Werk christlicher Menschenliebe verwendet hatten! —

Ich lag mit noch 15 Mann, darunter mein Freund O'Kalligham, in einem lustigen hohen Zimmer mit gewölbter Decke. Auf einem Tischchen neben dem Bett stand stets ein Glas frisches Wasser, Soda-wasser und Limonade. Jeden Tag besuchten uns die Geistlichen der verschiedenen Kirchen, und es wurde uns viel Theilnahme entgegengebracht. Besonders der katholische Vater Ignaz saß stundenlang an meinem Bett, schien großes Interesse an meinen Schicksalen zu nehmen und ließ sich von mir alle meine Familienverhältnisse erzählen.

Auch brachten uns die Geistlichen reichlich englische Lektüre mit. Wer den Wunsch hatte, dem lasen die Schwestern ohne Unterschied der Konfession, eine kurze Andacht vor. Sie gehörten dem Orden vom „Herzen Jesu“ an und waren nicht nur englische, sondern auch irische und deutsche Schwestern. Ich brachte einen Theil des März und den ganzen April in dieser guten Pflege zu. Der Arzt kam täglich zweimal und die Convalescenten wurden zunächst auf langen, bequemen Stühlen in der Veranda untergebracht, wo sie tagsüber in der Sonne lagen, die mittlerweile wieder ihr Antlitz zeigte.

Anfang Mai fühlten sich die meisten so kräftig, daß sie aus dem Hospital entlassen werden konnten und ihr altes Quartier im Lager bezogen. Das Fieber kehrte allerdings noch immer für Tage oder auch nur für Stunden zurück, war aber schnell durch etwas Chinin zu bannen.

Unsere Kleider, mit denen wir ins Lazareth eingeliefert worden waren, und die nur noch aus Lumpen bestanden, mußten verbrannt werden, so daß wir bei der Entlassung neu eingekleidet wurden — aber — auf unsere Kosten!

Es wird jeder für eine unerhörte Zumuthung halten, Sachen, die im schwersten Dienst verbraucht sind, selbst ersezzen zu müssen, und man darf sich nicht wundern, wenn hierüber allgemeines Murren entstand und einige sich sogar zu offenem Schimpfen hinreißen ließen, wofür ihnen obendrein noch eine Strafe zu Theil wurde.

Uns kosteten die Kleider fünf bis sechs Pfund Sterling, die uns von der Löhnnung abgezogen wurden.

Während wir uns im Hauptquartier aufhielten, war unsere Verpflegung eine viel bessere. Wir erhielten täglich ein Pfund Brot und frisches gekochtes Fleisch und fühlten uns recht zufrieden nach all den überstandenen Leiden.

Plötzlich fiel in unser ruhiges Leben im Zeltlager die Nachricht wie ein Blitzstrahl (es war Mitte Mai), daß wir uns in wenigen Stunden marschfertig zu machen hätten. —

Wir haben diese Ausführungen des Herrn von Wernsdorff so ausführlich mitgetheilt, weil die englischen illustrierten Zeitungen einen wahren Überfluß von liebevoller Lazareth-Behandlung, pomposer Verpflegung und heiterer Erholungsstündchen der ausgesandten Soldaten ihren Landsleuten in Bild und Wort auftischen. Wir erhalten aus den vorhergehenden Ausführungen ein Bild, wie schlimm es da unten schon in Friedenszeiten aussieht; allmählich werden auch Nachrichten kommen, was jetzt in Kriegszeiten die englischen Soldaten erleiden.

### Die Freiwilligen der Kolonien.

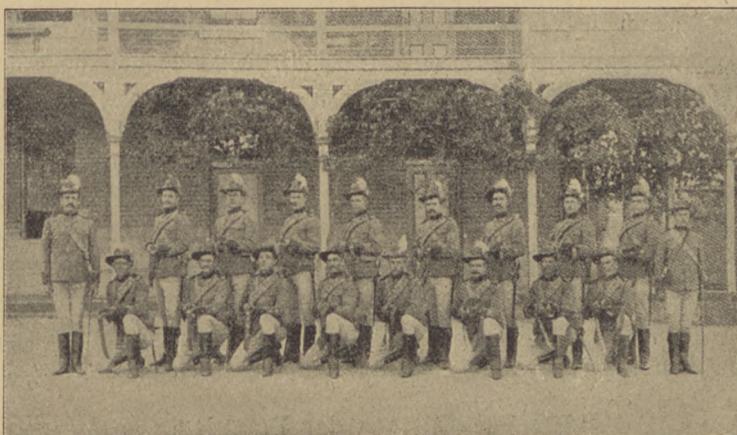
Die englische Presse war voll des Enthusiasmus über die Meldung einiger tausend Volunteers aus den Kolonien von Kanada und Australien. Was letztere anbetrifft, so gibt ein solcher Freiwilliger Herr Schmidt aus Paris in der „Woche“ ein ergötzliches Bild der militärischen Ausbildung eines solchen braven Kriegers. Auf das Drängen seines deutschen Landsmannes, eines Serganten, läßt er sich in das Korps in Townsville einer Stadt in Nord-Australien einstellen. Er erzählt:

Mein Landsmann, der Sergeant, nahm mich eines Abends mit zum Arsenal, wo er mich dem Feldwebel vorstellte. Dieser Feldwebel war in ganz Townsville, wo es eine Kompanie Infanterie, eine Batterie Artillerie und eine Abtheilung Kavallerie gab, der einzige professionelle Soldat. Alle anderen, Offiziere und Mannschaften, waren Privatleute, die sich mit dem Soldatenpiel amüsirten, wie man sich in Deutschland in Ruder-, Schützen- oder Turnvereinen zu amüsiren pflegt.

Der Feldwebel aber war der Mann, der die ganze militärische Maschinerie leitete und im Gang erhielt. Er führte die sämmtlichen

Bücher, bildete die Nekruten aus und wohnte allen Übungen bei, um mit seiner sachverständigen Unterstützung den häufig schwer bedrängten Offizieren aus der Patsche zu helfen.

Am liebsten wäre ich zu der Marineartillerie gegangen, deren Mitglieder wunderschöne Matrosenanzüge trugen und mit langen breiten Schwertern bewaffnet waren. Mein Bekannter aber war Sergeant in der Infanterie und brachte mich somit zu seiner Waffengattung. Der Feldwebel betrachtete meine langen schlanken Gliedmaßen mit Wohlgefallen, trug meinen Namen, Stand, Alter und Herkunft in ein Buch ein, las mir mit murmelnder und eintöniger Stimme etwas vor und



Freiwilligen-Truppe aus Queensland.

sagte dann: „Kiss the book,“ indem er auf eine vor mir liegende aufgeschlagene Bibel zeigte. Ich nahm das Buch und berührte es mit den Lippen und hatte damit der Königin von Großbritannien und Irland für drei Jahre den militärischen Treueid geleistet.

Dann wurde ein bisschen exerzirt, rechtsum, linksum und fehrt gemacht, und da ich diese Übungen sofort mit großer Präzision ausführen konnte, während meine schon länger übenden Mitrekruten sich etwas steif zeigten, war der Feldwebel höchst zufrieden mit meinen Leistungen und sagte anerkennend: „Ein Deutscher ist ein geborener Soldat.“

Nachdem wir eine Stunde geübt hatten, wurde ich eingekleidet, und hier zeigte sich mein Feldwebel beinahe neidisch, weil meine langen und dünnen Beine trefflicher in die Hosen der Königin von England passten als seine eigenen. Die Hosen waren, wie die der preußischen

Infanterie, schwarz mit einem rothen Streifen. Außerdem erhielt ich einen im brennendsten Feuerroth leuchtenden prächtigen Rock, einen für die heiße Jahreszeit bestimmten weißen Rock, einen wunderschönen weißen Tropenhelm mit einer Messingspitze, eine Art schottischer Mütze von dunkelblauer Farbe, woran hinten zwei Bänder flatterten, einen Leinwandsack, den man an einem Band über die Schultern tragen konnte, eine auf gleiche Weise getragene hölzerne Wasserflasche, einen weißen Gürtel mit mächtiger Schnalle, zwei an diesem Gürtel befestigte Patronentaschen, ein Gewehr und ein Bajonett. Eigentlich hätte ich zwei Gürtel bekommen sollen: einen schwarzen für den rothen Winterrock und einen weißen für den Sommer. Aber die schwarzen Gürtel waren ausgegangen, und so mußte ich mich mit dem weißen begnügen, den ich zu beiden Röcken anlegte. Zuerst war mir das ein bisschen unangenehm, aber als ich sah, daß ein Soldat im rothen, der andere im weißen Rock, einer im Helm, der andere in der Mütze, einer mit Flasche und Sack, der andere ohne diese Utensilien zur Übung erschien, nahm auch ich es nicht mehr so genau. Die Mütze, die ich beim Ankleiden hübsch gerade auf den Kopf gesetzt hatte, drückte mir der Feldwebel alsbald mit bei den Händen so auf das linke Ohr, daß die ganze rechte Hälfte des Kopfes unbedeckt blieb, und sagte dazu: „So trägt ein britischer Soldat die Mütze!“

Das Gewehr war ein „Martini Henry Rifle“, eine ganz gute Büchse, und wie ich nachher erfuhr, traten in Townsville eine ganze Menge Leute nur deshalb in die Scharen der Volunteers ein, um auf diese Weise umsonst zu einem guten Gewehr zu kommen, womit sie dann auf die Jagd nach Känguruhs und Wallabys gingen.

Das Seitengewehr war ein hösartiges, spitzes, dreikantiges Ding, womit man einem Feinde schon ganz gefährliche Löcher in die Haut



machen konnte. Als ich meine Uniform angelegt, die Mütze aufgesetzt, Flasche und Sack umgehängt und das Bajonett umgeschnallt hatte, packte ich meine seben abgelegten Kleider sowie den Sommerrock und den Helm zu einem Bündel zusammen, schulterte mein Gewehr und schlepppte alles mit mir nach Hause.

Damit war ich ein wohlbestallter Volunteer geworden und zog jetzt zweimal wöchentlich auf den Exerzierplatz, um mit meinen Kameraden zu üben. Als ich vier- oder fünfmal gekommen war, konnte ich bereits „kehren“ und „schwenken“, das Bajonett aus der Scheide ziehen und aufpflanzen, das Gewehr schultern, präsentieren, bei Fuß setzen, laden, abschießen — kurz, ich war ein vollständig eingebüßter alter Soldat.

Die Übungen fanden abends von acht bis zehn Uhr statt; am Tage waren wir alle in unsern verschiedenen Berufen beschäftigt. Obgleich meine Kompagnie aus einigen achtzig Mann bestand, waren doch selten mehr als fünfzehn oder zwanzig zugegen. Über dreißig Mann hinaus haben wir es, solange ich dabei war, an keinem einzigen Abend gebracht. Dagegen passierte es mitunter, daß außer dem Hauptmann, den beiden Leutnants, dem Feldwebel und den zwei oder drei Sergeanten nur zwei oder drei Gemeine zur Stelle waren, und einmal war ich als der einzige gemeine Soldat erschienen. In solchen Fällen pflegte der Hauptmann zu sagen: „Na, es ist heute Abend nicht der Mühe werth zu üben. Wir wollen lieber eins trinken.“ Damit führte er uns in die nächste Bar und bezahlte eine „Runde“. Im Privatleben war dieser wackere Mann Direktor einer Bank, und die beiden Leutnants waren junge Kaufleute.

Selbstverständlich putzten wir unsere Sachen mitunter — aber nicht häufig oder gar regelmäßig. Das machte jeder, wie es ihm gerade paßte. Der Hauptmann verstieß sich höchstens zu einer leisen Vermahnung: „Ich sehe da manche Gewehre, die nicht ganz sauber sind. Ihr solltet doch die Sachen von Zeit zu Zeit reinigen, sonst verrostet sie am Ende.“ Oder er sagte, wenn die halb in rothen, halb in weißen Röcken, halb mit schwarzen, halb mit weißen Gürteln, halb mit Helmen und halb mit Mützen und theilweise sogar ohne Gewehr erschienene Schaar gar zu buntscheckig aussah: „Es wäre doch besser, wenn ihr alle entweder den rothen oder den weißen Rock, entweder den Helm oder die Mütze u. s. w. trüget. Die Kompagnie sähe dann einheitlicher aus. Es ist jetzt ziemlich heiß, also kommt am nächsten Exerzierabend im Sommeranzug.“

Natürlich richtete sich kein Mensch nach diesen Wünschen, denn die weißen Röcke wurden leicht schmutzig und mußten dann zur

Wässcherin gebracht werden, so daß während dieser Zeit der rothe Rock herhalten mußte.

Am schmutzigsten wurden unsere Sachen, wenn wir zum Skirmishing (Scharmützeln) vor die Stadt zogen. Da man sich aber bei dieser Übung ganz herrlich amüsierte, indem sie viel Ähnlichkeit mit dem in der Jugend im Wald geübten Räuberspiel hatte, so erschienen wir dazu stets ungewöhnlich zahlreich, manchmal nahezu dreißig Mann stark, so daß wir bequem in zwei Heerhaufen eingetheilt werden konnten.

Dieses Scharmützeln war wunderschön, und ich freue mich heute noch, wenn ich an den Spaß denke. Die „alten Soldaten“ kamen überhaupt nicht mehr zum gewöhnlichen Exerzieren, stellten sich aber immer ziemlich zahlreich zu den Scharmützelabenden ein. Dies begann mit der üblichen Versammlung auf dem Übungsort, wo der Feldwebel die Namen verlas und die Anwesenden aufschrieb. Das Aufschreiben war nicht zwecklos. Denn für dieses Soldatenpiel wurden die Volunteers bezahlt, und zwar erhielten sie für den Abend andertthalb Schillinge, gleich 1,50 Mark. Da dieses Geld jedoch nur einmal jährlich ausgezahlt wurde und ich den Spaß nur knapp sechs Monate lang mitmachte, habe ich niemals Löhning erhalten. Wahrscheinlich steckte der Feldwebel das Geld in seine Tasche.

Nachdem die Stärke der Mannschaften festgestellt war, wurden Patronen vertheilt; jeder Soldat erhielt dreißig oder vierzig, und dann ging es hinaus vor die Stadt, wo sich im Mondschein — denn nur, wenn Frau Luna uns leuchtete, konnten wir uns das Vergnügen eines Scharmützels gestatten — die unbewohnte und unbebaute Buschebene ausdehnte.

Hier wurden wir abgetheilt: der Hauptmann befehligte den einen Haufen, der andere wurde dem ältesten Leutnant unterstellt. Der zweite Leutnant blieb bei dem Hauptmann, während der Feldwebel den ersten Leutnant unterstützte.

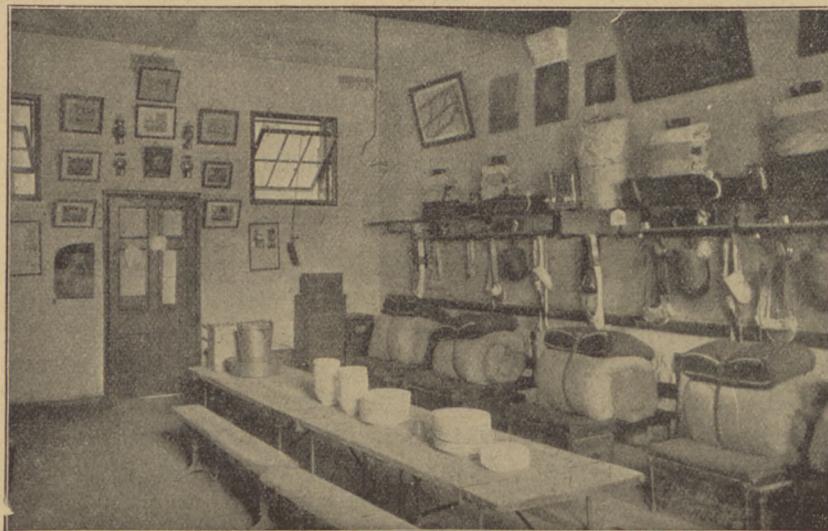
War dies geschehen, so ging das Vergnügen los: wie Indianer schlichen wir durch die mit niedrigem Buschwerk bestandene Ebene, bald auf dem Bauche durch das hohe Gras kriechend, bald hinter Büschen oder Erdhaufen Deckung suchend. Sowie man eines Feindes ansichtig wurde, ging das Kanonen los. Der Feind machte es genau so wie wir. Die Taktik bestand darin, daß man eine Salve abgab und die dadurch in den feindlichen Reihen entstandene Verwirrung zum Aufspringen und Vorlaufen benutzte, wo man sich wieder in möglichst gedeckter Stellung zu Bodenwarf, um nun die Salve und das Aufspringen des Feindes abzuwarten.

In dieser lustigen Weise tummelten wir uns so lange herum, bis alle Patronen verschossen waren. Zum Schluß kam dann der Bajonettangriff, wobei wir wütend auf einander losstürzten, aber rechtzeitig das Bajonett hochnahmen und Halt machten, so daß wir einander kein Leid zufügen konnten. War das alles geschehen, so führte uns der Hauptmann in das nächste Wirthshaus und bezahlte die übliche Runde.

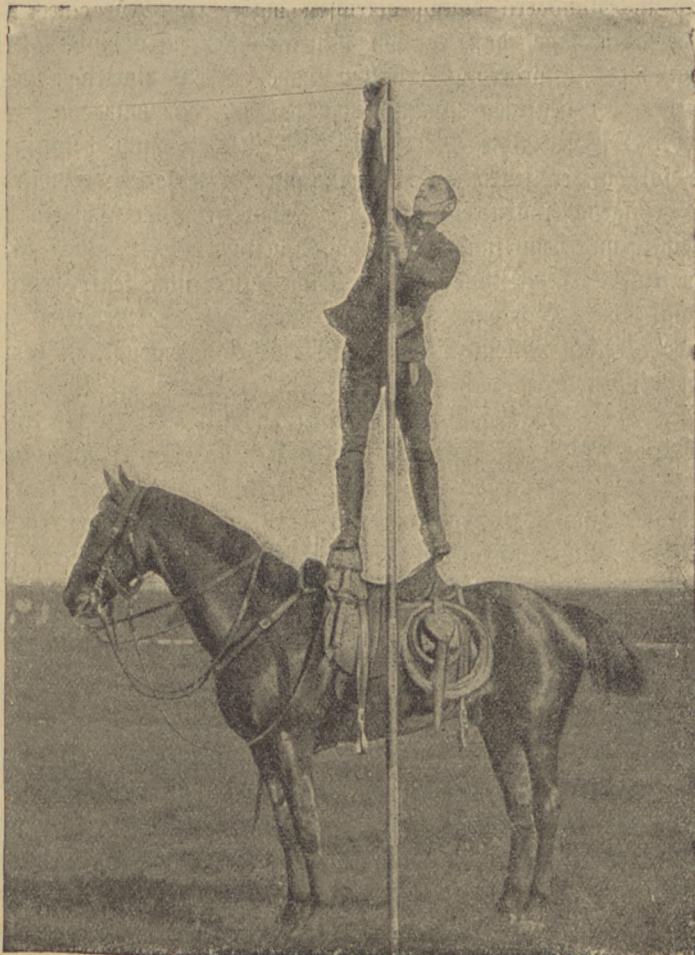
#### Gesammtbild.

Das Gesammtbild der englischen Armee zeigt ein tüchtiges, tapferes Offizierkorps, das jedoch ohne inneren Verband mit den Mannschaften sich befindet, das überdies durch die leichten Erfolge in den Kolonien zu einer Mißachtung der Gegner verleitet wurde und sich zu Maßregeln angeregt sah, die sich in diesem Kriege oft und schwer rächen sollten.

Eine Mannschaft, die zum größten Theile aus kräftigen Leuten bestehend, doch von einer Menge zu junger Rekruten untermischt war. Überdies rekrutirt sich der Ersatz, wie wir sahen, aus Schichten der Bevölkerung, die überaus minderwertig sind. Auch ist die Ausbildung der Leute theils dem leichten Dienste in den Kolonien angepaßt, theils auf Friedensmanöver, die mehr für das Auge, als für den Ernst des Krieges bestimmt sind, gedrillt, wie der englische Ausdruck für das Exerzieren noch heute ist.



Mannschaftsstube in einer englischen Kaserne.



Englische Genietruppen legen einen Feldtelegraphen.

Wer mit Soldatenauge die englische Armee hat exerziren sehen, kann nur sagen, daß wie erörtert, die Ausbildung zur Parade und zum Liniengefecht von Waterloos Zeiten vorzüglich ist, daß aber die ganzen Manöver der Volunteers bei Aldershot vielfach Spielereien sind, die für den Ernstfall wenig nützen. Der englischen Armee fehlt der Ernst gründlichen Wissens, gründlicher Ausbildung, gründlichen Studiums.

Was letzteres anbetrifft, so ist einem nahen Freunde des Verfassers folgende amüsante Geschichte begegnet, die charakteristisch ist. Ein in Berlin wohnender Reporter eines englischen Blattes, den mein

Freund in Manövern häufig getroffen hatte, frug ihn eines Tages, was er dazu sage, daß er von dem größten militärischen Klub in London die Aufforderung erhalten habe, einen Vortrag über die Bedeutung der heutigen Kavallerie zu halten? Er würde absagen, da er weder Offizier noch Soldat sei! Meinen Freund belustigte die Sache so, daß er jenem Herrn rieth, nur ja zu sagen; er würde ihn schon genügend instruiren. In der That setzte er sich ein halbes Stündchen mit dem jungen Engländer in ein Café, ging mit ihm binnen eines Viertelstündchen die Sache durch und jener reiste ganz befriedigt ab. Nach einigen Wochen überreichte der Reporter meinem Freunde herzlich dankend ein englisches Militär-Journal, in dem nicht nur bestätigt wurde, daß dieser Herr den Vortrag gehalten, sondern auch den Dank der Gesellschaft für den hochinteressanten Vortrag aus dem Munde des Generalfeldmarschall Lord Wolseley erfahren habe. —

So rückte denn der englische Soldat aus: Zwar vorzüglich ausgebildet zum Drill, aber in veralteter Taktik; wenig geübt im Reiten, und Schießen. So gut wie gar nicht geleitet in dem Felddienste, bewaffnet mit überlebten Gewehren und Geschüzen; letztere von allerlei gemischten Kalibern. Er wurde sogar mit dem rauhenden Schießpulver ins Feld geschickt.

Hätte eine Armee-Verwaltung, die einer Waffenmacht mit allgemeiner Wehrpflicht vorsteht, ihre Truppen so vernachlässigt ausmarschieren lassen, ein Sturm der Entrüstung hätte sich mit Recht erhoben. In Großbritannien urtheilt man milder, weil das Heer angeworben ist und für den Dienst bezahlt wird.

Nur in einem Stück ist die britische Armee der der Buren entschieden überlegen, das ist, daß sie in wenn auch mangelhafter Friedensausbildung gelernt hat, Truppen in größeren Verbänden einheitlich zu führen und dadurch befähigt ist, was den Buren abgeht, eine Offensive durchzuführen! Dieser Vortheil sollte sich im Laufe des interessanten Krieges wiederholt in hellem Lichte zeigen.

### Truppen-Eintheilung am Kap.

Ohne uns auf ermüdende Einzelzahlen einzulassen, folgen wir in Bezug auf den Bestand der Truppen im Kapland den Darlegungen des Militär-Wochenblattes, fügen aber gleichwohl eine Truppen-Eintheilung, wie solche offiziell in Großbritannien aufgestellt worden ist, zur näheren Einsicht bei.

Das genannte Blatt berechnete Mitte Oktober die Truppen folgendermaßen:

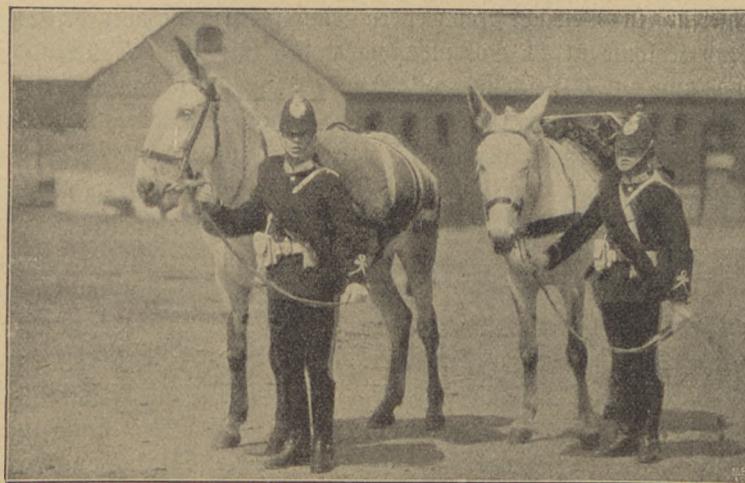
In Kapland und Natal waren bis jetzt 10000 Mann reguläre englische Truppen versammelt, die in den letzten Tagen durch die guten und kriegsbereiten indischen Kräfte auf 15000 Mann verstärkt sein werden, während gegen Ende November 42000 Mann für wirkliche Operationen in Südafrika in Rechnung gestellt werden dürfen. Hierzu kommt nun allerdings noch eine voraussichtlich ziemlich beträchtliche Zahl von in Afrika selbst ausgehobenen und dort formirten Kräften. Zunächst ist es in der Befugniß des Gouverneurs der Kap-Kolonie, alle dienstpflichtigen Leute im Alter von 18 bis 50 Jahren zum Kriegsdienst einzuberufen, was bei einer Bevölkerung von 154000 Briten im günstigsten Falle 15000 Mann waffenfähiger Leute ergeben könnte. Der beste Theil der hierfür in Betracht kommenden Mannschaften ist aber bereits in der Kap-Kolonie in 41 Volunteerkompagnien mit einem Sollstand von 5000 Mann und 6 Geschützen militärisch organisiert, die von obiger Zahl daher in Abzug zu bringen wären. Außerdem bestehen in der Kap-Kolonie wie in Natal noch eine ständige Miliz in der Stärke von 16000 Mann und 4 Geschützen, dann berittene Polizeitruppen, sowie in Kapstadt eine besondere Garnisonartillerie mit Pionierformationen; ähnliche Lokaltruppen befinden sich in Betschuanaland. Endlich sind schon seit Monaten über 50 britische Offiziere nach Afrika entsendet, um in den weiten Gebieten von Britisch-Betschuanaland und Rhodesia Truppenkorps, namentlich berittene Infanterie, anzuwerben, zu welchen — trotz der Erklärung Balfours im Unterhause, nur Weise im Kampfe gegen die Buren verwenden zu wollen — bedauerlicherweise heute schon Farbige angenommen werden. Rechnet man schließlich noch auf australische und kanadische Freiwillige mit einem Höchstbetrage von etwa . . . . . 5000 Mann, so ergiebt sich die nachfolgende Stärkeberechnung als Annäherungswert für die britischen Streitkräfte Mitte oder Ende November:

Britische reguläre Truppen . . . . .	42 000	=
Ständige Miliz der Kap-Kolonie . . . . .	1 600	=
41 Volunteerkompagnien . . . . .	5 200	=
Ergänzung derselben auf besonderen Befehl . .	10 000	=
Freiwillige aus Rhodesia und Betschuanaland	4 000	=
Lokaltruppen von Natal und Betschuanaland und Anwerbungen unter den Uitlanders in Transvaal . . . . .	3 000	=

zusammen 70 800 Mann.

Durch die Abgabe von Marinemannschaften aus den Schiffen des Südafrikanischen Geschwaders können diese Kräfte im besten Fall noch um etwa 2000 Mann erhöht werden. Von diesen rund 72 000 Mann ist aber sicherlich ein volles Drittel von vornherein für Besatzungszwecke in Abzug zu bringen, so daß für die eigentliche Offensiveoperation dem Oberkommandanten der britischen Streitkräfte in Südafrika, Sir Redvers Buller, keinesfalls mehr als 48 000 Mann zur Verfügung bleiben.

Den Ereignissen im Beginn des Feldzuges begegnen wir also mit 10—15 000 Mann englischer Truppen.



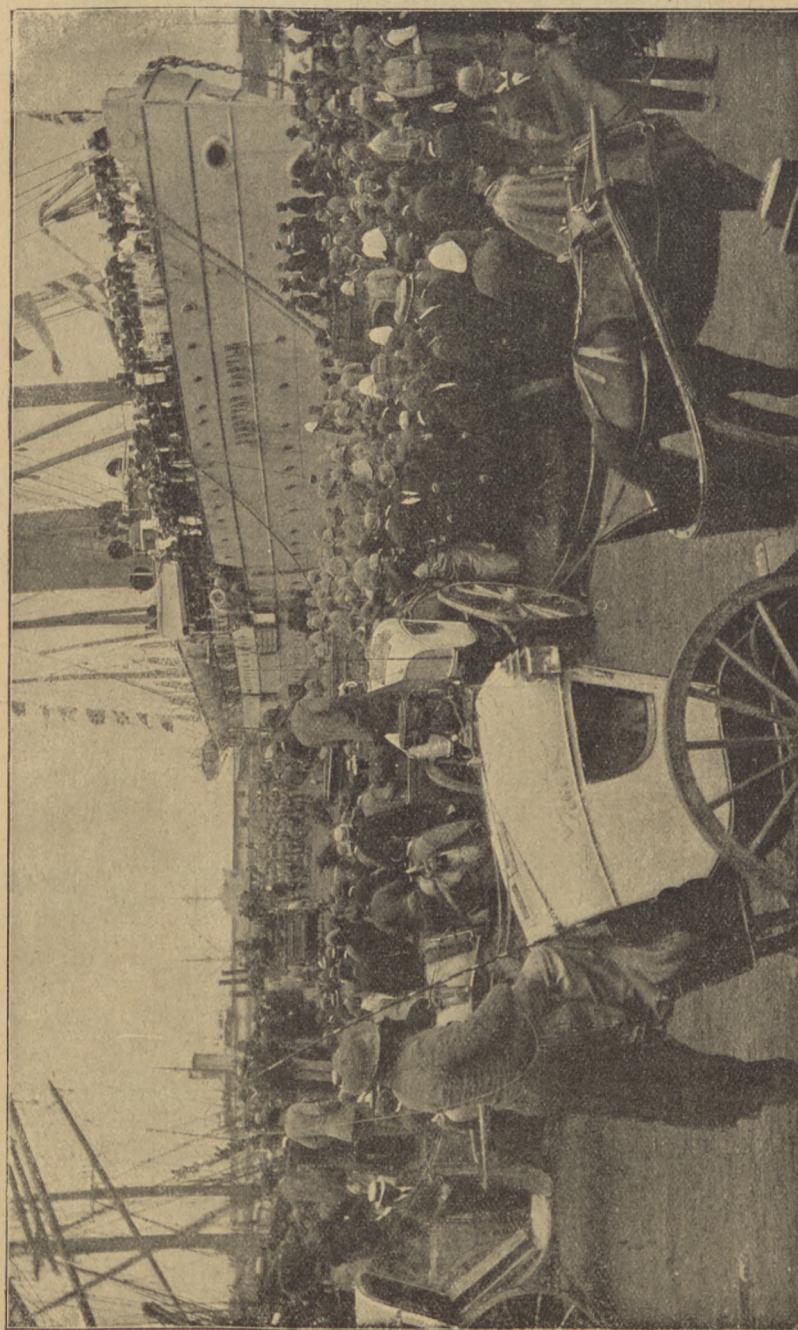
Packmaulesel des Train.

Britische Aufstellungen geben hingegen folgende Übersicht:

	Mann	Geschüze
Natal Korps White . . . . .	16000	42
Reserven . . . . .	4000	—
Im Kap und an den Grenzen . . . . .	8000	18
	28000	60

Dazu im Oktober:

Armee-Korps 3. Division Infanterie	30000	54
Korps-Gruppe . . . . .	5000	48
Kavallerie-Division . . . . .	5500	12
Auf den Etappen . . . . .	10000	
	50500 Mann	114 Gesch.
Summa:	78500 Mann	174 Gesch.



Unterfahrt des Dampfers „Danubian Castle“ mit Lord Roberts im Hafen von Kapstadt.

## Englische Truppen-Ordnung am Kap.

Beim Kriegsausbruch bereits anwesend:

### Natal-Feld-Corps

Kommandeur General White

zu dem Corps gehört:

### Vierte Division Symons

#### Infanterie:

7 Brigade Howard	8. Brigade Dule
Gordon Hochländer	Dublin-Füsilier
Manchester Regiment	1. Kings Rifles
Gloucester "	Leicester-Regiment
Devonshire "	Royal Irish-Füsilier
	Reserve:
2. Kings Rifles	Liverpool-Regiment
	Kolonne.

#### Ravallerie:

General Brodellhurst

5. Dragoner-Garde	18. Husaren
15. Husaren	5. Ulanen
Kolonne.	

#### Artillerie:

Oberst Long.

111	111	111	111	111	111	Feld- batterie.	111	Gebirgs- batterie.
69.	67.	13.	53.	42.	21.		10.	

#### Pioniere:

3 Kompanien.

Trains.

Im Oktober auf den Kriegsschauplätzen vertheilt:

#### Etappentruppen:

General: Forestier-Walfer

7 Bataillone Infanterie.

#### An den Grenzen:

6 Bataillone Infanterie

3 Batterien (75. 62. und 18.).

Das Ende Oktober 1899 eingeschiffte

## Armee-Corps

Kommand. General Sir Redvers Buller.

## Infanterie

## I. Division Methuen

1. Brigade Colville	2. Brigade Hilyard
3. Grenadier-	West-Surrey
1. Coldstream-	Devonshire
2. " "	West-York
1. Scots-	Ost-Surrey
	Regt.

**Divisions-Kavallerie. 1 Schwadron 14. Husaren**

$\frac{111}{7.}$   $\frac{111}{14.}$   $\frac{111}{66.}$  Batterie.

## 2. Division Clergy

3. Brigade Wauchope Black Watch Leichte Seaforth Argyle	Hochländer	4. Brigade Lyttleton Cameronian 3. Kings Rifles Durham Leichte Infanterie 1. Rifles

**Divisions-Kavallerie. 1 Schwadron 14. Husaren**

—  $\frac{1}{63}$  —  $\frac{1}{64}$  —  $\frac{1}{73}$  — Batterie.

### 3. Division Gatacre

5. Brigade Hart	6. Brigade Barton
Inniskilling-Füsiliere	2 Regimenter Füsiliere
R. Irish Rifles	2. Regt. Scots-Füsiliere
Connaught-Regiment	Regt. Welsh-Füsiliere
R. Dublin-Füsiliere	" Irish-Füsiliere

Divisions-Kavallerie. 1 Schwadron 14. Husaren.

—  $\frac{111}{74}$ . —  $\frac{111}{77}$ . —  $\frac{111}{79}$ . Batterie.

**Corps-Reserve**

13. Husaren.

**Corps-Artillerie**

$\frac{1}{1}$	Batterie.							
P.	9.	7.	38.	4.	65.	61.	37.	

Telegraphen. — Pioniere 4 Komp. — Ballon. — Eisenbahn.

1. Royal-Scots.

Zu dem Corps gehört:

**Kavallerie-Division French**

(selbstständig)

- |  |  |
|--|--|
| 1. Kav.-Brigade Babington                              | 2. Kav.-Brigade Brabazon                               |
| 1. Dragoner-Garde                                      | 1. Royal-Dragoners                                     |
| 10. Husaren  | 2. Dragoner  |
| 12. Ulanen   | 6. Dragoner  |
| 2 Komp. berittene Infanterie mit<br>2 Maxim-Geschützen | 4 Komp. berittene Infanterie mit<br>2 Maxim-Geschützen |

$\frac{1}{1}$	$\frac{1}{1}$
1 reitende Batterie	1 reitende Batterie

(Jedes Regiment führt 1 Maxim-Geschütz.)



Das englische Train-Offiziercorps.  
Nach einer Darstellung in The Transvaal War-Album.

## Das Heer der Buren.

### Stärke und Wehrverfassung.

Einen großen Gegensatz gegen die englische Armee bildet die der Buren vor Allem durch den tiefen sittlichen, ja religiösen Ernst, der alle Handlungen also auch die Vorbereitungen durchweht. Das gibt schon jedem einzelnen Manne ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Übergewicht über die bezahlten Soldaten der Briten.

Nach offiziellen Angaben beträgt die

#### Stärke der Buren:

Transvaal:	44500 Holländer,
	5000 Ausländer, alte
	3000 naturalisierte, neue
<hr/>	
	52500
Orange:	27500 Holländer
	7000 Kapländer
	<hr/>
	34500
	87000 Summa.

Ein in Transvaal lebender Deutscher berechnet das höchste Aufgebot auf 40 bis 50000 Mann; was eher glaubwürdig erscheint.

Das Wehrsystem der Buren, das wir theilweise schon bei der Besprechung ihrer Staatsorganisation erörtert haben, ist unter der Bezeichnung „Kommando-System“ bekannt.

Der Präsident, dem ein Executiv-Rath zur Seite steht, hat das Recht den Krieg zu erklären und die Kommandos einzuberufen, die unter dem Befehl von Feld-Kornets stehen.

Über diesen stehen die Kommandanten, die von den Feld-Kornets des Distriktes gewählt werden. Der General-Kommandant ist Joubert, der von den gesamten Führern erwählt ist. Dieser hat den Oberbefehl über die Streitkräfte der beiden Republiken. Die allgemeine Dienstpflicht ist eingeführt. Dienstpflichtig sind alle männlichen Buren vom 16. bis zum 60. Jahre. Sie sind in Aufgebote getheilt. Im Ersten Aufgebot befinden sich die Männer

von 18 bis 34, im Zweiten Aufgebot die von 34 bis 50 Jahren, das Dritte Aufgebot umfaßt den Rest und wird nur im Falle der äußersten Noth zu den Waffen gerufen. Jeder Mann hat sich völlig ausgerüstet, bewaffnet und mit Verpflegung versehen, zu stellen. Jedes Kommando sorgt auch für die Verpflegungs-Wagen u. s. w.

Nur die Artillerie ist schon im Frieden organisiert und bildet die Mannschaften auch schon in Friedenszeiten aus. Alle übrigen Waffen werden erst im Augenblicke der Gefahr zusammenberufen.

## Die Artillerie von Transvaal.

Die Transvaal-Buren verfügten bis zum Jahre 1894 nur über einige 8-cm Feld- und 6-cm Gebirgsgeschütze von Krupp und begannen erst dann allmählig mit einer Neorganisation ihrer Artillerie und der Anschaffung von Schnellfeuer-Feldgeschützen. Jameson's Einfall in Transvaal, bei dem die Buren zwei Geschütze — einen 7-Pfünder und ein 7,5 cm Schnellfeuer-Feldgeschütz von Maxim-Nordenfeldt eroberten, scheint eine begonnene Vermehrung des Artillerie-Materials beschleunigt zu haben. Bei Beginn des Krieges mit England dürfte die Transvaal-Republik außer den oben genannten älteren über folgende neuere Geschütze verfügt haben:

sowohl mit Feld- als Festungs- Lafette	8 7,5=cm Sf.-Feldgeschüze von Krupp, 16 7,5 " " " Schneider-Creuzot, 4 7,5 " " " Maxim-Nordenfeldt, 24 3,7=cm automatische Geschüze von Maxim-Norden- feldt,
	8 12=cm Feldhaubitzen } 4 von Krupp, } 4 " Schneider-Creuzot,
	4 3,7=cm Sf.- Gebirgs-Geschüze von Krupp,
	1 Dynamit-Geschüß, ähnlich dem Simms-Dudley- Geschüß,
	4 15,5=cm lange Festungs- und Belagerungsgeschüze von Schneider-Creuzot.

Außerdem sollen die Buren schon vor über Jahresfrist eine größere Anzahl weiterer 15,5-cm und 7,5-cm Geschütze bei Schneider-Creuzot zwar bestellt, aber nicht erhalten haben.

Es ist wahrscheinlich, daß die obengenannten Geschüze zu Batterien à 4 Geschüze formirt sind. Verbürgte Nachrichten über Stärke und Zusammensetzung von Truppentheilen der Burenarmee sind jedoch nicht vorhanden.

Mit den beiden, Jameson abgenommenen, Geschützen verfügten die Transvaal-Buren demnach über etwa 70 moderne Geschütze, mit den alten können es 80 bis 90 sein. Außerdem haben sie etwa

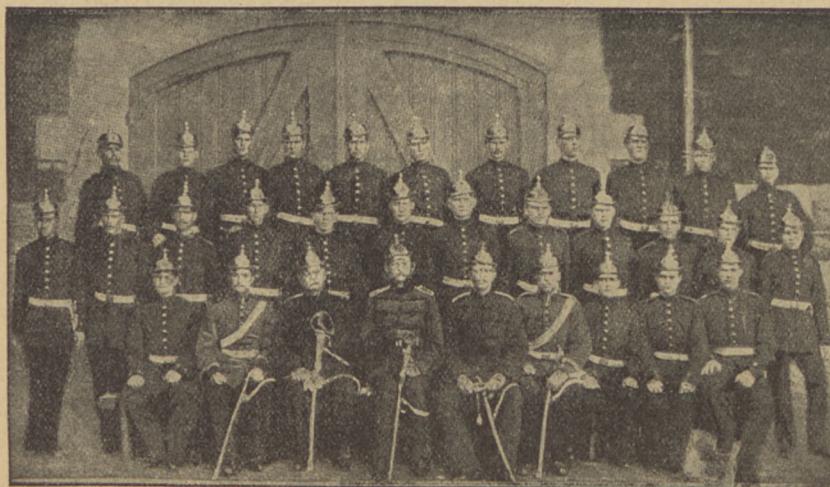
30 11,4 mm		Maximgewehre
70 7,5 "		

Über die Geschütze, die sie den Stahlwerken von Creuzot entnahmen, (Schneider-Kanonen C/95) sagt General Wille in seinem Werk (Schnellfeuer-Kanonen 1899) folgendes: Das Charakteristische des Geschützes ist die Lafette, welche die Form eines Stiefelfechtes hat. Eine durchgehende Axe fehlt. Zwischen den Armen der Gabel befindet sich das Rohr, verbunden mit zwei Bremschlindern (Flüssigkeitsbremse) und den Achsschenkeln, welche in den Bügen der Radnabe ruhen (Seelenaxe liegt also in Achshöhe; 75 cm Feuerhöhe). Die hydraulische Rohrbremse gestattet einen Rohrrücklauf von 30 cm. Zur weiteren Hemmung des Rückstoßes dient eine Radbremse und ein beweglicher, stellbarer und gefedeter Anker am Lafettenschwanz. Da der Verschluß (mit Schlagbolzen und Auswerfer) nach links (mit einer Bewegung) geöffnet wird, und die Bissireinrichtung (große Höhe von Aufsatz und Korn) sich rechts befindet, kann gleichzeitig geladen und gerichtet werden. Au Geschossen werden geführt: das Schrapnell (Kopfkammer; Doppelzünder für 5000 m Schußweite), die Pulvergranate und die Kartätsche. Der gesamte Schießbedarf wird in fertigen Schüssen (Messinghülse) mitgeführt. Als Hauptnachtheil wird genannt die geringe Lenkbarkeit, kleine Geleisebreite und die Beeinträchtigung der Fahrbarkeit des Geschützes durch die große Länge des Rohres, welchem beim Aufprozen stets die größte Erhöhung gegeben werden soll, um einem Ausstoßen der Mündung vorzubeugen. Das Gewicht des feuernden Geschützes beträgt 1000 kg. des fahrenden 2036 kg, des Geschosses 6,5 kg, die Anfangsgeschwindigkeit 560 m; mit einer gut ausgebildeten Mannschaft kann man 8 bis 10 gerichtete Schüsse in der Minute abgeben. Nachdem Wille Vorzüge und Nachtheile erörtert hat, schließt er seine kritischen Betrachtungen, wie folgt: „Ob wir nach alledem unsere entfernten Vettern in Transvaal zu der Erwerbung ihrer Schnellfeuerbatterie beglückwünschen sollen oder nicht, das wird jeder mit sich selbst auszumachen haben. Gegen den abormaligen räuberischen Einfall einer Horde Buschklepper, wie er vor ein paar Jahren sich ereignete, werden die Schneider-Kanonen vollauf genügen, und man dürfte sogar glauben, daß sie, von den tapferen Buren bedient, selbst in einem Geschützkampf mit den heutigen englischen Feldkanonen reichlich ihren Mann stehen würden.“

### Die Oranje-Freistaat-Artillerie.

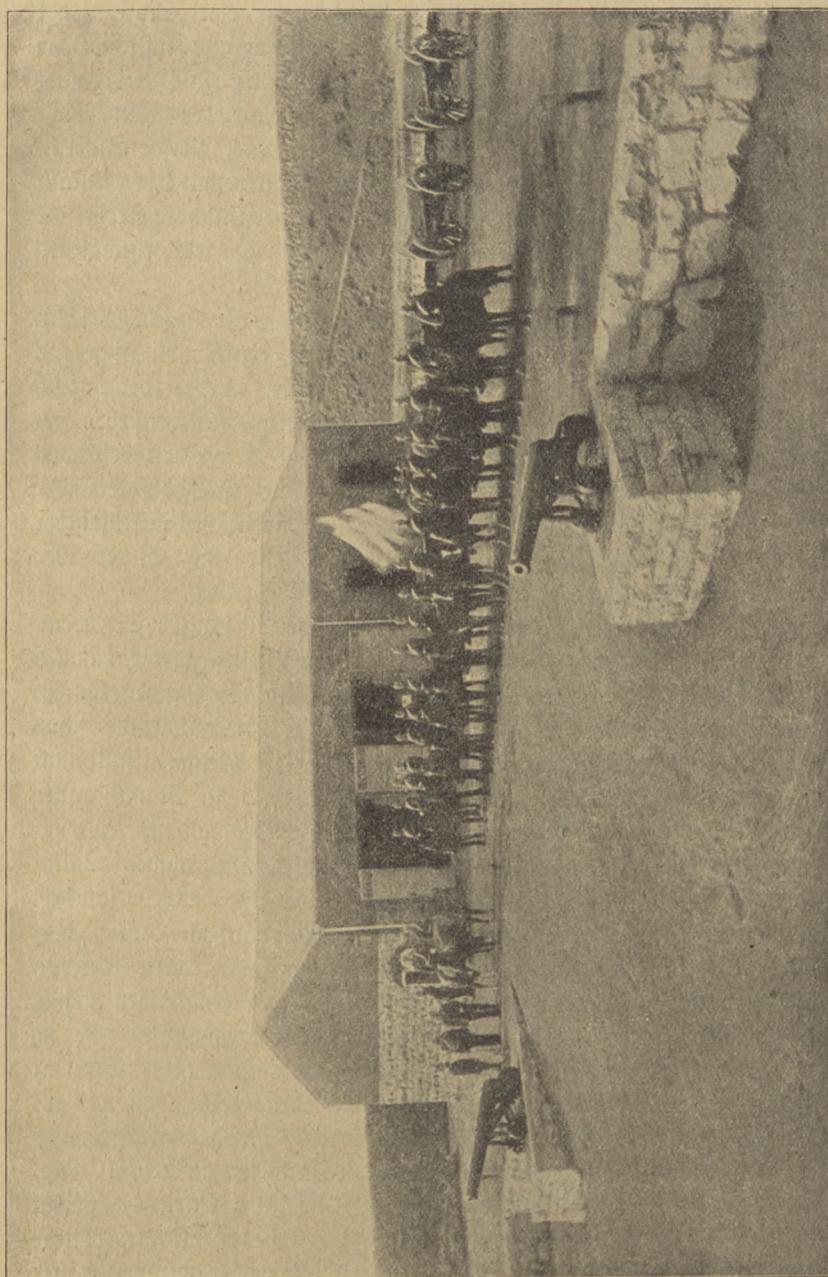
Diese wurde im Jahre 1880 begründet, als der damalige preußische Vice-Wachtmeister der Garde-Artillerie Albrecht, (der bei Koodoos Standdrift gefangen wurde,) nach Transvaal ging und dort die Artillerie gründete. Er richtete die ganze Artillerie-Organisation und Bedienung nach preußischem Muster ein.

Die Stärke der Artillerie wird auf  
15 7,5 cm Krupp-Geschütze  
und einige 3,7 " Geschütze  
berechnet. Außerdem hat der Freistaat 6 Maximgeschütze.



Gruppenbild der Oranje-Freistaat-Artillerie.

Albrecht ist ein Berliner Kind, der Sohn eines Schneidermeisters. Vor mehr als 30 Jahren trat er als Bierjährig-Freiwilliger beim Garde-Feldartillerieregiment, das seine Kaserne am Kupfergraben hatte, ein und stand bei der vierten vierpfündigen Batterie. Er machte den französischen Feldzug mit und nahm an der Belagerung von Paris teil. Nach Beendigung des Krieges diente er weiter und brachte es bis zum Vicesfeldwebel. Als im Jahre 1880 von Oranje-Freistaat die Bitte an das Regiment erging, einen tüchtigen Unteroffizier zur Organisirung seiner einzigen Truppe, der Artillerie, hinüber zu senden, übernahm Albrecht zunächst auf fünf Jahre das ihm angetragene Kommando. Der ebenso tüchtige wie joviale Mann lebte sich aber so in Bloemfontein ein, daß er vorläufig an keine Rückkehr dachte. Er baute Ställe und Baracken für seine Truppe, die er ganz nach



Die Artillerie des Dragoon-Regiments in Bloemfontein.

preußischem Muster uniformirte, und legte die Befestigung von Bloemfontein an. Er brachte seine Truppe auf eine Stufe hoher Ausbildung und war vielfach bei der Unterdrückung der Aufstände der Kaffern und anderer Negerstämme thätig. Allmählig rückte er bis zum Majorsrang auf und wurde zugleich Kommandant der Grenzwacht und der Gendarmerie. Vor etwa fünf Jahren kam Major Albrecht im Auftrage seiner Regierung nach Deutschland, um den Ankauf Krupp'scher Geschütze sowie von Zelten und Ausrüstungsmaterial zu besorgen. Er kam dabei auch nach Berlin und suchte seine ehemaligen Kanieraden und Freunde auf.

Recht ergötzlich ist ein Brief, den Albrecht am 17. Dezember 1899 an einen Herrn in Deutschland gerichtet haben soll, der ihm Auszüge aus dem bekannten Werke von Bloch geschickt hatte, in dem bekanntlich behauptet wird, daß die neueren Waffen viel mehr Menschenleben als die früheren vernichten müßten. Die Echtheit des Briefes ist bestritten worden, aber sein wichtigster Inhalt — die Trefffähigkeit der Artillerie — scheint mit den Beobachtungen unparteiischer militärischer Beobachter ziemlich übereinzustimmen, so daß sich hinter der humoristischen Form doch ein Körnlein Wahrheit verbirgt:

„Bloch heißt der Mann mit den 6 Bänden? Wissen Sie, wenn alle Menschen so wären, wie Bloch sie sich vorzustellen scheint, nämlich so dumm, daß sie geradewegs den Kanonen in den Rachen laufen, dann freilich wären wir Transvaaler und Oranjerestaatler schon sämmtlich nach acht Tagen todt gewesen. Aber die Menschen sind nicht so dumm, daß sie sich gerade da hinstellen, wo ein Mann grauer Theorie in 6 Bänden sie gerade haben will! Neber tausend Sprengstücke soll jetzt eine Granate liefern? Den Teufel auch! Solche Granaten oder Sprenggeschosse soll mir der Russe nur herschicken! Was wir haben? — na, vorgestern bei Colenso, wo wir Buller „verbullert“ haben, haben wir fast gar nicht geschossen — unser Geschütz will schon nicht so recht gehorchen; aber was die Engländer haben, das ist unter aller Kanone! Von hundert Sprenggeschossen, die sie werfen, krepieren noch nicht zehn! und die zehn richten mehr Skandal als Unglück an! wenn eine Lyditbombe nicht gerade einem einmal auf den Kopf fällt, so daß er eine ordentliche Beule davonträgt, sonst schadet sie fast nichts. Vorgestern, am 15., waren an 25000 Engländer mit über 50 Geschützen gegen uns 13000 Buren — genau unterrichtet bin ich nicht, da ich heute schon wieder auf dem Wege nach Modder-River bin, von wo ich am 12. Dezember mit der Hälfte meiner Artillerie herkam, oder nach dem Süden, wo Verstärkungen

auch gebraucht werden —, aber ich kann wohl sagen, daß wir Republikaner in diesem Treffen nicht über 100 Mann verloren haben, davon höchstens drei Dutzend Todte. Und das trotz aller Schießerei der Engländer! — Auf etwa 1000 englische Bomben vielleicht zwölf Todte und 30—40 Verwundete, denn das übrige haben die Gewehre geschafft! Auch unsere Artillerie hat lange nicht die Erfolge gehabt, wie man allgemein vor dem Kriege erwartete. Gewiß, unsere Leute schießen jetzt prächtig, sie sind großartig eingefücht; aber es ist doch etwas anderes, mit der Kanone als mit dem Gewehr umgehen. Die Engländer müssen schwere Verluste gehabt haben, aber ich mit meiner Artillerie habe wenig Theil daran, obgleich wir auch an 400 Schuß abgaben. Ob wir 100 Mann damit kampfunfähig machen, ich lasse es dahin gestellt. Ähnlich war es vor einer Woche bei Maggersfontein, wo ich auch ruhig bei meiner Batterie stand und — mich langweilte, denn wir hatten Befehl, nicht zu schießen. Die Schützen machten dann in zehn Minuten zehnmal mehr Leute kampfunfähig als wir Artilleristen in 10 Stunden. Artillerie in der Vertheidigung scheint nicht zu glänzender Rolle bestimmt, — und für die Angreifer nützt die Artillerie auch nicht viel. Sie macht nur viel Getöse und flößt Respekt ein, so daß die Angreifer unter ihrem Schutz vorgehen können; die eigentliche Entscheidung liegt dann nach wie vor im Nahkampf. Innerhalb zehn Minuten wurden die Schlachten von Maggersfontein und Colenso entschieden! Innerhalb fünf Minuten hatte Buller seine elf Geschütze verloren. Wer am wenigsten nervös ist, wenn es darauf ankommt, der siegt, das ist meine felsenfeste Überzeugung.

Natürlich fallen in zehn Minuten des Nahkampfes viel mehr Leute wie früher in gleicher Zeit; aber das Gemeuel ist darum auch von um so kürzerer Dauer! Alles andere ist Vorbereitung auf die Entscheidung, weiter nichts. Auf 6000 Meter Entfernung kann man schießen, sehr richtig, aber das bedeutet nur Munitionsverschwendug und hat keinen Zweck. Keine Truppe marschiert doch geradewegs, wie auf dem Exerzierplatz, auf den Feind los und läßt sich niederknallen; das thun ja nicht einmal die Engländer. Meiner Überzeugung nach ist der Krieg heute nicht mörderischer wie früher, er erfordert eher noch weniger Opfer wie früher. Denn auch bei dem Nahkampf trifft lange nicht jede Kugel, das verhindert schon die Aufregung. Bei der Belagerung sind uns unsere Krupps und Creuzots von großem Nutzen, da hat man feste Ziele, und ein gut geleitetes Bombardement kann schon die Belagerten in Angst und Schrecken versetzen. Dass dasselbe aber gar nicht zu ertragen wäre, das bestreiten schon Mafeking und

Kämberley, welchen meine Abtheilungen nach Kräften geben, die aber doch noch nicht mürbe sind."

### Das Mausergewehr.

Ihre Erfolge haben die Buren in erster Reihe ihrer Schießfertigkeit zu verdanken, die sie durch fortgesetzte Uebung von Jugend an sich angeeignet haben. Es ist bekannt, daß wenn ein Junge 15 Jahre alt wird, ihn der Vater mit einem alten Gewehr und zwei Patronen auf die Antilopenjagd ausschickt. Wohlverstanden — die zweite Patrone ist nur für den Nothfall vorhanden, und die Jungen setzen ihren Stolz darin, mit der erlegten Antilope und einer unbemerkten Patrone nach Hause zurückzukehren. Um diese Fertigkeit im vollem Umfange auszunutzen zu können, bedarf es einer ausgezeichneten Waffe, mit der sich rechtzeitig zu versehen die Buren verstanden haben, indem sie die neueste Konstruktion des Mauserschen Repetirgewehres vom Jahre 1896



Major Albrecht beim Frühstück im Felde.



Biel- und Schießübungen der Buren.

annahmen, nach welchem übrigens auch die Umänderung unseres deutschen Infanteriegewehrs vorgenommen werden wird.

Dieser neueste Mauser zeichnet sich, wie ein Oberst H. im Berliner Lokalanzeiger ausführt, vor dem Gewehr 88 vor allem dadurch aus, daß der Laufmantel fortgefallen ist, der doch wohl die Genauigkeit beim Schießen beeinträchtigte. An seine Stelle ist ein hölzerner Handschutz getreten, der bis zum Unterring reicht, so daß der Lauf also ganz in eine hölzerne Hülle eingebettet ist; dadurch ist seine Handhabung auch dann noch durchweg gesichert, wenn der Lauf durch anhaltendes Schießen heiß geworden ist. Durch diese Anordnung konnte eine etwas größere Wandstärke des Laufes gewählt werden, so daß dieser vor Beschädigungen und Verbiegungen besser geschützt ist.

Eine vollständige Umwälzung ist aber in der Anordnung des Lademechanismus eingetreten, indem das über die untere Fläche des Schaftes hervorstehende offene Kastenmagazin und der Patronenrahmen ganz aufgegeben wurden. Das Magazin für fünf Patronen liegt zwar wie bisher im Mittelschaft, aber es ist an der Unterseite geschlossen und mit dem Schaft verglichen, so daß sich die Patronen im Magazin im Biezaß lagern, und zwar drei auf der rechten und zwei auf der linken Seite. Für den Patronenrahmen wurde ein schmaler Ladestreifen eingeführt, in dessen umgebogene Längsränder die Patronen mit dem Boden eingeschoben sind. Nach dem Öffnen der Kammer wird der Ladestreifen in die beiden Hülsenausfrässungen eingeschoben und durch

einen Druck des Daumens die Patrone in das Magazin abgestreift, worauf beim Schließen der Kammer der Ladestreifen ohne weiteres zu Boden fällt. Beim Schießen hebt eine Zubringerplatte die Patronen in die Höhe; sie steht aber ein wenig über die Kammerbahn heraus, wenn alle Patronen verschossen sind, und die Kammer lässt sich dann nicht mehr schließen. Es ist dies für den Schützen das Zeichen, daß alle Patronen verschossen sind, und zwar ist dies Zeichen sicherer als das Herunterfallen des Patronenrahmens, worauf noch eine Patrone im Lauf, aber keine mehr im Magazin war. Hatte der Schütze in der Hitze des Gefechts das Herausfallen des Rahmens nicht bemerkt, so schoss er sozusagen weiter, ohne eine Patrone im Lauf zu haben, was bei dem neuen Mausergewehr nicht vorkommen kann, weil sich nach Verschießen des Magazins die Kammer nur schließen lässt, wenn man das Gewehr entweder von neuem ladet oder die Zubringerplatte durch leichten Fingerdruck unter die Kammerbahn der Hülse herunterdrückt.

Als wichtig sei noch hervorgehoben, daß die Kammer nur aus einem einzigen Stück angefertigt ist und der Verschluskkopf nicht abgenommen werden kann. Bei der früheren Construction war dies möglich, und wenn dann ohne Verschluskkopf geschossen wurde, so traten leicht Verlebungen des Schützen ein. Das neue Mausergewehr, wie es die Buren führen, hat ein Kaliber von 7 mm und wiegt ohne Seiten Gewehr und bei umgefülltem Magazin nur 4 kg; es besitzt die ganz außergewöhnliche Anfangsgeschwindigkeit von 728 m an der Mündung, bei einem Gasdruck von etwa 3200 kg. Als Ladung kommen 2,5 g rauchschwaches Blättchenpulver zur Anwendung, und das 30,8 mm lange Geschöß besteht aus einem Hartbleikern mit nickelplattirtem Stahlmantel. Es weist eine bedeutende Durchschlagskraft auf, bringt aber nicht so unmenschliche Verwundungen hervor wie die Hohlspitzen geschosse aus dem Lee-Metford-Gewehr der Engländer, das übrigens durch dieses deutsche Mausergewehr erheblich überholt ist. Dieses hat gegen Infanterie von der Mündung ab einen vollständig bestrichenen Raum auf 600 m, gegen Kavallerie auf 700 m. Die Feuergeschwindigkeit kann bei gezieltem Feuer bis auf 25 Schüsse in der Minute gesteigert werden, mechanisch lässt sich das Doppelte erreichen. —

Von bemerkenswerthen Verwundungen durch Mauser-Geschosse berichtet ein englischer Militärarzt George Ashton in dem in Durban erscheinenden „Natal Witness“. Er hatte Gelegenheit, auf dem Kriegsschauplatze mehr als hundert Schußwunden an englischen Soldaten zu behandeln. Seine Beobachtungen gipfeln in dem Satze: das Mauser-Geschöß ist das menschlichste aller Geschosse!

Das Charakteristische der Mausergeschoßwunde ist die scharf umgrenzte Eintritts- und Austrittsöffnung. Der Schußkanal ist glatt ohne Zerreißung von Fleisch oder Knochenzersplitterung, oft von unglaublicher Länge, ungefähr im Umfange eines starken Federkiels. So erhielt ein im Liegen feuernder Schütze einen Schuß in die rechte Seite: das Geschöß trat in der linken Kniekehle wieder zu Tage. Der Schußkanal war in diesem Falle 22 Zoll lang. In einem anderen Falle konnte das in die rechte Schulter eingeschlagene Geschöß in einer Entfernung von 17 Zoll von der Eintrittswunde aus dem Rücken des Verwundeten entfernt werden. Geradezu wunderbar ist der Verlauf eines solchen Schußkanals; wichtige Blutgefäße und Nervenstränge sind in den seltensten Fällen verletzt: das Geschöß scheint buchstäblich die großen Arterien und Venen ohne schädliche Folgen zu durchdringen! Auch den Röntgen-Strahlen spendet der englische Arzt das höchste Lob; ihre Anwendung beim Aufsuchen von im Körper steckenden gebliebenen Kugeln hat sich vorzüglich bewährt. Uebrigens gehören solche Fälle zu den Ausnahmen, da das Geschöß infolge seiner durch das kleine Kaliber und die große Anfangsgeschwindigkeit bedingten Durchschlagskraft meistens von selbst austritt oder doch soweit durchdringt, daß es leicht auf operativem Wege zu entfernen ist. In der Regel behält das Geschöß seine ursprüngliche Form. Die wenigen Fälle von Abplattung oder Krümmungen schreibt unser Gewährsmann dem Nikochettieren des Geschosses auf steinigem Boden vor Eintritt in den Körper zu. — Unter den mehr als hundert Schußwunden, die der englische Arzt behandelte, war, wie er ausdrücklich „um unseren Feinden gerecht zu werden,“ hervorhebt, nicht eine einzige, die auf den Gebrauch von Dum-Dum- oder anderen Sprenggeschossen zurückzuführen gewesen wäre. — Bei weitaus den meisten Schußwunden zeigten Eintritts- wie Austrittsöffnung des Schußkanals das gleiche Bild; einige wenige Zerreißungen der Wundränder an der Austrittsöffnung erklären sich dadurch, daß das Geschöß abgesprungene Knochenstücke vor sich hertrieb. Bewußtlosigkeit im Augenblick des Getroffenwerdens wurde selten beobachtet, auch Blutungen nach außen kamen wenig vor; waren größere Blutgefäße verletzt, so fand meist reichlicher Bluterguß in die Zellgewebe statt. Die Buren benützten übrigens nicht durchweg das Mausergewehr; im Lazareth zu Wynberg z. B. wurde einem Verwundeten ein Martin-Henry-Geschöß aus dem Daumen entfernt.

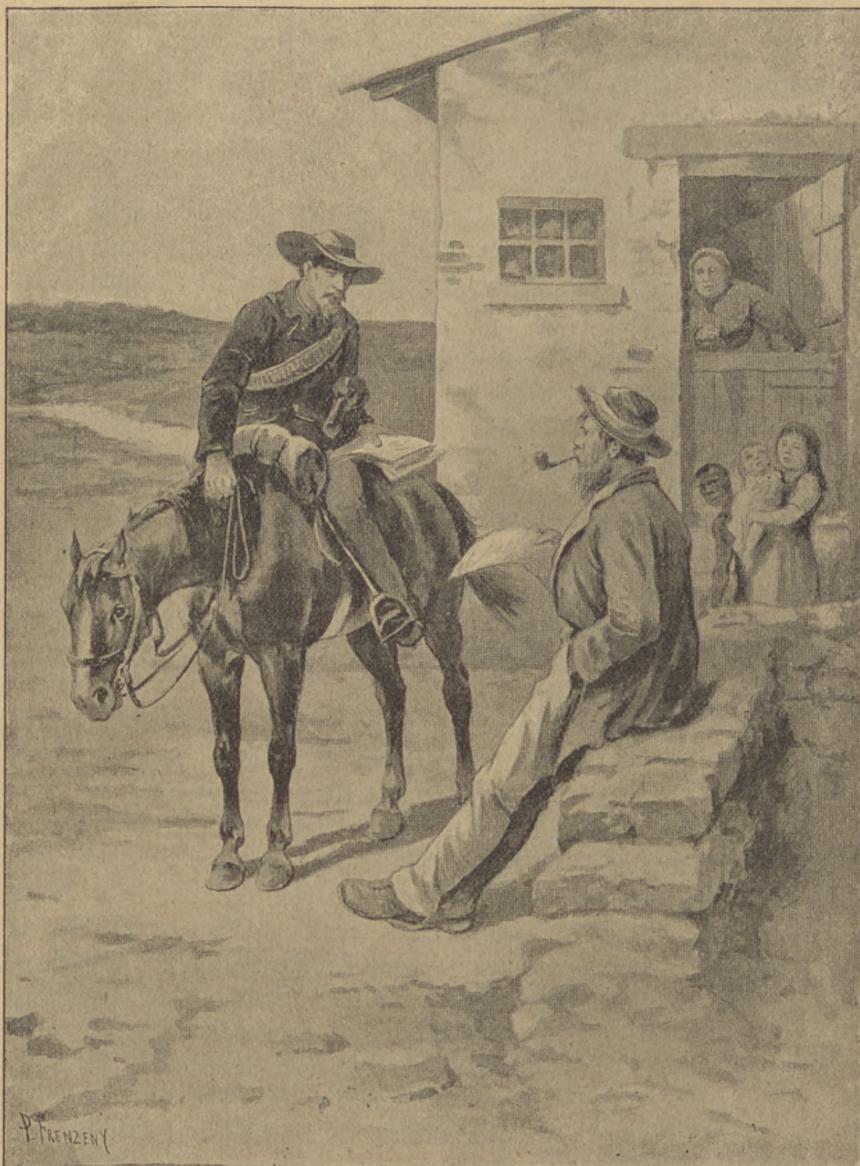
Die Heilung beansprucht im allgemeinen bei sorgfältiger antiseptischer Behandlung nur 10 bis 25 Tage; die Neigung zur Entzündung und Eiterung ist gering, auch Geschwülste und andere üble

Nachwirkungen kommen sehr selten vor. Die Wunden überziehen sich mit napfförmig-flachem, zähen Schorf, unter dem der Heilungsprozeß vor sich geht. Der Kranke fühlt keine Störungen des Gesammtbeständes, im allgemeinen macht die Behandlung nicht einmal eine besondere Diät nöthig; auch ist bei den verhältnismäßig sehr seltenen Fällen von Knochensplitterung und Berreißung von Weichtheilen die Gefahr innerer Eiterung ganz bedeutend beschränkt. So kam bei den beobachteten Fällen nur eine einzige Amputation vor, und zwar mußte einem Soldaten die rechte Hand abgenommen werden, die ihm bei Colenso von einer Bombe zerschmettert worden war.



Feldlager einer Buren-Abtheilung.

Interessant sind folgende Beispiele, mit denen der englische Arzt seine Beobachtungen über den schnellen Heilverlauf von Mauserverwundungen belegt. Beim Sturm auf Colenso am 15. Dezember erhielt ein Gemeiner einen Schuß, während er beim Laufen seinen Brotbeutel festhielt. Das Geschöß zerschmetterte ihm einen Knochen der linken Hand und schlug glatt durch das Dickbein. Der Mann rannte noch etwa 10 Minuten weiter und die Verwundung kam ihm erst zum Bewußtsein, als er infolge des Blutverlustes zusammenbrach. Am 17. Januar konnte er bereits wieder in die Front eintreten! In demselben Gefecht erhielt ein anderer Soldat nicht weniger als vier Schüsse innerhalb 20 Minuten; in der Schützenlinie am Boden liegend fühlte er einen stechenden Schmerz im rechten Bein und beim Umdrehen fast gleichzeitig einen Stich in der rechten Seite und am rechten Oberschenkel; nun versuchte er, den Verbandplatz zu erreichen, wobei ihn noch eine vierte Kugel in den linken Fuß traf. Nach zwei Stunden erst wurde er von einer Ambulanz aufgenommen. Nach vier Wochen waren sämtliche vier Wunden soweit verheilt, daß der Mann im



Ein Feldkornet überbringt einen Einberufungsbefehl.

Lazareth herumgehen konnte, seine vollständige Genesung steht in Aussicht. Von besonderem Interesse ist die Verwundung eines anderen englischen Soldaten, der bei Colenso einen Schuß in die linke Brust erhielt, während er auf Händen und Füßen nach einer vom Feinde stark bedrängten Batterie kroch; anfangs glaubte er, von einem Steinwurf getroffen zu sein, er überschlug sich, verlor aber nicht das Bewußtsein. Bald jedoch trat starker Bluthusten und Athemnoth ein. Der Mann lag fünf Stunden, ehe ihn die Ambulanz aufnehmen konnte. Die Brustwunde verheilte in 16 Tagen. Mittels Röntgenstrahlen fand man das Geschoß in der linken Lunge, da es dem Verwundeten jedoch keine Beschwerden verursachte, sah man bei der Schwierigkeit eines operativen Eingriffes unter diesen Umständen von der Entfernung desselben ab und schickte den Mann nach dem Hospital in Netley zu weiterer Behandlung. Der merkwürdigste Fall ist jedenfalls die Verwundung eines Maxim-Artilleristen, der bei Colenso einen Schuß in die äußere Seite der rechten Schulter erhielt; zwei Tage später konnte das Geschoß aus der linken Achsel-Höhle entfernt werden. Der Verlauf dieses Schußkanals klingt jedem medizinischen Verständnis geradezu unglaublich. Das Geschoß muß beide Lungenflügel durchbohrt und die großen Herz-Blutgefäße gestreift haben, ohne augenscheinlich lebensgefährliche Verletzungen zu hinterlassen. Der Mann ist jetzt Nekonvaleszent und befindet sich, von etwas Kurzathmigkeit abgesehen, augenscheinlich ganz wohl.

Als wirksame Faktoren dieser überraschend guten Heilwirkung nennt Ashton, außer der vorzüglichen körperlichen Verfassung der englischen Soldaten und dem gesunden Klima Südafrikas, die sorgfältige antiseptische Wundbehandlung und die eingehende Unterweisung, die die Mannschaften in Bezug auf ihr Verhalten bei Verwundungen u. s. w. von den Militärärzten erhalten haben. Während der Fahrt von England nach dem Kriegsschauplatze wurden an Bord der Transportschiffe Vorträge mit Demonstrationen im Anlegen von ersten Verbänden abgehalten und die Leute im Gebrauche ihres „Verbandpäckchens“ genau unterwiesen, und in der That haben sich diese „Samariterkurse“ bei Truppenteilen, die für geraume Zeit von ihrem Corps und somit von jeder ärztlichen Hilfe abgeschnitten waren, sehr gut bewährt. Die Mannschaften hatten oft Gelegenheit, ihr Geschick im Anlegen von Schienen und Verbänden und im Stillen von gefährlichen Blutungen in der Front zu beweisen. — Welch ein Fortschritt dem mittelalterlichen Kriegswesen gegenüber, wo es fast nur schwere Verwundungen gab und die Unwissenheit der Aerzte entsetzlich war!

### Die Mobilmachung.

Nach dem von General Joubert aufgestellten Mobilmachungsplan war ganz Transvaal in 17 Kreise eingeteilt, deren jedem ein Kommandeur vorsteht. Der einzelne Kreis ist wieder in verschiedene kleinere Bezirke zerlegt, und jeder derselben untersteht einem sogenannten „Feldkornet“ oder dessen Adjutanten. Der Befehl zur Mobilisirung ergeht von Pretoria aus, soweit es möglich ist, auf dem Drahtwege an alle 17 Kommandos. Vor deren Standort wird der Befehl unter Benutzung der Eisenbahn oder durch reitende Boten an die Feldkornets weitergegeben. Im Galopp durchheilen diese Letzteren nun sofort die ihnen unterstehenden Bezirke und bringen den Einberufungsbefehl von Farm zu Farm. Jeder Bur ist angewiesen, selbst in Friedenszeiten sein Gewehr in gutem Stand zu erhalten, und die erforderliche Munition, sowie die mit gedörرtem Fleisch für 14 Tage gefüllte Feldtasche stets bereit zu haben. Zu der vom Feldkornet ihm bezeichneten Stunde besteigt er sein Pferd und begiebt sich zur Sammelfstelle seines Bezirks oder, wenn Gefahr im Verzuge, auch direkt zu einem ihm angegebenen Punkte der Grenze. Die Mobilisirung der Artillerie, welche schon im Frieden fest organisiert und gegenwärtig mit modernen Geschützen bewaffnet ist, bietet ohnehin keine Schwierigkeiten.

In dieser Weise hatte sich auch diesmal die Mobilmachung ohne Schwierigkeit vollzogen.

Der Oberbefehl über die Transvaal-Buren liegt in den Händen des Generals und lebenslänglichen Höchstkommandirenden der Südafrikanischen Republik, des erfahrenen Pieter Jakobus Joubert. Wenn auch der Oranje-Freistaat einen eigenen Höchstkommandirenden — Prinsloo — über die Oranje-Buren aufgestellt hat, so dürfte es nach dem Gewicht, welches Transvaal mit seiner größeren Streiterzahl und Joubert mit seiner allgemein anerkannten Autorität in die Waagschale werfen, doch keinem Zweifel unterliegen, daß Letzterer das maßgebende Wort für die Operationen der Verbündeten spricht. Die nie vollkommen zu beseitigenden Mängel eines Bündnisses werden zudem dadurch verringert, daß die Beweggründe zum Krieg sowohl für die Transvaal- wie für die Oranje-Buren gleich und Beide durch die Bande gemeinsamer Abstammung enger verbunden sind, als man nach ihrer politischen Gliederung in zwei Staaten anzunehmen gewohnt ist.

Während die Mobilmachung auf dem Lande und in den kleinen Städten in größter Ordnung und Rühe vor sich ging, schrieb uns ein Freund am 2. Oktober aus Johannesburg:

„Johannesburg ist fast ausgestorben. In den letzten zwei Tagen sind 8500 Personen, fast ausschließlich Engländer, Kaffer und „Chinamen“ abgereist; bei der Ueberlastung der eingleisigen Bahnen durch Militär-Transporte eine respektable Leistung der Verwaltung! Dicht gedrängt umlagern Tausende den sehr primitiven Bahnhof, von dem die Züge abgelaufen werden. Fortwährend kreuzen Lokomotiven und Züge die dichten Menschenshaaren. Daß noch kein Unglück geschehen ist, ist nur der musterhaften Vorsicht der Bahnbeamten zu danken. An regelmäßige Unterbringung ist natürlich nicht zu denken; die wenigen geschlossenen Wagen sind für Frauen und Kinder reservirt. Die meisten dieser Auszügler gehen einer ungewissen Zukunft entgegen.

Während Durban und Kapstadt so überfüllt sind, daß Ställe für Wohnungen vermietet werden und die Lebensmittel fast unerschwinglich sind, ist hier alles beim alten geblieben, und Gemüse und Eier sind wegen mangelnder Käufer lächerlich billig.

Die Stadt bietet einen traurigen Anblick, die hocheleganten Karosseen, die mit Berlin den Vergleich aushielten, sind verschwunden, die Straßen still, die Schaufenster mit Bohlen oder Wellblech vernagelt,



Buren vor ihrer Abfahrt; der Geschäftswagen als Ambulanzwagen bestimmt.



Afrikaner-Buren im Biwak.

die Häuser acht ganze Straßen lang unbewohnt und mit dem Zettel „to let“ (zu vermieten) beklebt. Man staunt, wenn man eine Dame auf der Straße erblickt. Selbst die Minen, die sich in unabsehbarer Reihe hinter der Stadt erheben, fangen an, ihre Arbeit einzustellen. Die Bergleute und in neuester Zeit auch die Kaffern reißen aus, von denen etwa 100 000 an den Minen beschäftigt waren.

Die Regierung setzt natürlich alles daran, die Minen im Gange zu erhalten. Durch besonderes Gesetz wird im Falle des Krieges der ganze Ertrag der Gruben von der Regierung mit Beschlag belegt, da die Baarschäften im Staatschäfe schon jetzt knapp zu werden beginnen. Auch für die Stadt wäre der Schaden unberechenbar, wenn die Minen geschlossen werden. Denn damit wäre den wenigen Leuten, die hier noch bleiben, der Verdienst genommen, und größtes Elend würde die Folge sein! Ich glaube noch nicht, daß der Krieg jetzt wirklich ausbricht. Das wäre ja eine schrecklich verfahrene Sache: Siegt England, so würde ein Rassenhaß die Folge sein, der Südafrika niemals zur Ruhe, daher auch sehr schwer zu einer gedeihlichen Entwicklung kommen lassen würde; denn es ist nun ganz offenbar geworden, daß die Buren von ganz Südafrika wie ein Mann zusammenstehen. Schon die Haltung des Oranje-Freistaates und des Bond-Ministeriums der Kolonie beweist, daß England sich hier nur ein zweites Irland schaffen könnte!

Siegen andererseits die Buren und verjagen die Engländer, so ist das entstehende Staatswesen mit seinen  $1\frac{1}{2}$  Millionen von

Einwohnern kaum im Stande, eine selbständige Macht darzustellen. Es bedarf der Anlehnung an eine starke Seemacht."

Die tapfere Frau des Brieffschreibers fügte noch eine Nachschrift hinzu: „Sehr wenig Familien sind hier geblieben. Wir fürchten uns nicht, Gott wird uns schützen und unsere deutsche Flagge! Da mein Mann vielfach nicht zu Hause ist, habe ich mir gegen Räuberbanden ein Gewehr zurecht gestellt und eine Polizei-Pfeife.“ —

Die großen Schwierigkeiten, welche für andere Militärverwaltungen mit der Indienststellung des Trains verbunden sind, fielen für die Republiken ziemlich fort. Zelte besitzt, wie wir dies schon bei Schilderung des Wanderlebens der dortigen Landbevölkerung gesagt haben, jede Familie. Wagen, die als Fourage- oder Transportwagen benutzt werden können, sind ebenfalls zur Genüge vorhanden und jeder stellt im eigenen wie im allgemeinen Interesse gern das Seinige zur Verfügung. Die Städter bringen wieder ihre leichten, auf Federn ruhenden Geschäftswagen mit, die zur Beförderung Verwundeter ausgezeichnete Dienste leisten, und an Zugvieh zum Transport der Geschütze ist erst recht kein Mangel, obwohl diese langsame Beförderung die Beweglichkeit der Truppenteile ungemein hindert und auch in erster Linie später die Kapitulation des Cronje'schen Korps verschuldet hat.

In welcher Weise sich die Regierung Pferde und Geschirr verschaffte, findet der Leser ausführlich in dem Abschnitt „der Ausbruch des Krieges“ geschildert. Hier möge noch ergänzend bemerkt sein, daß in Johannesburg zur Aufrechthaltung der Ordnung eine nur aus Ausländern (natürlich mit Ausschluß von Engländern) bestehende Polizei-Schutztruppe gebildet wurde, welche unter dem Oberbefehl eines Deutschen, nämlich des 34 Jahre alten Kommandanten Adolf Schütte stand. Dieser ist, wie die Rheinisch-Westfälische Ztg. mittheilte, ein geborener Dortmund. Nach Entlassung aus der Schule kam Schütte zu einem Konditor in Halberstadt in die Lehre und trat dann in ein Zuckerwarengeschäft in Berlin ein. Nach seiner militärischen Dienstzeit bei den Jägern besuchte er die Ausstellung in Chicago und im Jahre 1894 reiste er mit einem Kollegen auf gut Glück nach Transvaal, wo es ihm nach langem Suchen endlich glückte, eine Stellung bei der Dynamitgesellschaft zu finden. Im vorigen Jahre trat Schütte aus der Gesellschaft aus, um unter eigenem Namen ein Zuckerwarengeschäft in Johannesburg zu gründen. Bei der Abfahrt der Krieger zur Front war es ihm auch vergönnt, an diese im Auftrage der Stadt den Abschiedsgruß zu richten.

### Biwak-Ordnung der Buren.

Das Lagerleben der Buren schildert Hjalmar Reitz, ein Sohn des Transvaal'schen Staatssekretärs, der bei Ausbruch des Krieges von der Universität Leyden nach der Front eilte, in fesselnder Weise:

Ein Hügel, darüber Zelte ausgebretet — nicht in Reihen geordnet, wie bei einem deutschen Heere im Manöver — nein hier und da angebracht, wie und wo der Bewohner es für gut fand oder wo die rauen Felsen es zuließen, die Eingänge nach allen Seiten. Die Zelte selbst von allen Größen und Arten. Hierin wohnen 3—10 Mann. Jeder hat seine Lagerstatt, wo er seine Decken, seine Kleidungsstücke, Schuhe, Gewehr, Patronen, alles was er besitzt, niedergelegt. Dort schläft er des Nachts, dort liegt er am Tage und verläßt sein Lager nicht, es sei denn es kommt Besuch, dann rückt er ein Endchen fort. Es ist ein Uhr, dicht bei jedem Zelt prasselt ein Feuer und rundherum sitzen die Bewohner der Zelte. Es ist ihr Mittagsmahl. Wollen Sie wissen, was ihnen bei ihrem Mahl so viel Wohlgeschmack einflößt? Selbst wenn Sie dabei ständen, würde Ihnen das schwierig sein zu bestimmen, denn wie gut auch unsere Regierung für uns sorgt, wie groß auch die Kisten sind, die unsere Mütter, Schwestern und andere uns senden, wie vertrauenswürdig die Herren vom Kommissariat auch sein mögen, immerhin passirt es leider noch häufig, daß die Sachen ihre Bestimmung nicht erreichen. Dann essen wir harten, trockenen Zwieback, trinken Kaffee ohne Milch und Zucker und — bitten um Frieden. Tags darauf aber wieder werden Kinder geschlachtet, Weihnachtsgeschenke kommen an, Kisten voll Kuchen, Früchte, Blumpuddings, Gemüse u. s. w. — Dann war es ein Fest, oder richtiger, wäre es ein Fest gewesen, wenn nicht die Sonne und die Fliegen ein solches illusorisch gemacht hätten. Fliegen giebt es hier so viele, daß jemand nach Pretoria schrieb: „Ihr werdet dort wohl keine Fliegen mehr haben, denn die sind alle hier bei uns.“ Wenn wir beim Speisen sind, müssen wir unsere Hüte über unsere Kaffeetassen stülpen, und wenn wir trinken, müssen wir sie inzwischen über unseren Teller stellen, und nicht dies allein, selbst beim Sprechen müssen wir vorsichtig sein und den Mund nicht zu weit öffnen oder zu schnell schließen, da man sonst einige dieser angenehmen Thiere von der Luft abschließen würde. Sprach ich von Tellern und anderen Speisegeräthen? Auch hieraus kann man eine Lehre ziehen. Jedermann ist hier gleich und hat gleiche Rechte auf Teller, Messer u. s. w., aber dann muß er auch wissen, wo er sie bekommt. Einige haben ganze Esservices, prächtige

Pfannen, Tassen u. s. w., einer hat selbst einen großen Fliegenschrank im Baume hängen, andere, die nicht dabei waren, als dieses oder jenes Haus ausgeräumt wurde, oder die zu faul waren, etwas mitzuschleppen, trinken aus Blechdosen, die einst kondensirte Milch enthielten und essen aus allen möglichen Gegenständen; ich aß eine Woche lang aus einer Seifenschüssel und wurde deswegen von vielen beneidet, sie hält die Sauce so gut. Mittags schläft man; das thut man freilich immer, wenn man nicht gerade seine Mahlzeit eimimmt oder wenn man auf „Brandwacht“ (Vorposten) stehen muß. — Brandwacht, o schreckliches Wort, unser größter Quälgeist. Ich muß mich



Buren auf dem Marsche rastend.

erst wieder etwas beruhigen, bevor ich Ihnen beschreibe, was Brandwacht ist, und inzwischen erzählen, wie unser Lager, und ich glaube auch die anderen, eingerichtet ist.

An der Spitze steht ein Feldkornet. Ein Lager umfaßt keine bestimmte Anzahl Burghers, oft sind es 80, oft auch 500. Sie sind eingeteilt in Korporalschaften. Jede der letzteren hat — bei uns — 25 Mann. Sie bilden sich selbst, sind meistens Freunde und wählen ihren Korporal. Er hat viel zu thun, abgesehen von Vorposten, wo sein eigentliches Werk beginnt. Er empfängt die Rationen für seine Leute, Brot, Gemüse, Kaffee u. s. w., das Futter für die Pferde und sorgt dafür, daß zwei seiner Leute stets helfen, wenn ein Ochse



Transvaal-Artillerie.

geschlachtet wird. Er theilst auch — doch selten, nur sehr selten haben wir seine Hilfe hierzu nöthig — die Getränke aus, wenn einmal welche ankommen. Eine Korporalschaft besteht gewöhnlich aus 3—5 „Messen“, die zusammen schlafen, essen u. s. w. Am Tage steht man Schildwache, nicht lange grade, aber Nachts „die Brandwacht“, und nun kommt es, jetzt muß ich unsern Quälgeist beschreiben. Sobald es Abends anfängt zu dämmern, ruft unser Korporal: „Steht auf, steht auf!“ Dann gehen wir mit Gewehr und Bandelier, oder lieber mit zwei oder drei Bandelieren, jedes mit 60 Patronen gefüllt. Ferner nehmen wir eine Decke und vor Allem einen Regenrock mit uns. Langsam gehts vorwärts, ein bei ein, eine lange Reihe rauchender, schweigamer Männer. Der Korporal zählt sie und geht dann schweigend vorauf. Dann und wann setzt sich eine Korporalschaft nieder, während die anderen vorübergehen, bis jede ihren Platz erreicht hat. „Erste Wache stillgestanden!“ ruft der Korporal, dann zweite und so fort; meistens sind es vier Wachen, jede von 6 Mann. Der Korporal stellt die ersten sechs auf, zwei zu zwei, jede 100 Schritt von einander. Die Anderen legen sich auf ihren Decken zum Schlafen nieder, jede Wache auf einen Haufen zusammen. Ist es gutes Wetter, dann ist alles ganz nett, aber — und dies ist in sechs Nächten von den sieben der Woche der Fall — meistens regnet es und dann, o weh! zu schlafen auf der Erde, in dem Morast die ganze Nacht, auf freier Ebene! Derjenige, der auf Vorposten steht, hat es aber noch unangenehmer — es wird so dunkel, daß man keine Hand vor Augen sehen kann. Man muß sich gänzlich auf sein Gehör verlassen. Jedes Geräusch macht uns aufschrecken. Ich konnte mein Herz klopfen hören, selbst mein Atemholen störte mich. Und dann die Alarne immer falsch. Die erste Wache schießt, die zweite meint dasselbe thun zu müssen und so ist innerhalb 10 Sekunden die ganze Linie in Aufregung. Alle Schlafenden springen herbei, ohne daß jemand weiß, was denn eigentlich los ist. Dann beruhigt sich alles wieder, um nach einer halben Stunde eine Wiederholung der Vorstellung zu erleben, mise en scènes unverändert. Hin und wieder wird die Stille auch von zwei Bomben unterbrochen, welche die „Kooineks“ so liebenswürdig sind, uns zu übermitteln; am Tage richten sich die Kanonen auf die Stelle, wo unsere Brandwacht vermutet wird. Wir wissen deshalb nie, welche Stelle sie gewählt haben, und da das Feld um uns ganz offen ist und Verschanzungen nicht vorhanden sind, sind wir erst nach dem Eintreffen ihrer beiden Aufmerksamkeiten beruhigt.

### Die Kampfweise der Buren.

Statt theoretische Auseinandersetzungen zu machen, werden wir die überaus interessanten Schilderungen des ehemaligen Gouverneurs von Südwest-Afrika, von François, geben, die dieser Offizier, der häufiger in Afrika mit den Eingeborenen kämpfte und durch längere Anwesenheit in Transvaal mit der Taktik der Buren sich vertraut machte, veröffentlicht hat. Er schreibt in der Kreuzzeitung:

Söldnerheer und Miliztruppen stehen sich im Kampfe gegenüber. Der Soldat einer vergangenen Zeitperiode gegen den Soldaten des utopischen Zukunftstaates. Kriegs- und Weltgeschichte haben das Söldnerheer bereits längst zum alten Eisen geworfen, und das Burenheer ist keine Miliztruppe, wie sie Amerika kennt und der Zukunftsschwärmer wünscht. Dem Buren liegen soldatische Eigenschaften im Blute als ein Erbtheil seiner Väter. Im täglichen Berufsleben werden diese Eigenschaften dann zu Fertigkeiten entfaltet, wie sie dem Soldaten des stehenden Heeres in einer 2—3 jährigen Ausbildungsperiode kaum beigebracht werden können. Man stelle sich den Burenknaben vor, wie er die Pferde auf der Weide beaufsichtigt und tummelt, wie er den Vater auf den Jagdzügen begleitet und wie er mit Vieh und Pferden durchs Land zieht, durch weite unwirthliche Gegenden von einer Wasserstelle zur anderen, um die Handels- und Absatzstellen zu erreichen. So werden Reit-, Schieß- und Marschthätigkeit dem Buren anerzogen und gelangen zu einer Vollendung, auf welche mancher Hauptmann und Rittmeister mit Neid blicken würde. Die Vereinigung von Reit- und Schießfertigkeit verleihen der Burentruppe den Charakter berittener Infanterie und damit alle taktischen Vorzüge, welche solcher Truppe innenwohnen.

Wie steht es aber mit der Disziplin bei den Buren wird man fragen, was nützen die guten soldatischen Eigenschaften des einzelnen, wenn sie nicht durch die Machtmittel der Disziplin dort zum Einsatz gelangen, wo der Gedankengang und der Wille des Führers es fordern. Nun freilich, militärische Unterordnung in unserem Sinne ist bei den Buren nicht zu finden, dagegen gewährt einen fast gleichwerthigen Ersatz: das mustergültige Familienleben und die Hochachtung, die der Jüngere dem Älteren schuldet. Die Heeresorganisation trägt diesem Umstände Rechnung, indem im Kriege die waffenfähigen Leute vom 16. bis zum 60. Lebensjahr nach Gemeinden und Familien zu Körperschaften (eine Feld-Körperschaft zu rund 100 Mann wird in 5 Korporalschaften eingetheilt) und Korporalschaften zusammenentreten. Großvater,



Ein Buren-Vorposten.

Vater und Sohn stehen so in Reihe und Glied nebeneinander, durchdrungen von dem Gefühl, sich gegenseitig zu unterstützen und zuverteidigen. Familienliebe und Familienpietät entspringen dem frommen, schlichten Sinn der Buren, der an sich selbst schon als ein wesentliches Hülfsmittel für die Tüchtigkeit des Soldaten angesehen werden muß. Mag jemand über Frömmigkeit denken wie er will, darüber besteht kein Zweifel: Der Soldat, der mit Gottvertrauen in den Krieg zieht, birgt eine Kraft in sich, die ihm über schwere Stunden und über Todesfurcht hinweg hilft. Möge man auch nicht vergessen, daß der Bur das Recht auf seiner Seite weiß, daß er für seine Heimath und für seine Existenz kämpft, daß er demgemäß, von der Nothwendigkeit des Krieges durchdrungen, entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben.

Ein Soldat von solchen moralischen und militärischen Eigenschaften braucht sich nicht zu scheuen gegen den englischen Soldaten in die Schranken zu treten. Neben die Ausbildung, welche der englische Soldat erhält, will ich kein Urtheil fällen, in der Natur der Sache liegt es aber, daß die moralischen Soldatentugenden nicht hervorragende sein können. Abenteuerlust und Mangel an Existenzmitteln, hervorgerufen durch Trägheit oder geistiges Unvermögen, sind die Beweggründe, welche dem überwiegend größeren Theil der englischen Soldaten den Weg zum Werbebüro gewiesen haben. So ist mehr oder weniger jede Söldnertruppe die Sammelstelle für Bagabunden

und für Leute mit niederer Bildung und keinem oder geringem Pflichtgefühl. Es ist einleuchtend, daß solche Elemente nur mit Machtmitteln der Disziplin im Zaum zu halten sind, wie sie frühere Zeitperioden gestatteten, mit Stock und Eisen. Das widerspricht aber dem heutigen Zeitgeist, der Soldaten mit Ehr- und Pflichtgefühl will, und damit ist dem System das Todesurtheil gesprochen. England wird sich dieser Überzeugung nicht verschließen können und nach dem Kriege dem Werbeprinzip die Axt an die Wurzel legen müssen. Wir erinnern uns an die Anfang der 90er Jahre in einem englischen Regiment ausgebrochene Meuterei, die eine traurige, aber treffende Illustration zu den vorstehenden Ausführungen giebt. Ja, wir dürfen nicht fehlgreifen, wenn wir die große Zahl an Gefangenen, welche die Engländer bisher erlitten haben, der mangelhaften Disziplin zur Last legen, denn die Abgänge durch Gefangene stehen in ungleichem Verhältnisse zur Zahl der Todten und Verwundeten.



Belagerungsgeschütz vor Mafeking.

*Schräbchen*

Die Bewaffnung beider Armeen kann, sowohl bei der Infanterie wie Artillerie als zeitgemäß und gleichwertig bezeichnet werden, wenn auch englische Stimmen sich bemühen, das Burengewehr (System Mauser) und die Burenartillerie in den Vordergrund zu schieben. Das thaten die Franzosen 1870 nach den ersten Niederlagen auch und doch kannten sie genau die Vorzüge, welche das Chassepot- dem Zündnadelgewehr gegenüber besaß. Die Waffe allein thut es eben nicht, in der richtigen Anwendung derselben liegt der Erfolg. Die Überlegenheit der Buren als Schützen geben die Engländer auch zu, es scheint sogar, daß diese im englischen Heer einen heillosen Schrecken zu verbreiten beginnt, der auf die lockere Disziplin wie zerstörendes Gift wirken muß.

Wunderbar bleibt es nur, daß die Engländer während der langen Vorbereitung im Frieden nicht mehr für die eigene Schießfertigkeit thaten, denn die Erfahrungen von 1881 standen ihnen zur Seite und haben in greller Deutlichkeit die Ungleichheit beleuchtet. Wir kennen die Verluste der Buren in dem jetzigen Kampfe vorwiegend durch die Brille der Engländer, welche uns glauben machen wollen, daß die Gefechtsfelder zu gleichen Theilen mit dem Blut von Freund und Feind getränkt werden. Die Geschichtsschreibung wird uns aber später den Beweis liefern, daß die Verluststatistik einen ähnlichen Stempel trägt, wie damals 1881. Deshalb sei derselben hier Erwähnung gethan.

	Engländer		Buren	
	todt	verwund.	todt	verwund.
Kampf am Prospect-Berg 28. 1. 81	83	111	14	29
Kampf am 8. 2. 81 . . . .	71	130	8	10
Kampf am Majuba-Berg 26. 2. 81	80	160	1	6
	234	401	23	44

Bei Beginn des Feldzuges mag man wohl in England dieser Zahlen gedacht haben, aber man täuschte sich mit dem Wunsche darüber hinweg, daß die Übermacht an Schützen die Qualität ersehen möge. Den 45000 Buren wollte man 70000 Soldaten entgegenstellen.

### Die Schwächen der Buren-Armee.

Sind bisher die guten Eigenschaften der Buren-Armee hervorgehoben, so erfordert die Gerechtigkeit, daß wir auch die schwachen Seiten des ganzen Wehrsystems beleuchten, die zum Theil die Ursachen ihrer oft nicht durchschlagenden Erfolge und der Niederlage Cronjes waren.

Vor Allem fehlt es der Armee, so vorzüglich der einzelne Mann in dem Schießen, Felddienst und Reiten geschult ist, an der Friedensausbildung im Bezug auf das Bewegen größerer Massen zu einheitlichem Zwecke. Die Friedensübungen hätten den Führern gezeigt, daß ohne solch gemeinsame und einheitliche Bewegungen eine Offensive nicht denkbar ist, hätten sie gelehrt, daß nicht nur das Operiren von den „Truppen“ geübt, sondern auch von den „Führern“ gelernt sein will, und daß ohne eine Organisation von höheren Stäben solch eine Leitung größerer Abtheilungen nicht möglich ist. Wie anders wären die Erfolge nach den schweren Schlägen gewesen, die die Buren den Briten bei Colenso, bei Magersfontein und am Spion Kop austheilten, wenn die Buren den Wirrwar und die Demoralisation der Engländer durch gesammelte Vorstöße und eine rückhaltlose Verfolgung ausgenutzt hätten! Die Truppen Bullers wären mindestens bis Maritzburg, wenn nicht gar Durban, die des Lord Methuen bis an den Oranje-Fluß gedrängt und ihnen wahrscheinlich noch viele Gefangene abgenommen worden. So sind die schweren Kämpfe ohne die rechte kriegerische Ernte geblieben!

Anderseits zeigte sich diese Schwerfälligkeit bei Kimberley, daß Cronje rechtzeitig hätte verlassen müssen, nachdem er die Wagen vorausgeschickt hatte, abgesehen davon, daß dieses Verzetteln der Streitkräfte auf alle Punkte der Grenze ein strategisch falsches Manöver war, worauf wir später näher eingehen werden.

Schon im November war über London von einem unbekannt gebliebenen Sachverständigen folgendes berichtet worden:

Die Taktik der Buren ist folgende. Sie rücken nie weiter vor, ehe sie nicht vorher ihre gesamte Rückzugslinie auf das Sorgfältigste gedeckt, die hinter ihnen liegenden Fluss- und Eisenbahnhauptpunkte in Defensivstellungen verwandelt und sich aller dominirenden Höhen des gesamten Operationsfeldes bemächtigt haben. Sie erkognosciren zunächst in kleineren Abtheilungen und rücken, sobald das Terrain frei befunden ist, mit vollem Lagertrain und Artillerie vor und besetzen alle taktisch wichtigen Punkte. Sie betrachten es als ihre vornehmste Aufgabe, ihre Geschütze auf den die Straßen und Eisenbahnen beherrschenden Höhen in Position zu bringen und erst, wenn die dann vorgeschobenen Kommandos den Rückzug des Feindes gemeldet oder dieser von ihnen geworfen worden, in alter Methode langsam wieder weiter vorzurücken. Tolle Kavallerieangriffe, fühlne Vorstöße der Avantgarde kennt der Bur nicht. Er geht immer vorsichtig, man möchte fast sagen in „altfränkischer“ Weise vor, sich vorher über

alles Unklare Sicherheit verschaffend. Aber Hand in Hand damit geht ein seines Verständniß für die Mattsetzung des Gegners durch strategische Schachzüge und langsame aber systematische Flankenumgehung. Forcierte Märsche im Rücken des Feindes bleiben im Norden der Kapkolonie, wie vorher in Natal, die Signatur der Burenoperationen.

Neber die Disciplin oder, richtiger gesagt, Disciplinlosigkeit der Burenarmee berichtet ein Redakteur der „Volksstem“ Dr. Engelenburg folgendes:

„Nichts ist dem europäischen Neuling überraschender, als die Beobachtung eines Umstandes, der in einem Burenkommando jeden Augenblick zu konstatiren ist, nämlich daß verschiedene Reiter sich mit einem Sonnen- oder Regenschirm gegen Sonnenhitze oder Regen schützen. Andere leisten sich einen „achterryder“, einen berittenen Kaffer, der das Gewehr, die Patronen &c. seines Herrn trägt, wenn dieser sie nicht benutzt. Von einem Antreten zum Appell und dergleichen ist bei den Buren keine Rede; wenn die Trupper ausziehen sollen, erschallt der Befehl: „op sa’el! burgers, op sa’el!“ (in den Sattel! Bürger, in den Sattel!) und es steht jedem frei, ob und wann er dieser Ordre



Ein Buren-Borposten an der Grenze von Natal.



Ein Feldherr führt seine Mannschaften zum Sammelpunkt.

Folge leisten will. Die einzige existirende, aber sehr wirksame Disciplin wird durch das Bewußtsein geschaffen, daß man von den Kameraden beobachtet und nöthigenfalls ausgelacht wird. Mancher Beldkornet kennt nicht mal die genaue Anzahl seiner Mannschaften.

Die Abneigung der Buren gegen schneidig militärisches Auftreten geht auch daraus hervor, daß die wenigen Chargen, die es überhaupt giebt, ebenso unbedeutend wie äußerlich schwer zu erkennen sind; ihr Kriegsrath ist höchst gemüthlich und die Befehle haben mehr das Ansehen von höflichen Bitten. Großthuerei und sich Sich-seiner-Thaten-rühmen wird als recht verwerflich betrachtet; dagegen wird ein Bur mit der größten Offenheit und ohne Scheu bekennen, daß er das Kämpfen lange nicht für „das Höchste der Gefühle“ hält; derselbe Mann wird aber, wenn er muß, unter den Bomben hindurchgehen.

Offenklich verrathen die Buren, wie im Nothfalle am besten davonzukommen, aber nicht ein Kommando wird seine Stellungen aufgeben, bevor es dringend nothwendig ist und wenn längeres Verweilen lediglich Opfer kostet würde. Ueberhaupt ist Kapitulation den Buren furchtbar und das Allerlezte, was sie thun. „Schneidigkeit“ auf dem Schlachtfelde ist verpönt; kein Bur denkt daran, lediglich aus Ueberflüß an Muth sein Leben zu wagen. Derartiger Uebermuth wird gegebenen Falles auch anstatt mit dem Ehrenmetall, durch einen gehörigen „Ausschnauzer“ von seiten des Beldkornets gewürdigt, denn jeder Mann der fällt, raubt nicht allein einer Familie ihren Ernährer, sondern schwächt zudem sein Kommando und verringert die Aussichten auf den Sieg. Der Bur soll sich selbst schützen und soviel wie möglich die Feinde kampfunfähig machen.

Bedingungsloser Gehorsam im Kriege ist bei den Buren eine Unmöglichkeit, denn erstens ist die Machtbefugniß der Befehlshaber viel zu beschränkt und zweitens haben die Untergebenen ein großes Maß von Selbständigkeit und ein sehr kritisches Urtheil aufzuweisen. Jeder Befehlshaber der Buren — er möge Generalissimus, „Bechtgeneraal“, Kommandant oder „Beldkornet“ sein — verdankt seine Autorität lediglich dem Willen des „souveränen“ Volkes, es sei mittels Abstimmung oder auf andere Weise. Seine Truppe besteht aus Leuten, die ihm materiell durchaus gleichstehen und ganz freiwillig seinen Anordnungen Folge leisten. Wer nicht mitkämpfen will, kann ohne viel Federlesens daheim bleiben; und wem der Beldkornet seines Viertels nicht paßt, stellt sich ohne weiteres unter einen anderen. Das Verhältniß zwischen beiden Parteien ist also nicht das eines Hauptmanns zu seinen Soldaten, sondern dasjenige von Kameraden.

In einer Burenarmee diktiert der Kommandirende seinen Willen nicht kurz in einer Tagesordre, sondern hält fortwährend Fühlung mit seinen Offizieren, um von deren Hilfe versichert zu bleiben. Je weniger folgsam ein Offizier ist, um so höher steigt er oft in der Achtung seiner Leute. Das ist der widersprüchsvolle Geist der Buren! Es kostet einem General oft manchen Schweißtropfen, um den Kriegsrath zur Annahme seiner Pläne zu bringen. Und es sind mir Fälle bekannt, daß ein Beldkornet wiederholt sich weigerte, seine Instruktionen zu befolgen, weil diese nach seiner Meinung nicht stichhaltig waren. Ueberhaupt ist der „kritische Blick“ der Buren viel größer als derjenige seiner Gegner. In jedem Afrikander schlummert ein Feldherr; sofort und ohne Mühe durchschaut er die Situation und ist sofort darin zu Hause. Er ist in fortwährender Verührung mit seinen Offizieren, so daß er weiß, was in den höheren Regionen umgeht; auch ist er ein eifriger Leser der Zeitungen, deren er habhaft wird, und der sofort in den Lagern verbreiteten Bulletins.

Jeder Bur-Soldat weiß folglich, was von seinem Kommando verlangt wird. Kommt ihm die Aufgabe zu schwer oder problematisch vor, so spricht er mit seinen Kameraden, und man geht zum Beldkornet. Sich willenlos hinschlachten zu lassen, fällt ihm nicht im Traume ein, und während eine Menge englischer Gefangener in Pretoria tatsächlich nicht weiß, weshalb überhaupt gekämpft wird, will der Bur jeden Befehl nicht nur vollständig verstehen, sondern auch gutheißen, sonst führt er ihn einfach nicht aus. —

Von einem Belgier wird die unglaubliche Sorglosigkeit der Buren hervorgehoben. Er sagt: Die Verachtung der Buren für die Engländer und ihre Taktik ist so groß, daß man die gewöhnlichste Vorsicht außer Acht läßt, und sich Kunststücke erlaubt, die sich bitter rächen könnten. Auf diese Misachtung des Gegner ist auch der verspätete Abzug von Cronje zurückzuführen. Am Tugela fochten die Buren gleichfalls in der Minderzahl. Ein großer Theil ihrer Mannschaft war einfach nach Hause entlassen und sollte sich nur bereit halten, auf den ersten Ruf zurückzukehren, was ja manchmal mit Schwierigkeiten verknüpft war. Dieser nach unserer Auffassung geradezu kindliche Leichtsinn hätte am Ende doch hier und da böse Folgen haben können, zumal die englischen Fesselballons rekognoszirten. Es gab Zeiten, wie ich aus bester Quelle weiß, wo in den Vertheidigungslinien bei Colenso keine 4000 Buren waren, die aber im höchsten Grade beweglich von einem bedrohten Punkt zum andern eilten.

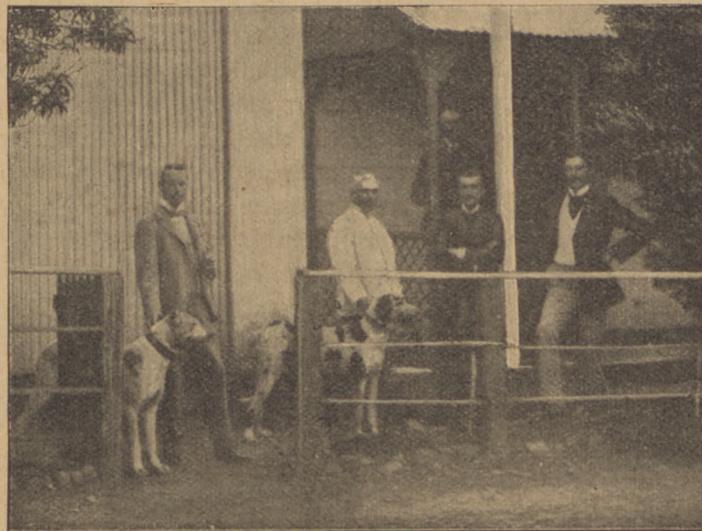


Abschiedsscene auf dem Bahnhof.

### Das Deutsche Freiwilligen-Corps in Transvaal.

Außer den Deutschen, welche in Transvaal das Bürgerrecht erworben haben und daher mit den Buren in Reih und Glied gesellt wurden und deren Zahl sich der Schätzung entzieht, bildeten diejenigen Deutschen, welche noch das deutsche Staatsbürgerrecht besaßen, unter Oberstleutnant Schiel ein besonderes deutsches Freiwilligen-Corps. Der Ausmarsch desselben fand von Johannesburg am 1. Oktober statt, und war als Sammelplatz die landwirtschaftliche Ausstellung unterhalb des Forts bestimmt. Pastor Graßmann, der selbst in Greifswald gedient hatte und preußischer Biezenfeldweibel war, hielt auf Bitte des Corps eine Ansprache, in der er sagte: „Durchbares werdet Ihr vielleicht bald sehen. Denkt daran, daß nicht blinder Zufall das eiserne Würfelspiel des Krieges lenkt, sondern allein der lebendige Gott. Nicht die Macht der Waffen, nicht die Zahl der Geschüze entscheidet, sondern der Wille des Allmächtigen, des Lenkers der Schlacht. Wie oft hat seine Macht dem Schwächeren Sieg verliehen! Denkt daran im Wetter der Schlacht, daß er seine Hand über Euch hält, daß nicht ein

Haar von Eurem Haupt fällt ohne seinen Willen. Selbst im Augenregen, unter feindlichem Granatfeuer, könnt Ihr unter dem Schirm des Höchsten sitzen und unter dem Schatten des Allmächtigen bleiben, zu ihm sprechen: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe! Vergesst das Gebet nicht. Krieg ist kein Kinderspiel und Ihr werdet bald die Hilfe des Allmächtigen nöthig haben, laßt Euch nicht erst die eiserne Noth das Beten lehren. Denkt daran, daß Ihr Christen seid. Ein guter Christ wird auch ein guter Soldat sein. Unter Gesang geistlicher Lieder sind unsere Bäter in die Schlacht gezogen und haben gesiegt gegen dreifache Uebermacht. Gewiß, der Feldherrgeist des Großen Friedrich hat sie geführt, aber was ihnen den Sieg verlieh, war der Geist, der sie belebte, der Geist unerschütterlichen Gottvertrauens. Und diesen Geist unerschütterlichen Gottvertrauens, der fest wie ein Felsen steht im Branden und Wogen der Schlacht, gebe der Allmächtige auch Euch. Er hält den Kopf kühl und klar auch in der größten Noth und Verwirrung. Er weiß: Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen. Und nun ziehet hin und macht das stolze Wort des eisernen Kanzlers zur Wahrheit: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Gott geleite Euch durch Kampf und Sieg und zu einem fröhlichen Wiedersehen, wolls Gott, hier in dieser Stadt. Und sollte er es anders beschlossen haben, und dem



Graf Zeppelin. Schiel. v. Lambert. v. d. Hoeven.

Deutsche Offiziere in Transvaal.

einen oder andern ein ehrlicher Soldatentod beschieden sein: Auf Wiedersehen vor Gottes Thron. Amen." — Es folgte dann ein kurzes Gebet nebst der Absingung der zweiten Strophe des Lutherliedes, worauf der Feldkornet ein Hoch auf das Land ausbrachte, in welches alles begeistert einstimmte. Hierauf erfolgte der Abmarsch nach Bloomfontein, von wo die Abfahrt nach der Grenze unter enthusiastischen Kundgebungen des zahlreich zusammengeschrönten Publikums erfolgte.

Der Führer der deutschen Freischaar, Friedrich Adolf Schiel, dessen Bild wir auf S. 28 des zweiten Theils brachten, ist aus Frankfurt a. Main gebürtig. Er ist der am 19. Dezember 1858 geborene Sohn des dortigen Kaufmanns Anton Josef Schiel und dessen Gattin, einer geborenen Glindemann. Preußischer Offizier, und zwar im Braunschweiger Husarenregiment, ist er nur kurze Zeit gewesen. Ueber sein Avancement zum Obersten in Buren-Diensten und über seine sonstigen Lebensschicksale gab Dr. Ohnesalsch-Richter ein sehr anschauliches Bild im Berliner Lokal-Anzeiger:

Der jetzt zum Obersten und Kommandeur des deutschen Freicorps avancirte bisherige Kapitän Adolf Schiel, General-Adjutant Piet Jouberts und Chef des Gefängnißwesens der südafrikanischen Republik, der auch Dr. Jameson und Genossen eine Zeitlang unter seiner Obhut als Gefangene hatte, hat eine ziemlich bewegte, an Abenteuern reiche Vergangenheit hinter sich. Der ebenso energische, wie intelligente Mann quittirte, kaum mehr als 20 Jahre alt, den preußischen Dienst als Husaren-Leutnant, fuhr auf einem Segelschiffe nach Südafrika und trat, als er sich von Geldmitteln entblößt sah, als Transportfahrer in die Dienste eines deutschen Kolonisten von New Germany bei Natal. Als solcher hat er mit seinem mit 12—20 Ochsen bespannten Wagen Transport- und Fuhrgeschäfte mitten durch ganz Südafrika betrieben. Bald avancirte er zum Wirtschaftsinspector und verlobte sich mit der Tochter eines deutschen Missionars. Später ging er zum Zulukönig Dinizulu und wurde dessen erster Iduna d. h. Rathgeber und Minister. Dinizulu, der älteste Sohn Netschwayo's rief dann auf Anrathen Schiels eine Truppe Buren ins Land, mit Hilfe deren und seiner Uzulus er die übrigen Zuluhäuptlinge besiegte. Der Buren-Auführer Lukas Meheer, der General-Kommandant John Pretorius, sowie Kapitän Schiel und andere erhielten vom Zulu-Könige große Landkomplexe zum Geschenke, die sich bis an die Küste zur Sauta-Lucia-Bai erstreckten. Große Bremer Firmen, darunter auch Lüderitz, erwarben ebenfalls große Landstrecken. Dinizulu sandte da-

mals (1885) Schiel als seinen Abgesandten nach Berlin, der mit Bismarck wegen der geplanten und angebotenen Annexion durch Deutschland verhandelte. Da aber die Engländer und Buren ältere Rechte geltend machten, hielt es Bismarck für angezeigt, sich einer weitergehenden Einmischung zu enthalten, was heute sehr zu bedauern ist, denn die Ansprüche Englands und der Burenstaaten waren ziemlich vage und die Santa-Lucia-Bai bildete die Eingangspforte zum Zululande, eines der fruchtbarsten Länder Südafrikas. Auch hätten die Buren auf diese Weise durch deutsches Territorium die Verbindung zur See erreicht. Die ganze Transvaalfrage hätte heute ein anderes Aussehen und Deutschland vielleicht das Recht und die Pflicht, für Transvaal die Waffen zu ergreifen. England, das im schnellen Zugreifen groß ist, machte damals kurzen Prozeß, annektierte den Küstenstreifen und den größten Theil des Zululandes, überließ dagegen den Buren ein Gebiet weiter landeinwärts, auf welchem Lukas Meier und John Pretorius die „Neue Republik“ proklamirten, welche auch von England 1886 anerkannt, aber schon 1887, wiederum im Einvernehmen mit England, der Transvaal-Republik einverleibt wurde. Ich habe diese Gegend um den Ort Bryheid, in dem äußersten Südost Transvaals, 1897 mit Kapitän Schiel besucht, der eigenhändig unsere zweirädrige Karre erst mit vier, dann mit sechs Pferden lang fuhr. —

Die Transvaal-Negierung war durch die geschilderten Verwickelungen auf die Tüchtigkeit Schiels aufmerksam gemacht worden und ernannte ihn alsbald zum Eingeborenen-Kommissarius für einen Bezirk in Nord-Transvaal, wo er sich dann einen eigenen Herd gründete, die Farm Noßbach erbaute, sich in den Kämpfen zwischen den Buren und den Basuto hervorhat und zum Adjutanten Piet Jouberts avancirte. Später wurde er nach Pretoria gerufen und zum Chef aller Gefängnisse Transvaals und zum Artillerie-Kapitän ernannt, auch zu seiner artilleristischen Ausbildung von Staatswegen nach Preußen geschickt.

Nach dem Jameson'schen Einfall entwarf ferner Schiel den Plan zum Fort von Johannesburg, dessen Bau er persönlich geleitet hat. Er war bis Anfang 1899 auch Kommandant des Forts, das jetzt von Gloff, dem Schwiegersohne Paul Krügers befehligt wird, mit Kruppschen Festungsgeschützen großen Kalibers und neuester Konstruktion armirt ist und mit denselben in wenigen Stunden ganz Johannesburg dem Erdboden gleich machen kann.

1897 hatte Schiel die Absicht, mich nach Berlin zu begleiten. Als ich aber eines Morgens früh 6 Uhr mit Schiel zum Odm Paul

zu einer Tasse Kaffee ging und meine Bitte vortrug, kam ich schlecht an. Während Krüger sich bei dem ersten offiziellen Empfange im Staatsgebäude in Gegenwart unseres Konsuls Herrn von Herff, der mich einführte, des Dr. Leyds, der Mitglieder des ausführenden Rathes und des offiziellen Dolmetschers ziemlich feierlich und ceremoniell gezeigt hatte, war er in seiner Privatwohnung das ganze Gegentheil.

„Lies dem Doktor die Zeitung vor,“ wandte sich Krüger — die Worte erregt herausstoßend — an seinen englisch verstehenden Schwiegersohn Cloff, „die Engländer wollen die Delagoa-Bay nehmen,



Das Nord-Fort bei Pretoria.

neue Kriegsgefahren drohen. Da brauche ich Kapitän Schiel ganz besonders, der sein Fort fertig bauen soll, und auch die jungen Buren, die Sie, Doktor, engagiert haben, kann ich nicht entbehren.“ — Schon damals muß die englische Regierung etwas derartiges im Schiloe geführt haben, das dann wieder rückgängig gemacht wurde.

Jetzt ist mein Freund Schiel plötzlich zum Obersten avancirt und mit der Bildung und Führung des deutschen Freiwilligen-Corps, das man bis auf 4000 Mann Stärke zu bringen gedenkt, betraut. Der richtige Mann an der richtigen Stelle! —

Wir möchten hier gleich noch anderer deutscher Männer, und zwar zunächst eines ehemaligen deutschen Offiziers, des Grafen Heinrich

von Zeppelin, gedenken. Er war Leutnant im Ludwigshurger Infanterie-Regiment, und seine Kameraden sahen ihn 1896 nur ungern aus ihrer Mitte scheiden. Er ging nach Transvaal, und organisierte unter Schiel eine berittene Schaar Deutscher, die den Kern für eine größere reguläre Kavalleriemacht bilden sollte; seinen eigentlichen Lebensunterhalt erwarb er als Angestellter der Goldwäschereien der Firma Siemens. Sobald mobil gemacht wurde, trat er in das deutsche Corps ein und erhielt das Kommando über eine 200 Mann starke Schwadron. Eines der Mitglieder derselben dichtete ein Kriegslied, das nach der Melodie „Wilhelms von Nassau“ gesungen wurde

Graf Zeppelin aus Schwaben führt  
Ins Deutsche an.  
Ihn haben wir uns frei erkürt  
Als echten Mann!  
Die Soldaten hau'n auf's Kamisol  
Wir alle gleich,  
Und rufen dazu: Fühlt sie wohl,  
Die Schwabenstreich'!

Das Burenvolk in Waffen steht,  
Für Treu und Recht,  
Zum Tod bereit ein jeder geht  
Ins Mordgesecht.  
Was Mann heißt — Knabe oder Greis —  
Sagt's Leben ein.  
Des Landes Freiheit ist der Preis,  
Der ganz allein!

O Herr, der einst den Goliath  
Durch David warf,  
Mach unser Häuslein früh und spät  
Zum Streite scharf!  
Hochauf lasz unsre Fahne wehn;  
Komm an, du Rott!  
Es wird zu uns, den Treuen, stehn  
Der treue Gott!

Zeppelin fiel an der Spitze seiner Schwadron bei Glandslagte, wo die 8—900 Mann der deutschen und anderen Freiwilligen mit 2 Geschützen den ganzen Tag des 21. Oktober hindurch einer Übermacht von 3200 Mann und 18 Geschützen heldenhaften Widerstand leisteten und erst Abends sich geordnet zurückzogen. Der Königliche Hof in Stuttgart nahm innigen Anteil an dem Tode des Tapferen. In einem rührenden Beileidsschreiben an seine Mutter sagte König Wilhelm von Württemberg: „Ein Trost, ein kleiner Trost darf

Ihnen sein, wie Ihr Sohn einen ehrlichen, ehrenvollen Soldatentod hat finden dürfen, wie das Vaterland mit dankbarer Bewunderung auf ihn blickt, wie sein altes Regiment mit Stolz seiner gedenkt. Möge ihm die ferne Erde leicht sein, wo er sich so brav gehalten."

Ein anderer ehemaliger deutscher Offizier, der Leutnant von Brüsewitz, fiel in der Schlacht am Spionkop. Sein inorrektes Verhalten ist bekannt genug, er hat es durch den Tod geführt. Nach Verbüßung seiner Strafe ging er nach Südafrika und trat in das Burenheer ein. Bei dem Sturm auf den Spionkop focht er tapfer in der Reihe der Stürmenden. Das Offizierkorps des deutschen Regiments, in dem er ehemals diente, ehe er sich nach Südafrika begab, widmete dem früheren Kameraden folgenden Nachruf: Ich erfülle die Ehrenpflicht, im Namen seiner ehemaligen Kameraden anzugeben, daß der frühere Oberleutnant von Brüsewitz, welcher vierzehn Jahre, bis zum Jahre 1897, als treuer Kamerad dem 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 angehört hat, im südafrikanischen Kriege in den Kämpfen am Tugela einen ruhmvollen Tod gesunden hat. Karlsruhe, den 1. Februar 1900. v. Ferno, Oberst und Kommandeur des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109.

Neber den militärischen Bildungsgang des deutschen Feldkornets Helmhold ist uns nichts bekannt. Er erlag seinen bei Belmont empfangenen Wunden. Helmhold war nicht nur um seines edlen Charakters, sondern auch um seiner militärischen und literarischen Fähigkeiten willen als "Vorman" des Distrikts Boshof aussersehen worden. Kurz bevor er an der Spitze seines Kommandos ausrückte, hatte er die Uebersetzung der historischen Erzählung "Piet Uys" aus der Feder des bekannten transvaalschen Schriftstellers van der Post ins Deutsche beendet.

Zu den Deutschen, die im Burenkriege gefallen sind, gehört auch der Bergassessor Georg Schmitz-Dumont, der bei der Belagerung von Ladysmith gefallen ist. Als Sohn des vor einigen Jahren in Hamburg verstorbenen Schriftstellers Otto Schmitz-Dumont, 1866 zu Los Angeles im südlichen Theile Kaliforniens geboren, hatte er das Gymnasium in Dresden-Neustadt besucht und in Preußen Bergwissenschaften studirt. Nachdem er dort Bergassessor geworden, ging er, ohne jedoch aus dem preussischen Staatsdienste endgiltig auszuscheiden, nach Transvaal, wo er zuerst das Amt eines Berginspektors bekleidete und dann eine angeschene und einträgliche Privatstellung annahm.

Natürlich werden noch viel mehr Deutsche dort den Helden Tod gefunden haben, doch ist bisher nichts darüber bekannt geworden.

## Franzosen im Burenheere.

Über das Creuzot-Geschütz und einige andere Dinge, die den Franzosen jedenfalls sehr schmeichelhaft waren, für deren Richtigkeit wir uns aber nicht verbürgen können, schrieb der französische Oberst de Villebois-Mareuil, der dem Stabe des Generals Joubert bei Ladysmith zugethieilt war, zu Anfang 1900 aber an eine andere Stelle des Kriegsschauplatzes versetzt wurde, der „Liberté“ am 15. Januar folgendes:

Zwei Vertreter der französischen Geschützfabrik in Creuzot, die Herren Grunberg (dieser Name klingt gerade nicht übermäßig französisch) und Léon, sind die tatsächlichen Leiter der Artillerie und des Geniekörps der Transvaal-Armee. Nachdem sie die wichtigsten und neuesten Forts von Pretoria erbaut hatten — die drei älteren sind von Deutschen errichtet worden — versorgten sie die Buren-Armee mit Geschützen. Unglücklicherweise ist ein großer Theil der in Creuzot bestellten Geschütze nach der Kriegserklärung in Frankreich geblieben, doch sind 4 Geschütze, System Canet, rechtzeitig eingetroffen, und die außerordentliche Wirksamkeit eines dieser „Long Tom“ genannten Geschütze hat bereits unter den Buren eine förmliche Legendenbildung veranlaßt. Herr Léon hat mit unermüdlicher Energie dieses Geschütz von Langs Nek bis Ladysmith nächtlicherweise mit 20 Paar Ochsen geführt, es vor der Armee der Buren auf Schwindel erregende Höhen gebracht und er hat auch die Positionen der Belagerer ausgewählt. In den Lagern, wo jedermann ihn kennt, übt er die Autorität eines Generalissimus aus. Auch bei dem Verpflegungswesen hat er sich große Verdienste erworben. Herr Grunberg ist dagegen in Pretoria und Johannesburg thätig, wo er die Reparaturen der beschädigten Geschütze und die Herstellung von Munition leitet.

Das Kriegskommissariat versorgt die Lager bei Ladysmith in sehr liberaler Weise. Das Fleisch ist vorzüglich, das Brot wird in Glencoe durch einen Franzosen, Herrn von Sainte-Croix, unter Benutzung der den Engländern abgenommenen Backöfen hergestellt. Eine Bäckerei sollte auch zu Colenso errichtet werden. In Ermangelung von Brot giebt es Zwieback der Buren, der besser ist als der französische und bei dem man sich nicht die Zähne abbricht. Die Verwaltung liefert außerdem Thee, Kaffee, Reis, Kartoffeln und Gewürz, sowie alle Bekleidungsgegenstände, und zwar ohne lange Schreiberei, auf eine einfache Neuzeitung des Feld-Kornets hin. Im Lager herrscht wunderbare Ruhe, die Befehle ergehen mündlich. Das Zelt



Generalissimus Joubert.

des Generals, des Kommandanten, des Feld-Kornels dient als Klub, dessen sich jeder bedienen kann. Es giebt weder Strafen noch Belohnungen, weder Bank noch Zwangsmittel. Jeder führt freiwillig aus, was er zu thun hat, zu bestimmter Stunde, wie eine Gewissenspflicht. Die Lager haben Scheinwerfer, Ambulance, Telegraph und Post, wie die modernen Armeen. Alles dieses wird von Fremden besorgt. Im Lager herrscht ein streng religiöser Geist. Der General, dem man ein Kompliment macht, antwortet: „Gott hat es erlaubt.“ Der Bür, den man in seinen heimlichen Bestrebungen erinnthigt, richtet einen vertrauensvollen Blick nach dem Himmel.

Zum Schlusse röhmt Herr von Billebois-Mareuil die Ritterlichkeit der Buren und deren Zuneigung zu den Franzosen. „Sind doch viele von den hervorragenden Buren französischen Ursprungs, so die Joubert, Malan, Cronje (Cronie), du Toit, de Villiers, Malherbe und du Plessis. Die Blicke der Buren wenden sich denn auch hauptsächlich Frankreich zu, von dem sie bei der „Abrechnung“ Hilfe erwarten.“

### General-Kommandant Joubert.

Joubert ist eine der markantesten Erscheinungen unter den führenden Männern der Südafrikanischen Republik. Sein Geburtsort ist die Farm Gangi im Distrikt von Graaff-Reinet, woselbst er als einfacher Bauerssohn 1831 geboren und unter leidlich günstigen Vermögensverhältnissen erzogen wurde. Er nahm Theil an den verschiedenen Trecks, d. h. an der infolge der englischen Bedrückung mehrfach nothwendig gewordenen Auswanderung nach dem Norden, und dem alten graubärtigen Manne sind nach seiner eigenen Angabe die Unbilden noch in lebhaftester Erinnerung, welche er mit seinen immer wieder in die Fremde getriebenen Stammesgenossen hat erdulden müssen. Kein Wunder, wenn der alte General hente dafür bekannt ist, daß unter ihm nur selten Pardon gegeben wird, und wenn selbst

seine Landesgenossen ihn den „stümme Piet“, den argen Peter, nennen, von dem man im Guten wie im Schlimmen Alles gewärtigen kann.

Nachdem er sich im Handel etwas Geld verdient hatte, ließ er sich als Farmer in Wakkerstrom in Transvaal nieder. Allein die Politik nahm ihn bald völlig in Anspruch und entzog ihm seinem landwirtschaftlichen Beruf. Er wurde in den Volksraad gewählt und spielte bei allen großen Ereignissen in der Geschichte Transvaals eine Rolle. Mehr als eine Wunde beweist, daß er seine Vorbeeren nicht erworben hat, ohne kühn der Gefahr in's Auge zu blicken. Sein unruhiges Leben und die vielen Prüfungen desselben, sowie die Kriegserfahrung aus den Jahren 1880/81 und beim Jamesonschen Einfall, während welcher sich Joubert bereits als Kommandirender der Buren bewährte, haben ihm genug Urtheils- und Entschlußkraft, Geistesgegenwart und Berechnung gegeben, daß man auch jetzt von ihm eine entschiedene und zielbewußte Führung erwarten darf.

Joubert soll nicht, wie sein Name auf den ersten Blick vermuten lassen könnte, französischer, sondern niederdeutscher, wahrscheinlich friesischer Abkunft sein. Er selbst soll auf eine Anfrage deutscher Freunde vor Kriegsausbruch erklärt haben, sein Name sei nicht französisch „Shubär“, sondern niederdeutsch „Taubert“ auszusprechen. Die Familie Joubert sei seit alten Zeiten und auch heute noch in dem flandrischen Fischerdorfe Sint-Pol ansässig, das an der Nordsee zwischen Grevelingen und Dünkirchen in dem Gau Seelandern (Département du Nord) gelegen ist. Dieser Gau ist durch Ludwig XIV. von den Niederlanden durch die berüchtigten „Chambres de Réunion“ abgetrennt und dem französischen Reiche einverlebt worden, doch hat in der Volksart der Einwohner dies keine Veränderung bewirkt, sondern sie sind heut noch wie vor alten Zeiten gut flämisch in Sprache und Sitten. Wir geben diese Mittheilung, deren Richtigkeit wir nicht kontrolliren können, genau so wieder, wie sie uns aus guter Quelle zu-



General Cronje.

gegangen ist, wollen aber trotzdem darauf hinweisen, daß der Generalissimus sich in einer an die Königin von England gerichteten Denkschrift, als „Urenkel von Pierre Joubert, einem Hugenotten“ bezeichnet hat.

Neber die „Uniform“ des General-Kommandanten berichtet ein holländischer Kriegskorrespondent: Noch nie während des heutigen Krieges hatemand den Generalissimus „Dom Piet Joubert“ etwas tragen sehen, das mit einem besonderen Militäranzuge auch nur eine schwache Nehnlichkeit hatte; wiederholt habe ich diesen eigenartigen Feldherrn auf Nekognoszirungen begleitet und noch sehe ich ihn vor mir: sitzend in einem kleinen Wägelchen, einen harten brauen Hut auf dem Kopfe und den Hals in dem umgesüßpten Kragen eines höchst prosaischen Ueberziehers verborgen. Nur der im ledernen Etui hängende Feldstecher und ein Patronengürtel gaben der friedlichen Erscheinung des Herrn Joubert einen soldatischen Beigeschmack.

Wir wollen gleich noch ein Wort über die Frau des Generalissimus anschließen, denn „Tante Joubert“ ist mit ihrem Mann ins Feld gezogen. Zwar haben vor ihr schon eine ganze Reihe tapferer Frauen die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges mit ihren Männern getheilt, wenige Frauen aber haben eine größere Kühnheit und Ausdauer bewiesen, als diese einfache Frau des Oberbefehlshabers der Buren, und sogar ein englisches Blatt meint, dieser „Anhänglichkeit“ könne man seine Bewunderung nicht versagen. „Tante“ Joubert, wie sie von den Buren genannt wird, ist mit den Schrecken des Krieges ebenso vertraut, wie ihr Mann; sie hat immer darauf bestanden, ihm zu folgen, sei es nun bei einem feindlichen Einfall der Eingeborenen oder bei einem Feldzug. Sie kann ein Gewehr eben so gut handhaben, wie jeder Burgher; doch ist ihre Aufgabe auf dem Schlachtfelde mehr die einer Pflegerin. Ihr erstes Augenmerk richtet sie auf die Bequemlichkeit ihres Eheherrn; sie hält auf Ordnung und Reinlichkeit in seinem Zelt, kocht seine Mahlzeiten und sucht ihm die bequeme Häuslichkeit soviel als möglich zu ersezten. Die Buren sind denn auch daran gewöhnt, die Frau ihres Generals Kartoffel schälend oder ein heimathliches Gericht kochend an der Thür seines Zeltes sitzen zu sehen. Die übrige Zeit verwendet sie auf die Pflege der Verwundeten, und mancher Burgher ist in seiner Sterbestunde von ihr mütterlich erquikt und getröstet worden. „Tante“ Joubert steht ihrem Gatten mit Rath und That zur Seite. Mehrmals schwante sie schon in Lebensgefahr, aber Rücksicht auf persönliche Sicherheit ist ihr fremd, wenn sie ihren „Piet“ im Kriege weiß.

## General Cronje.

Eine ungemein interessante Schilderung von diesem Burenführer brachte zu Aufang des Krieges die in Südafrika erscheinende Zeitung „Standard and Digger News“:

Die Buren bewundern Joubert, aber er ist für sie immer „Slim Piet,“ der Opponent Krügers, der Mann, der mit den Ausländern unterhandelt hat. Cronje ist rauh, häuerisch; er begehrte niemandes Freundschaft, und wenige schenken sie ihm, aber er besitzt das Vertrauen der Buren im Felde. Er hat die Republik bei Majuba und bei Dornkoop gerettet, keinem folgen die Truppen so willig gegen den Feind wie Cronje; er hat das Auge des Falken für die Stellung des Feindes, die Witterung des Schakals für seine Schwächen. Jamesons Einfall hat überhaupt gezeigt, wie viel vom Jäger noch im Buren steckt. Wäre Cronje nur Soldat, er hätte nimmer den Feind mit solcher Geduld in eine so verhängnisvolle Position locken können wie dies bei Dornkoop geschah. Die tapferen todtmüden Feinde wurden wie Wild gestellt und im Dunkel der Nacht wie Schafe in die Hürden getrieben. Entrinnen war unmöglich. Rechts und links standen Buren und hielten ihre Büchsen auf die Reiter gerichtet. Die Taktik Cronjes war damals der eines Oliver Cromwell würdig. Cronjes Sohn wurde schwer verwundet, aber nur einen Augenblick überwog das väterliche Gefühl die Vorsicht des Generals. Er brachte seinen Sohn in Sicherheit, und vor Tagesdämmerung war Cronje schon wieder zurück, um den Feinden den Gnadenstoß zu geben. Eine dunkle regnerische Nacht machte Cronje zum Liebling der Buren; aber die Buren sind in ihrer Bewunderung sparsam und zurückhaltend. Sie sind kein dankbares Volk wie die Amerikaner. Kein festlicher Empfang, kein Ehrensäbel erwartete Cronje, als er auf seinem zottigen Ponh, müde vom langen Ritt, und schweren Herzens vom Lager des verwundeten Sohnes kommend, in Pretoria einritt. Kein Mann zog den Hut vor ihm, wenige nur sprachen ihn an. Er war ja ein Bure, es war einfach seine Pflicht, die Eindringlinge zurückzuschlagen. Wäre er unterlegen, hätte man ihn getadelt; daß er gesiegt, war keine besondere Heldenthat. Man glaubte früher, daß Cronje sich um das Amt des Präsidenten bewerben werde. Aber sein Ehrgeiz liegt in einer anderen Richtung. Er ist der Mann des „Beldt“. In der Heide geboren, verlangt er nichts anderes als dort zu sterben, die Büchse in der Hand, wie es einem Jäger und Soldaten geziemt.

## Ungefährre erste Aufstellung der Buren.

Führer der Armee.

General-Kommandant Toubert.

### In Natal.

Dort führte General Toubert

Rechts bei Breede und westlich Volksrust	Im Zentrum bei Volksrust	Links b. Wackerström Kommandant Abtheil. Oberst Schiel.
Rechte Seitenkolonnen am van Reenen Passe Grobler, General-Kommandant des Oranje-Freistaates.	Kommandant Viljoen.	Linke Seitenkolonnen bei Utrecht und Brijheid Schalk Burgher und Grasimus. Ein Detachement vom Zululand.

Zwei Detachements am Tintwa  
und am Bezouiden Passe.

### Im Kaplande.

Eine Abtheilung b. Springfontein. | Eine Abtheilung b. Aliwal North.

### Im Westen.

Bei Kimberley General Botha.	Bei Mafeking Kommandant Cronje.	Im Norden einige fliegende Detachements.
---------------------------------	------------------------------------	--

Die Artillerie war hier und da vertheilt.



Oranje-Buren am Modderriver.

19590

## Ungefährre erste Aufstellung der Buren.

Führer der Armee.

General-Kommandant Joubert.

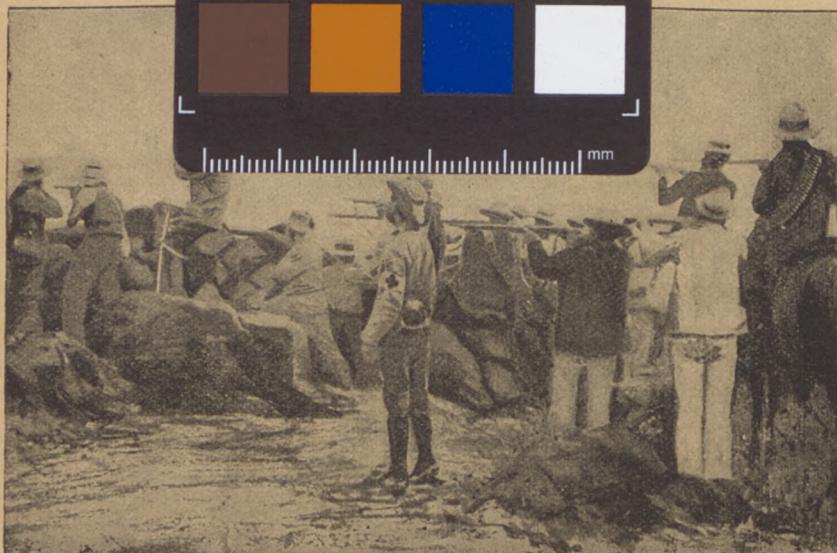
In Natal

Rechts bei Vryheid  
 westlich Volksdorp  
 Abtheil. Oberstleutnant  
 Rechte Seite  
 am van  
 Grobler, General  
 des Oranjerivier.  
 Zwei Detachemente  
 und am Blyde  
 Eine Abtheilung  
 Bei Kimperville  
 General Breyer

b. Wackerström  
 mmandant  
 kas Meyer.  
 nkolonnen  
 und Vrijheid  
 und Grasius.  
 ment vom  
 and.

Aliwal North.

n Norden  
 ge fliegende  
 etachements.



Oranje-Buren am Modderriver.

19590



Freiheit

80

Boat

3  
6  
5.4  
5.4  
5.4  
5.4  
5.4

Leipzig, 1888. 1. Aufl. 1888.  
Von Carl F. Tietz.